

LMU

LUDWIG-
MAXIMILIANS-
UNIVERSITÄT
MÜNCHEN

DISSERTATIONEN DER LMU

UB

100

ALEXANDRA RABENSTEINER

„[I]n lieblichster Muße Land
und Volk zu beobachten“

Das Morgenblatt für gebildete Leser und die
Formierung ethnographischen Wissens (1837–1857)

„[I]n lieblichster Muße Land und Volk
zu beobachten“

Das Morgenblatt für gebildete Leser
und die Formierung ethnographischen
Wissens (1837–1857)

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Doktorgrades der Philosophie
der Ludwig-Maximilians-Universität München

vorgelegt von
Alexandra Rabensteiner
aus
Meran
2026

Referentin: Prof. Dr. Christiane Schwab
Korreferent: PD Dr. Jens Wietschorke
Datum der mündlichen Prüfung: 07. Juni 2023

Alexandra Rabensteiner

„[I]n lieblichster Muße Land und Volk zu beobachten“
Das *Morgenblatt für gebildete Leser* und die Formierung
ethnographischen Wissens (1837–1857)

Dissertationen der LMU München

Band 100

„[I]n lieblichster Muße Land
und Volk zu beobachten“
Das *Morgenblatt für gebildete Leser* und die
Formierung ethnographischen Wissens (1837–1857)

von
Alexandra Rabensteiner



Universitätsbibliothek
Ludwig-Maximilians-Universität München

Mit **Open Publishing LMU** unterstützt die Universitätsbibliothek der Ludwig-Maximilians-Universität München alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der LMU dabei, ihre Forschungsergebnisse parallel gedruckt und digital zu veröffentlichen.

Text © Alexandra Rabensteiner 2026

Diese Arbeit ist veröffentlicht unter Creative Commons Licence BY 4.0. (<http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>). Abbildungen unterliegen ggf. eigenen Lizenzen, die jeweils angegeben und gesondert zu berücksichtigen sind.

Erstveröffentlichung 2026

Zugleich Dissertation der LMU München 2023

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autoren und Autorinnen:
Buchschniede von Dataform Media GmbH, Julius-Raab-Straße 8
2203 Großbeersdorf, Österreich

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
info@buchschniede.at



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar über <http://dnb.d-nb.de>

Open-Access-Version dieser Publikation verfügbar unter:

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bvb:19-365890>

<https://doi.org/10.5282/edoc.36589>

ISBN 978-3-99192-434-0

Danksagung

Mein besonderer Dank gilt Prof. Dr. Christiane Schwab für die Ideengebung, die Denkanstöße, Begleitung und Betreuung während des gesamten Forschungs- und Schreibprozesses. Ich danke des Weiteren dem gesamten Projektteam für den Austausch und die Anregungen. Im Besonderen danke ich meiner Kollegin und Schreibtischnachbarin Frauke Ahrens. Ihre fachliche Kompetenz war ein Gewinn für die Arbeit. Ich danke ihr für die Gespräche und die Durchsicht meines Textes.

Ich danke PD Dr. Jens Wietschorke für die konstruktive Begutachtung meiner Arbeit als Zweitgutachter und der Drittprüferin Prof. Dr. Christine Haug vom Zentrum für Buchwissenschaft. Beiden danke ich für die inspirierenden Gespräche im Zuge der Verteidigung. Außerdem meiner Kollegin Karin Riedl für die Übernahme des Protokolls.

Meinen Arbeitskolleg*innen vom Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie der LMU München danke ich für die (fachliche) Begleitung in den letzten Jahren, die gemeinsamen Mittagessen und die Spaziergänge durch den Englischen Garten. Vor allem danke ich Laura Gozzer, die mit ihrer freundschaftlichen Unterstützung und ihren motivierenden Worten die Arbeit an diesem Projekt erleichtert hat. Ich danke außerdem Catharina Lüder und ihrer Kasseler Schreibgruppe, die mich digital während der Pandemie durch den Schreibprozess begleitet haben. Das Schreiben hat sich dadurch weniger einsam angefühlt. Meinen Freund*innen danke ich für die mentale und moralische Unterstützung.

Nicht zuletzt und besonders danke ich meinem Partner sowie meiner Familie für ihren Beistand, nicht nur während der letzten Jahre.

München, Februar 2026

Alexandra Rabensteiner

Inhalt

Danksagung.....	V
1 Publizistische Gesellschaftsbeschreibungen als frühe Formen ethnographischen Wissens	1
1.1 Spannungsfeld I: Publizistische Gesellschaftsbeschreibungen zwischen wissenschaftlichem und literarisch-journalistischem Schreiben.....	36
1.2 Spannungsfeld II: Wissenshistorische Perspektive zwischen Wissensgeschichte, Wissenschaftsgeschichte und Fachgeschichte... 40	
2 Das <i>Morgenblatt für gebildete Leser</i> in seiner Zeit.....	45
3 Wissen generieren und der volkskundliche Kanon im Spiegel des <i>Morgenblatts für gebildete Leser</i>	61
3.1 Praktiken der Wissensgenerierung	62
3.1.1 Beobachten	64
3.1.2 Sammeln.....	70
3.1.3 Spazieren, Wandern und Reisen.....	75
3.2 Prädisziplinäre publizistische Beschäftigung mit ‚volkskundlichen‘ Themen	79
3.2.1 ‚Volkspoesie‘: Märchen und Sagen im <i>Morgenblatt für gebildete Leser</i>	80
3.2.2 ‚Volksleben‘; ‚Sitten‘ und ‚Gebräuche‘ im <i>Morgenblatt für gebildete Leser</i>	92
3.3 Prädisziplinäre ‚volkskundliche‘ Akteure	106
3.3.1 Joseph Friedrich Lentner (1814–1852): Sammelnder Forscher	107
3.3.2 Ludwig Steub (1812–1888): Ethnographischer Beobachter	120
3.4 Zwischenresümee: Einübung von Wissenspraktiken und die Formierung des volkskundlichen Kanons	133

4	Wissen (re-)produzieren: Wissensformate und -akteur*innen...	137
4.1	Genrebilder: Interesse am Alltag.....	139
4.1.1	Amalie Schoppe (1791–1858): Alltag und Bevölkerung in Hamburg.....	142
4.1.2	Alfred von Reumont (1808–1887): Gegenwart und Vergangenheit in Rom und Florenz.....	155
4.2	Reisebeschreibungen: Interesse am ‚Anderen‘.....	164
4.2.1	Friedrich Wilhelm Hackländer (1816–1877): Gesellschaft im ‚Orient‘.....	167
4.2.2	Johann Georg Kohl (1808–1878): Ethnographische Betrachtungen Russlands und der Ukraine.....	175
4.3	Sozialreformerisch-philanthropische Texte: Interesse an Missständen.....	182
4.3.1	Amely Bölte (1811–1891): Soziale Frage in London.....	186
4.3.2	Ottilie Assing (1819–1884): Sklavenfrage in New York.....	194
4.4	Zwischenresümee: Wissens(re-)produktion im Spannungsfeld wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Formate und Akteur*innen.....	202
5	Gesellschaft ordnen.....	209
5.1	‚National-ethnische‘ Ordnungen: ‚Nation(alität)‘ – ‚Volk‘ – ‚Rasse‘.....	211
5.2	Soziale Ordnungen: ‚Stände‘ – ‚Klassen‘ – Marginalisierte.....	226
5.3	Geschlechterordnungen: Frauen – Männer.....	244
5.4	Historisierung: Historische Gesellschaft – (Kultur-)Geschichte.....	256
5.5	Zwischenresümee: Gesellschaftsordnungen im Spannungsfeld zwischen Natur- und Sozialwissenschaften.....	265
6	Resümee: Publizistische Gesellschaftsbeschreibungen als frühe Formen ethnographischen Wissens.....	269
	Quellenverzeichnis.....	281
	Literaturverzeichnis.....	305

1 Publizistische Gesellschaftsbeschreibungen als frühe Formen ethnographischen Wissens

„Wir waren in Charkoff von einer angesehenen russischen Familie eingeladen worden [...]. Die Liebenswürdigkeit der Familienglieder, die Schönheit der Jahreszeit, die herrliche Gelegenheit, in lieblichster Muße Land und Volk zu beobachten, dies Alles reizte uns nicht wenig, und wir rollten daher an einem heitern Frühlingsmorgen auf der großen Poltawischen Straße nach Dikank [...].“¹

Mit diesen Worten² begann der Reiseschriftsteller Johann Georg Kohl (1808–1878)³ seine Serie „Ethnographische Studien in der Ukraine“, die in der bürgerlichen Zeitschrift *Morgenblatt für gebildete Leser* 1841 veröffentlicht wurde. In insgesamt zehn Ausgaben gab Kohl Einblick in gesellschaftliche Strukturen, den Alltag, Rituale und weitere Themen, die die „Aufmerksamkeit des reisenden Ethnographen fesselte[n]“⁴, und bereitete sie für die Leser*innenschaft in „Deutschland“⁵ auf.

1 Kohl, Johann Georg, Ethnographische Studien in der Ukraine, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 111 (10.5.1841), S. 441 f., hier S. 441.

2 Direkte Zitate werden bis auf wenige Ausnahmen ohne Änderungen und ohne Fehlerkennzeichnung ‚[sic]‘; zum Beispiel bei veralteter Rechtschreibung, aus den historischen Quellen übernommen. Ausnahmen bilden rassistische oder diskriminierende Begriffe. Diese werden in der vorliegenden Arbeit nicht reproduziert. Vgl. dazu AntiDiskriminierungsbüro (ADB) Köln/Öffentlichkeit gegen Gewalt e.V. (Hrsg.), *Sprache schafft Wirklichkeit. Glossar und Checkliste zum Leitfaden für einen rassistismuskritischen Sprachgebrauch*, Köln 2013.

3 Die Lebensdaten von Personen werden jeweils bei der ersten Nennung angeführt. Bei den für die Arbeit zentralen Akteur*innen erscheint eine Mehrfachnennung mitunter sinnvoll.

4 Kohl, Johann Georg, Ethnographische Studien in der Ukraine, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 114 (13.5.1841), S. 454.

5 ‚Deutschland‘ wird an dieser Stelle in Anführungszeichen gesetzt, da es zwar als „klar identifizierbare KulturNation“ (Osterhammel, Jürgen, *Das 19. Jahrhundert*, in: *Informationen zur politischen Bildung* (2012), Nr. 315, S. 4) existierte – und als solche auch in der Publizistik des 19. Jahrhunderts als Deutschland benannt wurde –, nicht aber als Nation im Sinne einer staatlichen Einheit. Deutschland charakterisiert einen losen Staatenbund,

Solche „großen Beschreibungen und Analysen der Zeitgenossen“⁶ überfluteten im 19. Jahrhundert den publizistischen Markt in Europa. Zwar waren die (Selbst-)Beobachtung und -Beschreibung kein ausschließliches Phänomen dieser Epoche, jedoch nahmen sie sowohl zahlenmäßig als auch in ihren Formen in dieser Zeit zu und gewannen an Bedeutung.⁷ Neue literarische Genres, wie der Sozialroman oder die Sozialreportage, entstanden und der expandierende Pressemarkt bot dem gesteigerten Bedürfnis, „Staat und Gesellschaft [so zu untersuchen], wie sie in ihren Augen *waren*, nicht, wie sie sein *sollten*“⁸ Raum. Ich beschäftige mich in der vorliegenden Dissertation⁹ mit diesen ‚publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen‘ als einem zentralen Wissensformat des 19. Jahrhunderts. Die Arbeit entstand im Rahmen der an der Ludwig-Maximilians-Universität angesiedelten und von der Kulturwissenschaftlerin Christiane Schwab am Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie geleiteten Forschungsprojekte *Sezierungen des Gesellschaftlichen. Publizistische Skizzen und die Formierung ethnografisch-soziologischer Wissensordnungen (1830–1860)* (DFG Emmy-Noether-Projekt, 2016–2020) und *Dissecting Society. Nineteenth-Century Sociographic Journalism and the Formation of Ethnographic and Sociological Knowledge* (ERC, 2020–2025).

der von 1815 bis 1866 politisch als ‚Deutscher Bund‘ bezeichnet wurde. Erst 1871 kam es zu einer nationalen ‚Einigung‘. Im Folgenden werden die Bezeichnungen ‚Deutschland‘ ohne Anführungszeichen und ‚deutsche Länder‘ herangezogen.

6 Osterhammel, Jürgen, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, 5. Aufl., München 2010, S. 45.

7 Ebd.

8 Ebd.

9 Im Überarbeitungsprozess des vorliegenden Textes nach Abgabe und Verteidigung der Dissertation wurde punktuell KI-gestützte Unterstützung bei sprachlichen und klärenden Rückfragen herangezogen. Die inhaltliche Argumentation, die Textstruktur sowie die Auswahl und Interpretation der Quellen wurden eigenständig von der Autorin erarbeitet.

Publizistische Gesellschaftsbeschreibungen als Forschungsgegenstand

Publizistische Gesellschaftsbeschreibungen definiere ich als Wissensformate¹⁰, die in einem außerakademischen Rahmen geschaffen wurden und Wissen über Gesellschaften¹¹ und ihre Lebensweisen im Spannungsfeld zwischen Publizistik und Wissenschaft (› 1.1) produzierten. Es handelte sich dabei nicht um ein eigenständiges Genre: Publizistische Gesellschaftsbeschreibungen gab es sowohl in schriftlichen als auch in bildlichen¹² Repräsentationsformen und fanden sich in unterschiedlichen Publikationsformaten und Textgenres (› 4) wieder. Das Phänomen war international,¹³ ist heute teils gut erforscht – etwa die

10 „Mit ‚Wissensformat‘ ist hier die mediale, sinnlich-ästhetische Gestaltung von Wissen entlang spezifischer Regeln und Gepflogenheiten gemeint“ (Fenske, Michaela, Kulturwissenschaftliches Wissen Goes Public. Einblicke in den Aktionsraum von Wissenschaft und Öffentlichkeit am Beispiel volkscundlicher Enzyklopädien, in: Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag 19 (2011), Heft 1, S. 112–122, hier S. 116). Im Unterschied zu Medium bzw. Medien verstehe ich unter Format die Art und Weise wie Wissen gestaltet wurde im Sinne eines Genres. Unter Medium verstehe ich den Träger des Wissens; für Definition vgl. Kapitel zu „Wissen als Analysekategorie und Aufbau der Arbeit“ in Kapitel 1. 11 Gesellschaft verstanden als „Sammelbezeichnung für unterschiedliche Formen zusammenlebender Gemeinschaften von Menschen, deren Verhältnis zueinander durch Normen, Konventionen und Gesetze bestimmt ist und die als solche eine G[esellschafts]-Struktur (G[esellschafts]-Gefüge) ergeben“ (Schubert, Klaus/Klein, Martina, Gesellschaft, in: Das Politiklexikon, online unter: <https://www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/politiklexikon/17556/gesellschaft/>, 7., aktual. u. erw. Aufl., Bonn 2020, eingesehen am 16.1.2026).

12 In der vorliegenden Arbeit werden nur Texte berücksichtigt; zu visuellen Repräsentationen vgl. u.a. Ege, Moritz/Wietschorke, Jens, Figuren und Figurierungen in der empirischen Kulturanalyse. Methodologische Überlegungen am Beispiel der „Wiener Typen“ vom 18. bis zum 20. Jahrhundert und des Berliner „Prolls“ im 21. Jahrhundert, in: LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie 7 (2014), Nr. 10, S. 16–35; Markantonatos, Adriana, *L'Illustration* oder ‚bloß‘ Illustration? Der Beitrag des ‚Bildes‘ zu einer Geschichte sozialen Denkens und Wissens im Frankreich des frühen 19. Jahrhunderts, in: Skizzen, Romane, Karikaturen. Populäre Genres als soziographische Wissensformate im 19. Jahrhunderts (= WissensKulturen / Knowledge Cultures, Bd. 1), hrsg. v. Schwab, Christiane, Bielefeld 2021, S. 85–114.

13 Die Forscher*innen des DFG-Emmy-Noether-Projekts *Publizistische Skizzen und die Formierung ethnografisch-soziologischer Wissensordnungen (1830–1860)* und des ERC-Projekts *Dissecting Society. Nineteenth-Century Sociographic Journalism and the Formation of Ethnographic and Sociological Knowledge*, zu denen auch die Autorin der vorliegenden Arbeit gehörte, beschäftigen beziehungsweise beschäftigten sich neben den deutschen Ländern mit Frankreich, England und Spanien sowie ehemaligen spanischen Kolonien in Südamerika. Im Kontext der Forschungsprojekte wurden 2019 beziehungsweise 2022 zwei Workshops abgehalten, die die Internationalität des Themas verdeutlichen, vgl. Dissec-

sogenannten *Artículos de Costumbres* in Spanien und seinen ehemaligen Kolonien, die als *Costumbrismo* bereits unter den Zeitgenoss*innen beliebt waren –,¹⁴ teils unbekannt, zum Beispiel im deutschsprachigen Raum. Gerade im Deutschen gibt es daher auch keine feststehende Genrebezeichnung. Die Literaturwissenschaftlerin Martina Lauster schlägt¹⁵ in ihren Arbeiten die Begriffe ‚sketches‘, ‚pictures‘, ‚esquisses‘ und ‚Skizzen‘ vor,¹⁶ angelehnt an die in Frankreich und England beliebten Textsorten, die in Serienwerken und Zeitschriften wie *Heads of the People*, *Le Charivari* oder *Les Français peints par eux-mêmes* veröffentlicht wurden.¹⁷ Die Kulturwissenschaftlerin Christiane Schwab wählt einen weiter gefassten Begriff und spricht von ‚sociographic journalism‘ und – angelehnt an Lauster – von ‚social sketches‘.¹⁸ Ungeachtet der Genrebezeichnung und der jeweiligen nationalen Unterschiede vereinen diese publizistischen Texte einige Gemeinsamkeiten, die sie – erstens – zu einem für das 19. Jahrhundert spezifischen Wissensformat

ting Society (Hrsg.), *Dissecting Society III – Sketches of manners, genre paintings, social novels. Nineteenth-century popular genres as ethnographic formats*, online unter: <https://www.ekwee.uni-muenchen.de/veranstaltungen/tagungen/dissecting-society-3/index.html>, 28.6.2019, eingesehen am 16.1.2026; dies. (Hrsg.), *Conference “Ethnography, Folklore, and Nineteenth-Century Print Culture”*: detailed programme, online unter: https://www.dissectingsociety.ekwee.uni-muenchen.de/events/konferenz_juni_2022/index.html, 23.6.2022, eingesehen am 16.1.2026.

14 Vgl. u.a. Pillado, Miguel Angel, *The China and the Ranchero: Typecasting Mexicaness from Nineteenth-Century Costumbrismo to Classical Mexican Cinema*, in: *Skizzen, Romane, Karikaturen. Populäre Genres als soziographische Wissensformate im 19. Jahrhunderts* (= *WissensKulturen / Knowledge Cultures*, Bd. 1), hrsg. v. Schwab, Christiane, Bielefeld 2021, S. 115–143; Schwab, Christiane, *Der spanische costumbrismo* (ca. 1820–1860) und die Konsolidierung volkskundlich-soziologischer Interessen im europäischen Kontext, in: *Jahrbuch für Europäische Ethnologie* (2014), Band 9, S. 28–50.

15 Für eine klarere Unterscheidung zwischen wissenschaftlicher Literatur und den historischen Quellen beim Lesen werden in Folge wissenschaftliche Autor*innen in Präsenz, historische Akteur*innen im Präteritum wiedergegeben.

16 Lauster, Martina, *Zwischen Karikatur und Genre. Die Suche nach dem Staatsbürger in Skizzen des Vormärz*, in: *Europäische Karikaturen im Vor- und Nachmärz* (= *Forum Vormärz Forschung*, Jahrbuch 2005), hrsg. v. Fischer, Hubertus/Vaßen, Florian, Bielefeld 2006, S. 161–196, hier S. 163. Vgl. auch Lauster, Martina, *Sketches of the Nineteenth Century. European Journalism and its Physiologies, 1830–1850*, New York 2007.

17 Vgl. Lauster (2006); dies. (2007).

18 Vgl. u.a. *Dissecting Society* (Hrsg.), *About*, online unter: <https://www.dissectingsociety.ekwee.uni-muenchen.de/about/index.html>, o. D., eingesehen am 16.1.2026; Schwab, Christiane, *Social Observation in Early Commercial Print Media. Towards a Genealogy of the Social Sketch* (ca. 1820–1860), in: *History and Anthropology* 29 (2018), Heft 2, S. 204–232.

machen und die im Kontext rascher gesellschaftlicher Veränderungen und dem Aufstieg der Presse (› 2) zu betrachten sind: „Nie zuvor haben so viele Autoren (meist Männer) für so viele Leserinnen und Leser über nichtfiktionale Themen geschrieben, und nie mehr später war das relative Gewicht populärer Wissenschaft in den Medien größer und die Begeisterung des Publikums enthusiastischer.“¹⁹ Zweitens machen die Charakteristika dieser publizistischen Texte sie zu einer für eine empirisch-kulturwissenschaftliche Wissensforschung wertvollen Quelle, wie ich in dieser Dissertation aufzeigen werde.

Lauster bezeichnet die Skizzen als ein Format „between observation and abstraction, entertainment and education, popular culture and science, journalism and high art, fragmentary and totalising views, commercial interest and the dissemination of encyclopedic knowledge.“²⁰ Und weiter:

„Sketches became the genre of an intellectual culture driven by publishing and the ‚diffusion of knowledge‘. The sketch’s rhetoric of modesty and authenticity [...] coupled with the triumph of new journalistic media, made it a prime vehicle for promoting a comprehensive and self-referential concept of ‚type‘.“²¹

Im Fokus ihrer literaturwissenschaftlichen Auseinandersetzung steht im Besonderen die Darstellung urbaner Typen. Schwab erweitert das Blickfeld und betont, dass ‚social sketches‘ beziehungsweise ‚sociographic journalism‘ „brief sketches on social types, cultural routines, paradigmatic places, and institutions of the modernizing societies“²² darstellten. In den von ihr geleiteten Forschungsprojekten stehen ‚sketches‘ als Wissensformate im Zentrum. In einem ihrer ersten Aufsätze zu dem Thema schlussfolgert Schwab an Fallbeispielen aus Frankreich

19 Sarasin, Philipp, *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*, Frankfurt am Main 2001, S. 127. In Hinblick auf die Zunahme und Verbreitung wissenschaftlicher und technischer Zeitschriften mit den 1820er Jahren.

20 Lauster (2007), S. 1.

21 Ebd., S. 4.

22 Schwab, Christiane, *Voices of Observation and Styles of Representation in Nineteenth-Century Sociographic Journalism*, in: *History and Anthropology* 31 (2020), Nr. 4, S. 417–439, hier S. 417.

und England, „journalistische Gesellschaftsskizzen [seien] ein frühes Genre ethnologisch-soziologischen Denkens und ethnographischen Repräsentierens“²³. Ich schließe mit meiner Forschungsarbeit an diese Feststellung an und nehme die bisher weitgehend unbekannt publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen in den deutschen Ländern in den Blick und frage: Wie und welches Wissen über Menschen und ihre Lebensweise aus gesellschaftlich-kultureller Perspektive (re-)produzierten sie? Inwiefern lassen sich diese Texte als frühe ethnographische Wissensformate bezeichnen? Welche Synergien ergaben sich zwischen der Publizistik und den Wissenschaften jener Zeit sowie anderen Geistesströmungen und politischen Bestrebungen, wie der Romantik oder der Sozialreform? Und welche Rolle spielten die publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen in der Entwicklung der Sozial- und Kulturwissenschaften, zum Beispiel der Soziologie, der Volks- und Völkerkunde²⁴, die sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu institutionalisieren begannen? Diesen Fragen wird am Beispiel der Zeitschrift *Morgenblatt für gebildete Leser*²⁵ (> 2) nachgegangen, welche zwischen 1807 und 1865 erschienen ist und ein beliebtes bürgerliches Journal der Zeit war. Betrachtet werden Praktiken der Wissensgenerierung, unterschiedliche publizistische Formate, Akteur*innen sowie diskursiv hergestellte Ordnungen von Gesellschaft. Ich gehe davon aus, dass in den publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen, wie sie im *Morgenblatt* erschienen sind, ethnographisches Wissen vor der Etablierung von Sozial- und Kulturwissenschaften formiert wurde: Die Texte förderten eine systematisierende Perspektive auf den Menschen und die Gesell-

23 Schwab, Christiane, *Sketches of Manners, Esquisses des Moeurs*. Die journalistische Gesellschaftsskizzen (1830–1860) als ethnographisches Wissensformat, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 112 (2016), Heft 1, S. 37–56, hier S. 52.

24 In vielen Ländern besteht diese Trennung zwischen den beiden Disziplinen Volkskunde und Völkerkunde bzw. Empirische Kulturwissenschaft und Ethnologie nicht. In Deutschland, in denen sich die Fächer auf unterschiedliche Wurzeln und Stränge berufen, fand in den letzten Jahrzehnten eine Annäherung statt. An mehreren Universitätsstandorten bilden die Fächer heute ein gemeinsames Studienfach.

25 Bis Mitte des Jahres 1837 hieß die Zeitschrift *Morgenblatt für gebildete Stände*. Zusammenfassend wird die Zeitschrift in Folge als *Morgenblatt für gebildete Leser* (entsprechend dem Untersuchungszeitraum von 1837 bis 1857) beziehungsweise abgekürzt als *Morgenblatt* bezeichnet. Diese Verkürzung war bereits unter den Zeitgenoss*innen üblich und wurde auch vom Verleger verwendet.

schaft und formten damit einen Diskurs, der schließlich verwissenschaftlicht wurde. Ethnographisch verstehe ich dabei in seiner reinen Übersetzung als Beschreibung von ‚Völkern‘ und als Zugang, „um die soziale, interaktive Herstellung von Differenzen – gender, class, race, (dis-)ability“²⁶ zu erfassen. Die von mir gewählte Sammelbezeichnung ‚publizistische Gesellschaftsbeschreibung‘ rückt die Gesellschaft als zentralen Gegenstand der Formate in den Fokus, während der Begriff ‚publizistisch‘ auf den Erscheinungskontext verweist. Die Formate sind nicht nur in Zeitschriften wie dem *Morgenblatt* erschienen, sondern auch in anderen gedruckten Quellen, die als Ergänzung in der vorliegenden Arbeit dienen.

Zeitlich nehme ich eine Periode (1837 bis 1857) in den Blick, die in die von Johan Heilbron für die Soziologie diagnostizierte „predisciplinary stage“²⁷ fällt und in der gesellschaftliches Wissen maßgeblich von Literat*innen geformt wurde.²⁸ Anders als in der Soziologie, die jene Phase laut Heilbron weder als relevant noch als Teil der disziplinären Identität versteht,²⁹ gilt der Empirischen Kulturwissenschaft/Europäischen Ethnologie/Volkskunde³⁰ die Zeit ab dem 18. Jahrhundert als Teil der Fachgeschichte. Die Presse bildete in ihrem fachgeschichtlichen Zweig jedoch bisher selten eine zentrale Quelle (s. 1.2). Damit erweitere ich in dieser Arbeit den fachhistorischen Blick nicht nur um einen Quellentypus, sondern auch um eine wissenschaftliche Perspektive. Die Besonderheit von Journalen und die daraus resultierende Relevanz,

26 Kuhlmann, Nele, Ethnographie als Forschungsparadigma, online unter: <https://methodenzentrum.ruhr-uni-bochum.de/e-learning/qualitative-erhebungsmethoden/qualitative-beobachtungsverfahren/ethnographie-als-forschungsparadigma/>, 16.2.2021, eingesehen am 16.1.2026.

27 Heilbron, Johan, *The Rise of Social Theory*, Cambridge 1995, S. 2. Diese Phase erstreckte sich laut Heilbron von 1600 bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts (vgl. ebd.).

28 Ebd., S. 3.

29 Ebd., S. 1.

30 Die Empirische Kulturwissenschaft ist ein Vielnamenfach, das unter verschiedenen Bezeichnungen bekannt ist. Neben Empirischer Kulturwissenschaft gehört unter anderem Europäische Ethnologie und Volkskunde zu den bekannten Fachnamen. Im Folgenden wird für das Fach die Bezeichnung ‚Empirische Kulturwissenschaft‘ verwendet, da dieser Name meinem Verständnis des Faches, seines Forschungsgegenstandes und der methodischen Zugänge am besten entspricht. Bezieht sich die Arbeit hingegen auf die Zeit vor seiner Umbenennung und Neuorientierung im Zuge der Falkensteiner Tagung 1970, verwende ich den Begriff ‚Volkskunde‘.

sich mit Zeitschriften als Produzentinnen gesellschaftlichen Wissens zu beschäftigen, liegt nicht zuletzt in ihrer Zugänglichkeit für eine größere Gesellschaftsgruppe – das Morgenblatt zum Beispiel gehörte zum Standardrepertoire von Lesegesellschaften³¹ und erreichte damit in den deutschsprachigen Ländern eine nicht geringe Zahl an Leser*innen (› 2).³²

Wissen als Analysekatgorie und Aufbau der Arbeit

Wissen ist in der vorliegenden Arbeit ein zentrales Analyseinstrument. Die unterschiedliche Verwendung des Begriffs in Wissenschaften und Alltag macht eine einheitliche Definition allerdings unmöglich.³³ Der Historiker Achim Landwehr empfiehlt daher, von einer „Pluralität *der* Wissen“³⁴ auszugehen. Für das Wissensverständnis in dieser Arbeit greife ich auf Definitionen aus der Wissensgeschichte, -soziologie und -anthropologie zurück. Wissen ist demnach ein gesellschaftliches Phänomen, ist also nicht „an und für sich, sondern von Gesellschaft immer nur zur Bewältigung ihrer jeweiligen Realitäten hergestellt und angewandt.“³⁵ Es ist „performativ, schafft Wirklichkeit, eröffnet Handlungs-

31 Lesegesellschaften etablierten sich ab Mitte des 18. Jahrhunderts als bürgerliche Bildungsinstitutionen im aufklärerischen Sinne, die später auch zur Unterhaltung dienten (vgl. Storim, Mirjam, Lesegesellschaft, in: Handbuch Populäre Kultur. Begriff, Theorien und Diskussionen, hrsg. v. Hügel, Hans-Otto, Stuttgart 2003, S. 301–303). Ende des 18. Jahrhunderts existierten bereits mehr als 270 Lesegesellschaften in Deutschland (Habermas, Jürgen, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, 6. Aufl., Frankfurt am Main 1999, S. 140 f.).

32 Helmuth Mojem, Leiter des *Cotta-Archivs* im DLA Marbach, nennt eine Auflage von 1.000 bis 2.000 Stück, wobei die Zahl der Leser*innen deutlich höher war. Deshalb lässt sich die Anzahl der Rezipient*innen nicht genauer bestimmen (vgl. Mojem, Helmuth, Über H. Clauren, das römische Kulturleben und die Meuterer der Bounty. Zum Morgenblatt für gebildete Stände, in: Johann Friedrich Cotta. Verleger – Unternehmer – Technikpionier, hrsg. v. Ders./Potthast, Barbara, Heidelberg 2017, S. 231–249, hier S. 246). Vgl. auch Kapitel 2.

33 Ein Überblick über die Entwicklung und die Definitionspluralität erscheint hier nicht zielführend, dazu vgl. zur Soziologie: Knoblauch, Hubert, Wissenssoziologie, Wissensgesellschaft und die Transformation der Wissenskommunikation, in: Aus Politik und Zeitgeschichte APUZ, online unter: <http://www.bpb.de/apzu/158653/wissenssoziologie-wissensgesellschaft-und-wissenskommunikation>, 2013, eingesehen am 16.1.2026.

34 Landwehr, Achim, Wissensgeschichte, in: Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung (= Erfahrung – Wissen – Imagination. Schriften zur Wissenssoziologie, Bd. 15), hrsg. v. Schützichel, Rainer, Konstanz 2007, S. 801–813, hier S. 801.

35 Ebd., S. 802.

felder, definiert Vorgaben guter Praxis und richtiger Lebensführung³⁶. Wissen ist ein kulturelles Produkt, welches konstruiert, laufend verbreitet, (um)gestaltet, angeeignet und vergessen wird und sowohl historisch als auch geografisch und soziokulturell verortet ist.³⁷ Es verändert sich und ist gleichzeitig stabil. Letzteres zeigt sich etwa an der Langlebigkeit von Konzepten und Ideen, unabhängig davon, ob sie mittlerweile als überholt gelten, wie zum Beispiel die Existenz verschiedener ‚Rassen‘ oder ein binäres Weltbild. Wissen muss also nicht zwangsläufig wahr sein. Für die Zeitgenoss*innen muss Wissen jedoch als „systemfähig, bewiesen, anwendbar, evident“³⁸ wahrgenommen werden, um sich durchzusetzen. Aus wissenshistorischer Sicht stellt sich demnach nicht die Frage nach dem Wahrheitsgehalt von Wissen, sondern warum es auf eine spezifische Weise hergestellt und verstanden wurde.³⁹

Die vorliegende Arbeit betrachtet Wissen in seiner schriftlichen und medialen Form. Schreiben und Beschreiben gehören unmittelbar zur Wissensproduktion. Neben dem Erzählen und der bildlichen Darstellung ist Schreiben jene Praktik, die Wissen für andere erfahrbar macht. Wird das Wissen veröffentlicht, ist es sogar für eine größere Gruppe zugänglich. Die Medialität bildet laut dem Wissenshistoriker Philipp Sarasin eine der vier zentralen Dimensionen⁴⁰ von Wissen. In dieser Arbeit wird der Begriff ‚Medien‘ in seiner wissenshistorischen Definition nach Sarasin verstanden, nämlich als Speicher-, Transport und Darstellungsmedien, die unter der Logik des Mediums stehendes

36 Hermann Kocyba, zit. n. Kuhn, Konrad J., Wissen, in: Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch, hrsg. v. Heimerdinger, Timo/Tauschek, Markus, Münster-New York 2020, S. 520–550, hier S. 523.

37 Vgl. Fenske (2011), S. 113; Kübler, Hans-Dieter, Mythos Wissensgesellschaft. Gesellschaftlicher Wandel zwischen Information, Medien und Wissen. Eine Einführung, 2., erw. Aufl., Wiesbaden 2009, S. 129; Vogel, Jakob, Von der Wissenschafts- zur Wissensgeschichte. Für eine Historisierung der „Wissensgesellschaft“, in: Geschichte und Gesellschaft 30 (2004), Heft 4, S. 639–660, hier S. 650 f.

38 Fleck, Ludwig, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Mit einer Einleitung herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schelle, Frankfurt am Main 1980, S. 34.

39 Landwehr (2007), S. 802.

40 Neben der Medialität des Wissens und Repräsentationsformen nennt er die „Systematisierung und Ordnungen des Wissens“, „Akteure des Wissens“ und „Genealogien des Wissens“ (vgl. Sarasin, Philipp, Was ist Wissensgeschichte?, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 36 (2011), Heft 1, S. 159–172, hier S. 167).

Wissen verfügbar machen.⁴¹ Zu diesen schriftlichen und medialen Wissensformen zählt die Presse. Ihr kam historisch im Wissenstransfer eine bedeutende Rolle zu: Zeitschriften vermittelten Wissen in – im Vergleich zu Büchern – kurz gehaltenen, unterhaltsam und ansprechend geschriebenen Texten. Sie bündelten sowohl wissenschaftlich als auch nicht-wissenschaftlich generiertes Wissen und ermöglichten mehr Menschen Zugang zu unterschiedlichem Wissen, das von einer Vielzahl von Autor*innen in unterschiedlichen Formaten produziert wurde. Gleichzeitig bestimmte die politische wie gesellschaftliche Ausrichtung der Zeitschrift das vermittelte Wissen.⁴² Ich gehe in meinen Ausführungen nicht von aktiven Wissensvermittler*innen und passiven Wissensempfänger*innen aus: Die Empfänger*innen sind als Akteur*innen zu verstehen, die filtern, welches Wissen sie aufnehmen (möchten) und welches nicht. Im Moment der Veröffentlichung von Wissen ist es nicht mehr kontrollierbar: Es wird von Akteur*innen erfasst, angeeignet und weitergegeben, womit neues Wissen produziert wird. So ist Wissenstransfer vielmehr als Zirkulation zu verstehen.⁴³

Im Fokus der Arbeit steht nicht-wissenschaftliches Wissen, das im außerakademischen Kontext produziert wurde. Darunter verstehe ich das Generieren von Wissen außerhalb eines akademisch-institutionellen Rahmens, das nicht den klaren Regeln einer wissenschaftlichen Herangehensweise folgt. Das dabei ausgebildete Wissen entspricht demnach nicht meinem Verständnis von Wissenschaft, das ich als „Begriff[e], Modell[e] und Theorien [...], die positives Wissen nach rationalen Kriterien organisieren“⁴⁴ definiere. Wenn im Folgenden von Wissenschaften geschrieben wird, sind vornehmlich Naturwissenschaften gemeint. Aber auch die Germanistik, Kameralistik und Statistik lassen sich als im 19. Jahrhundert (bereits) institutionalisierte

41 Ebd., S. 167 f. Die Definition von Sarasin ist zentral für den vorliegenden Text. An einigen Stellen wird der Begriff im Sinne der Presse verwendet. In diesen Fällen wird darauf hingewiesen.

42 Vgl. Burke, Peter, *Die Explosion des Wissens. Von der Encyclopédie bis Wikipedia* (= Schriftenreihe, Bd. 1606), Bonn 2015, S. 102.

43 Burke (2015), S. 102 f.; vgl. auch Sarasin (2009), S. 168.

44 Müller-Wille, Staffan/Reinhardt, Carsten/Sommer, Marianne, *Wissenschaftsgeschichte und Wissensgeschichte*, in: *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*, hrsg. v. dies., Stuttgart 2017, S. 2–18, hier S. 2.

Wissenschaften benennen, auf die in der vorliegenden Arbeit wiederholt Bezug genommen wird. Kultur- und Sozialwissenschaften, wie die Empirische Kulturwissenschaft, die Ethnologie und die Soziologie, davon gehe ich aus, institutionalisierten sich erst ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Unter Institutionalisierung der Disziplinen verstehe ich die Verfestigung ihrer Methoden und Gegenstände innerhalb von Institutionen, wie Vereinen, Fachgesellschaften, Museen, Zeitschriften oder Universitäten. Der Soziologe Klaus Lichtblau stellt fest, dass die sozialwissenschaftliche Forschung ab den 1870ern durch Fachzeitschriften und Vereine in Deutschland einen Aufschwung erlebte,⁴⁵ auch die Völkerkunde bzw. Ethnologie gilt für die meisten Fachvertreter*innen als junge Disziplin aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die ersten ethnographischen Studien waren zwar bereits im 18. Jahrhundert erstellt worden, allerdings von (Natur-)Historikern. Obwohl der Ethnologe Han F. Vermeulen den Ausgangspunkt der Ethnologie in der Völkerbeschreibung des deutschen Historikers und Sibirienerforschers Gerhard Friedrich Müller (1705–1783) sieht, spricht auch er von einer institutionalisierten Disziplin ausgehend von Frankreich mit der ersten ethnologischen Gesellschaft 1839. In Deutschland konstituierte sich die Ethnologie ab den 1860er Jahren.⁴⁶ In der Volkskunde gilt die Rede von der umstrittenen Gründungsfigur Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897) *Volkskunde als Wissenschaft* von 1858 als eine Zäsur. Vera Deißner (1997) spricht sogar erst ab 1891 von einer wissenschaftlichen Volkskunde.⁴⁷ Bei allen Beispielen handelt es sich um Anhaltspunkte,

45 Lichtblau, Klaus, Anfänge der Soziologie in Deutschland (1870–1918), in: Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie, hrsg. v. Moebius, Stephan/ Ploder, Andreas, Wiesbaden 2018, S. 11–35, hier S. 11. Vgl. Kapitel 4.3 und 5.2.

46 Vgl. Vermeulen, Han F., Von der Empirie zur Theorie: deutschsprachige Ethnographie und Ethnologie von Gerhard Friedrich Müller bis Adolf Bastian (1740–1881), in: Zeitschrift für Ethnologie 134 (2009), Heft 2, 253–266, hier S. 254–257, 260 f.; ders., Before Boas. The Genesis of Ethnography and Ethnology in the German Enlightenment (= Critical Studies in the History of Anthropology), London 2015, S. 1 f., 4; Osterhammel (2010), S. 1162. Vgl. Kapitel 4.2 und 5.1.

47 Vgl. Deißner, Vera, Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer "tastend-schreitenden Wissenschaft" bis 1945. Die Entstehung und Entwicklung des volkswundlich-methodologischen Paradigmas im Spannungsfeld des gesellschaftlichen Diskurses bis 1945 (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, Bd. 21), Mainz 1997, S. 31. Vgl. Kapitel 3.

die auch den Konstruktionscharakter von Fachgeschichte verdeutlichen, jedoch auch als Hinweise darauf zu lesen sind, dass sich diese Sozial- und Kulturwissenschaften ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts institutionalisierten. Durchaus bin ich mir darüber bewusst, dass eine Trennung in wissenschaftliches und nicht-wissenschaftliches bzw. akademisches und nicht-akademisches Wissen problematisch ist und eine Hierarchie erzeugt, die ich als Forscherin nicht (re-)produzieren möchte. Gleichzeitig ist es jedoch mit Fokus auf die Fragestellung zentral, eine solche Grenze zu ziehen. Die Trennung ist aus analytischer Sicht notwendig, um sich dem Gegenstand zu nähern; dabei wird jedoch immer wieder die Wechselbeziehung der beiden Formen aufgezeigt, die diese künstliche Grenze verschwimmen lässt. Das Problem der Trennung, auf welches auch der Wissenschaftshistoriker Jakob Vogel aufmerksam macht,⁴⁸ kann in der Arbeit nicht aufgelöst, sondern nur aufgezeigt werden.

Um dem oben ausgeführten Verständnis von Wissen gerecht zu werden, betrachte ich in der vorliegenden Arbeit vier Dimensionen. Angelehnt an die Vorschläge des Wissenshistorikers Philipp Sarasin, des DFG-Forschungsverbundes *Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert* und des Europäischen Ethnologen Konrad Kuhn werden folgende Dimensionen von Wissen betrachtet, nach denen sich auch im Wesentlichen die Gliederung der Arbeit gestaltet: Praktiken (› 3), publizistische Formate und Akteur*innen (› 4) sowie Ordnungen (› 5).

Wissenspraktiken

Wissenspraktiken bildet in der wissensanthropologischen Forschung eine der zentralen Kategorien.⁴⁹ Seit den 1970er Jahren traten, beson-

⁴⁸ Vgl. Vogel (2004), S. 654.

⁴⁹ Vgl. u.a. Boie, Jenni/Davidovic-Walther, Antonia/Drieschner, Carsten/Fenske, Michaela/Göttisch, Silke/Imeri, Sabine/Kaschuba, Wolfgang/Keller-Drescher, Lioba/Schneider, Franka, *Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert* (DFG-Forschungsverbund), in: *Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags*. 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 23. bis 26. September 2007 (= Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Bd. 3), hrsg. v. Simon, Michael/Hengartner, Thomas/Heimerdinger, Timo/Lux, Anne-Christin, Münster-New York-München-Berlin 2009, S. 183–199; Kuhn (2020), S. 520–550; Kel-

ders mit dem Namen Bruno Latour verbunden, Praktiken in den Blick von Wissensforscher*innen: „Indem dabei also präzise danach gefragt wird, wie Wissen erzeugt wird, welche Praktiken in diesem Prozess Erkenntnis herstellen, wird ‚Wissenschaft im Prozess ihrer handelnden Erzeugung‘ [...] untersucht“⁵⁰, formuliert der Europäische Ethnologe und Historiker Konrad Kuhn.

„Ein solcher sich für das konkrete Tun interessierender Fokus auf Wissen und auf die mit ihm verbundenen Praktiken und Dinge ist erstens mikroanalytisch und geht zweitens davon aus, dass Wissen nicht existiert und gefunden wird, sondern dass dieses vielmehr in einer spezifischen Form und in einem bestimmten Kontext handelnd erzeugt wird. Diese letztlich konstruktivistische und praxeologische Sicht auf soziale Wirklichkeit begreift Wissen also über seine Sozialität und seine Konstruiertheit. [...] Eine wissensanthropologische Perspektive fragt also stets danach, wie Wissen hergestellt wird, wie es organisiert wird, wie es geordnet ist, wie es Hierarchien herstellt, wie es um- und neugedeutet wird, wie es transportabel wird, in welchen Kontexten es eingesetzt wird, wie es aber etwa auch immobilisiert, also abgestellt wird [...].“⁵¹

Der Begriff Wissenspraktiken ist demnach ein sehr weit gefasster. Die Europäische Ethnologin Lioba Keller-Drescher bringt in ihrer Habilitationsschrift *Vom Wissen zur Wissenschaft* den Begriff des „Wissenhandelns“⁵² auf, um damit die „Handlungskomplexe, die zur Generierung von Wissen geplant und durchgeführt werden“⁵³, zu bezeichnen. Ich werfe in der vorliegenden Arbeit vor allem einen Blick darauf, wie Wissen im *Morgenblatt* generiert (› 3) und wie es geordnet (› 5) wurde. Für die direkte Erfassung historischer Wissensgenerierung fehlt allerdings die „ethnographische Nahperspektive [...], die in der historisch-

ler-Drescher, Lioba, *Vom Wissen zur Wissenschaft. Ressourcen und Strategien regionaler Ethnografie (1820–1950)* (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Bd. 215), Stuttgart 2017.

⁵⁰ Kuhn (2020), S. 527. Kuhn zitiert im hier verwendeten Ausschnitt: Knoblauch, Hubert, *Wissenssoziologie*, Konstanz 2014, S. 246.

⁵¹ Ebd., S. 528.

⁵² Keller-Drescher (2017), S. 8.

⁵³ Ebd.

archivalischen Forschung so nicht eingenommen werden kann⁵⁴. Die Wissensgenerierung kann nicht direkt, sondern nur über den geschriebenen Text beziehungsweise den Kontext untersucht werden und lässt sich als eines der „Kernprobleme“⁵⁵ im historischen Forschen bezeichnen: „Quellen sind Vertextungen sozialer Ereignisse und kultureller Praktiken, sie entziehen sich der Beobachtung, d. h. sie sind immer nur vermittelt zu untersuchen“⁵⁶, formuliert die Empirische Kulturwissenschaftlerin Silke Götsch. Carola Lipp ergänzt: „[S]ie liefern aber keine stringente Erzählung, sondern sind höchst kontingent, sie verweisen in der Regel genauso oft auf eine bekannte wie eine unbekannt historische Praxis.“⁵⁷ Dies gilt es zu bedenken.

Gerade im Hinblick auf die sich institutionalisierenden Kultur- und Sozialwissenschaften ab der Mitte des Jahrhunderts geben diese „Methoden“⁵⁸ zur Wissensgenerierung spannende Einblicke. Drei – aus heutiger Sicht – empirisch-kulturwissenschaftliche Methoden traten in der Analyse des *Morgenblatts* besonders hervor und werden in Kapitel drei besprochen: Beobachten (› 3.1.1), Sammeln (› 3.1.2) und der Komplex Spazieren/Wandern/Reisen (› 3.1.3). Diese Praktiken zur Wissensgenerierung bilden das erste Unterkapitel. Im zweiten Unterkapitel (› 3.2) beschäftige ich mich mit der Formierung volkskundlichen⁵⁹

54 Ege/Wietschorke (2014), S. 27.

55 Lipp bezeichnet das „historische Verstehen“ allgemein als das Kernproblem der historischen Forschung (vgl. Lipp, Carola, Perspektiven der historischen Forschung und Probleme der kulturhistorischen Hermeneutik, in: Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte, hrsg. v. Hess, Sabine/Moser, Johannes/Schwertl, Maria, Berlin 2013, S. 205–246, hier S. 208).

56 Götsch, Silke, Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung, in: Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, hrsg. v. dies./Lehmann, Albrecht, Berlin 2001, S. 15–32, hier S. 23.

57 Lipp (2013), S. 210.

58 Methode wird heute als systematische, nachvollziehbare und klar definierte Praktik der wissenschaftlich Wissensgenerierung verstanden. In seinem prädisziplinären Verständnis setze ich ihn deshalb in Anführungszeichen, um den Unterschied in der Herangehensweise zu betonen.

59 Volkskundlich bezieht sich hier in erster Linie auf die frühe Volkskunde, „die wissenschaft von sitte, brauch, glauben und dem gesamten geistigen leben des volkes [...]“ (Riehl 1858, zit. n. Volkskunde, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, online unter: <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemid=V10172>, o.D., eingesehen am 16.1.2026). Der Begriff ‚Volkskunde‘ tauchte bereits im 18. Jahrhundert in der Publizistik auf, allerdings blieb er lange unpräzise und ohne klare Definition. Aus diesem Grund wird

Wissens. Damit lässt sich Kapitel drei als spezifisch fachgeschichtlich bezeichnen, in dem die Artikel des *Morgenblatts* auf ihre volkswundlichen ‚Methoden‘, Themen und Autoren hin befragt werden.

Wissensformate

Repräsentationsformen sind laut Philipp Sarasin eine epistemologische Größe in der Wissensgeschichte. Sie tauchen auch im DFG-geförderten Forschungsverbund *Volkswundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert* unter der Bezeichnung ‚Wissensformate‘ auf und werden dort als zentrales Feld der wissensanthropologischen Forschung benannt: Die Europäische Ethnologin und damaliges Mitglied des Verbunds Michaela Fenske versteht darunter „die mediale, sinnlich-ästhetische Gestaltung von Wissen entlang spezifischer Regeln und Gepflogenheiten“⁶⁰. Im Fach Volkswunde, so Fenske, sei die Anzahl der Formate groß und reiche über Sammlungen, Dinge, Texte bis hin zu Filmen und Ausstellungen.⁶¹

Die Formate, die im Folgenden in den Blick genommen werden, sind zuallererst veröffentlichte Texte – mehrheitlich im Journal, konkret im *Morgenblatt für gebildete Leser*, publiziert –, unterscheiden sich jedoch in ihrer Struktur, ihrer Form, ihrer Geschichte beziehungsweise Tradition sowie in ihrer Einbindung in die Fachgeschichten der Sozial- und Kulturwissenschaften. Während etwa ‚Genrebilder‘ (› 4.1) im journalistischen Kontext bisher nicht auftauchen und auch in den Disziplingeschichten keine Rolle spielen, sind Reisebeschreibungen (› 4.2) zentral für das Fachverständnis der Ethnologien. Sozialreformerische Texte (› 4.3) wurden bisher vor allem in den Kontext der Sozialforschung eingeordnet. Alle Formate produzierten gesellschaftliches Wissen und werden als prädisziplinäre Wissensformate untersucht.

er seinem prädisziplinären Verständnis mit Anführungsstrichen markiert. Volkswundlich ist als Verweis darauf zu lesen, dass die Themen in der sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etablierenden Volkswunde als Forschungsgegenstände kanonisierten.

⁶⁰ Fenske (2011), S. 116.

⁶¹ Ebd.

Akteur*innen

Für Sarasin bilden die Akteur*innen eines der zentralen Interessen von Wissenshistoriker*innen. Sie sind es, die Wissen produzieren, reproduzieren und verteilen.⁶² Ihre Biographien geben Aufschluss über gesellschaftliche Bedingungen der Zeit. Lange waren wissenschaftshistorische Auseinandersetzungen in allen Disziplinen an Männern und ihren großen Erkenntnissen ausgerichtet. Leben und Werk der als Genies und Einzelkämpfer stilisierten Gelehrten wurden in direkte Korrelation zueinander gestellt.⁶³ Auch deshalb erfuhr die Beschäftigung mit Biographien im Rahmen wissenschaftsgeschichtlicher Forschung in den letzten Jahrzehnten immer wieder Kritik.⁶⁴ Verschiedene Aspekte sprechen dennoch für eine biographische Auseinandersetzung. So formuliert die Historikerin Margit Szöllösi-Janze: „In der Biographie scheinen sich die Probleme und Kernfragen von Geschichte schlechthin verschärft und offenkundig zu manifestieren.“⁶⁵ Sarasin betont, dass Akteur*innen ebenso wie Medien (› 2) und Ordnungen (› 5) Teil eines Machtgefüges sind und dadurch selbst „Machtwirkungen“⁶⁶ besitzen.

Die Betrachtung von Akteur*innen gibt Aufschluss über das Wissensmilieu, ein „relativ homogene[r], intern gleichwohl differenzierte[r] Interaktionszusammenhang mit erhöhter Binnenkommunikation, der zugleich durch ein zumindest implizites Milieu-Wissen um gemeinsame Praxisformen geprägt ist“⁶⁷. Das Wissensmilieu bildet für den Forschungsverbund *Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer* eine zentrale Dimension in der wissenshistorischen Forschung, die die Wechselbeziehung von Wissen, Stadt/Region und sozialen Akteur*innen in den Blick nehmen kann. Dabei vom Wissen

62 Sarasin (2011), S. 169–171.

63 Vgl. Szöllösi-Janze, Margit, Lebens-Geschichte – Wissenschafts-Geschichte. Vom Nutzen der Biographie für Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte, in: Berichte zur Wissenschaftsgeschichte 23 (2000), Heft 1, S. 17–35, hier S. 18.

64 U.a. durch Roland Barthes *Der Tod des Autors* (1968) und Pierre Bourdieus *Die biographische Illusion* (1986), vgl. Szöllösi-Janze (2000), S. 30 f.

65 Ebd., S. 31.

66 Sarasin (2011), S. 172.

67 Dietzsch, Ina/Imeri, Sabine/Kaschuba, Wolfgang/Kühn, Cornelia/Scholze-Irrlitz, Leonore, Horizonte ethnografischen Wissens, in: Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandaufnahme, hrsg. v. Dietzsch, Ina/Kaschuba, Wolfgang/Scholze-Irrlitz, Leonore, Köln-Weimar-Wien 2009, S. 7–15, hier S. 12.

auszugehen, wie es in der vorliegenden Arbeit gemacht wird, ermöglicht es, nicht-akademische Wissensarbeiter*innen zu berücksichtigen, durch die ‚volkskundliches‘ Wissen teilweise größere Verbreitung fand als durch dezidiert wissenschaftliche Institutionen.⁶⁸

In der vorliegenden Arbeit werden verschiedene Akteur*innen behandelt, die als Wissensarbeiter*innen und Produzent*innen ethnographischen Wissens betrachtet und untersucht werden. Die Beschäftigung mit einzelnen Literat*innen⁶⁹ und ihren Netzwerken ermöglicht die Erweiterung des Milieus um politisch, kulturell und wissenschaftlich tätige Akteur*innen. Die vom Historiker Peter Burke konstatierte „Pluralität des Wissens“⁷⁰ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts lässt sich in dieser Betrachtung auf eine Pluralität der Wissensarbeiter*innen übertragen. Obwohl die Autor*innen sich teilweise selbst als Laien bezeichneten, hängt dem Begriff eine klare hierarchisch unterlegene Position zu akademischen Wissensproduzent*innen an, die hier nicht reproduziert werden soll.⁷¹ Insgesamt wurden für die Forschung

68 Ebd.

69 Literat*innen war der zeitgenössische Begriff für Zeitungsautor*innen seit dem Vormärz. Der Terminus scheint mir für die vorliegende Arbeit auch deshalb passend, weil mit ihm auf die enge Verknüpfung zwischen Literatur und Journalismus verwiesen werden kann. Der Medienwissenschaftler Dieter Baumert spricht vom ‚schriftstellerischen Journalismus‘ zwischen 1750 und 1848, der vom redaktionellen abgelöst wurde (vgl. Requate, Jörg, Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 109), Göttingen 1995, S. 118). Ab der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wurde er durch ‚Journalist*in‘ abgelöst. Mit der neuen Bezeichnung wurde Literat*in zunehmend unbeliebt und abwertend als „Proletarier der Geistesarbeit“ (nach Riehl) verstanden. Inwiefern es sich dabei um eine Kritik am Begriff oder vielmehr am Journalismus an sich handelte (vgl. Nipperdey, Thomas, Deutsche Geschichte 1800–1866: Bürgerwelt und starker Staat, München 1983, S. 594.), lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Der schnelle Wandel der Bedeutung und Bewertung des Begriffs verdeutlicht jedoch auch die Schwierigkeit der Begriffswahl in jeder historischen Arbeit. Vgl. zum Begriff Requate (1995), S. 132, 179.

70 Burke (2015), S. 304.

71 In der vorliegenden Arbeit wird deshalb von Wissensarbeiter*innen gesprochen, die Gegenüberstellung und Hierarchisierung von Laien und Wissenschaftler*innen/Expert*innen wird durch diesen neutralen Begriff weitgehend vermieden. Unterschieden wird vielmehr zwischen akademischer beziehungsweise wissenschaftlicher Wissensproduktion – also Wissen, das im Kontext institutioneller und/oder methodisch-systematischer Forschung produziert wurde – und nicht-wissenschaftlicher beziehungsweise außerakademischer Wissensproduktion. Damit wird der Kontext, nicht die Akteur*innen ins Zentrum der Differenz gerückt. Burke merkt außerdem an, dass es nicht ausreicht, zwischen Laien und Expert*innen zu unterscheiden. Diese Unterscheidung lege die Annahme fest, dass es sich

acht Autor*innen des *Morgenblatts* und ihre Texte näher untersucht, die Akteur*innen biographisch eingeordnet und ihre Texte auf Formate (> 4) und Ordnungen (> 5) hin analysiert. Zwei Autoren, Joseph Friedrich Lentner (1814–1852) und Ludwig Steub (1812–1888), werden in Kapitel drei besprochen, in dem es auch um die Formierung des volkscundlichen Kanons geht. Die anderen sechs Autor*innen, Amalie Schoppe (1791–1858), Alfred von Reumont (1808–1887), Friedrich Wilhelm Hackländer (1816–1877), Johann Georg Kohl (1808–1878), Amely Bölte (1811–1891) und Ottilie Assing (1819–1884), werden als Beispiele mit dem jeweiligen publizistischen Format besprochen, dem ihre Texte zugeordnet werden können. Ihre Inhalte werden ebenso in Kapitel fünf näher besprochen.

Den Blick auf mehrere Akteur*innen zu richten, bricht mit dem veralteten Verständnis von Wissen(schaft) als Ausdruck eines genialen Geistes und dem Mythos eines Fachgründers⁷² und öffnet den Blick auf die Wissen-Macht-Korrelation, in die die Akteur*innen soziokulturell eingeordnet werden. Damit soll auch die Frage beleuchtet werden, wer im 19. Jahrhundert überhaupt Wissen produzieren konnte.

Ordnungen

Der Ordnungsbegriff ist in Bezug auf Wissen und Wissensforschung breit zu fassen. Konrad Kuhn bezeichnet Wissensordnungen einerseits als „Strukturen [...], in denen Wissen in externe Funktionszusammenhänge eingebunden ist“⁷³. Wissensordnungen sind demnach institutionell geprägt.⁷⁴ Ordnung kann andererseits aber auch durch Wissen hergestellt werden und gleichzeitig ist Wissen das „Ergebnis der Herstellung von Ordnung in der Welt“⁷⁵. Wenn ich in meiner Forschung Ordnungen untersuche, meine ich diskursiv hergestellte soziale Ord-

bei Laien um eine homogene Gruppe handle, die alle denselben Zugang zu Wissen und Wissenschaft hätte. Er fordert eine Ausdifferenzierung. Aus diesem Grund bevorzugt er auch den Begriff der ‚Exposition‘ als neutralen Begriff anstelle von Popularisierung (Burke (2015), S. 102).

72 An manchen Stellen in dieser Arbeit verwende ich bewusst nur die männliche Form, um historische Wirklichkeit und Ungleichheitsstrukturen nicht zu verwischen.

73 Kuhn (2020), S. 523.

74 Knoblauch (2013).

75 Kuhn (2020), S. 526.

nungen der Gesellschaft. Philipp Sarasin nennt die „Systematisierung und Ordnungen des Wissens“⁷⁶ als erste seiner vier zentralen epistemologischen Kategorien der Wissensgeschichte. Demnach interessiert Wissenshistoriker*innen, angelehnt an Michel Foucault, „welche Kategorien, Abgrenzungen und Einteilungen, welche zentralen Begriffe und Argumente [...] das immer begrenzte Set von Aussagen [ermöglichen], die von einer [...] Gemeinschaft von Sprechern als wahr anerkannt werden können [...]“⁷⁷ und über die „Arbeit des Identifizierens und Sortierens von diskursiven Ordnungsmustern in einer Serie von Texten“⁷⁸ untersucht werden können. Der Erkenntnistheoretiker Ludwig Fleck konstatiert in seinem zentralen Werk *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*:

„Eine einmal veröffentlichte Aussage gehört jedenfalls zu den sozialen Mächten, die Begriffe bilden und Denkgewöhnungen schaffen; sie bestimmt gemeinsam mit allen anderen Aussagen, was man ‚anders nicht denken kann‘. Auch wenn sie bekämpft wird, wächst man mit ihrer Problematik auf, die innerhalb der Gesellschaft kreisend, zur sozialen Verstärkung gelangt. Sie wird selbstverständliche Realität, die dann ihrerseits weitere Erkenntnisakte bedingt. Es entsteht ein geschlossenes, harmonisches System, innerhalb dessen der logische Ursprung einzelner Elemente nicht mehr aufzufinden ist.“⁷⁹

Diese Ordnungssysteme reproduzieren sich in den Formaten und sind so über sie zu entschlüsseln.⁸⁰ Ordnungen beziehungsweise Systeme von Wissen, auch als Kategorien benennbar, stehen im Fokus von Kapitel fünf, da sie jedoch über Formate und Akteur*innen erfassbar sind, werden sie auch in Kapitel vier angesprochen. Drei große ethnographische Ordnungen konnten im *Morgenblatt* als signifikant herausgearbeitet werden: ‚National-ethnische‘ Ordnungen (‚Nation(alität)‘ –

76 Sarasin (2011), S. 167.

77 Ebd.

78 Ebd., S. 168.

79 Fleck (1980), S. 52 f.

80 Dietzsch u.a. (2009), S. 14.

‚Volk‘ – ‚Rasse‘) (› 5.1), soziale/sozioökonomische Ordnungen (‚Stände‘ – ‚Klassen‘ – Marginalisierte) (› 5.2) sowie Geschlechterordnungen (Frauen – Männer) (› 5.3). Als vierte Kategorie, die die anderen Ordnungen gleichermaßen ergänzt und rahmt, fasse ich die Historisierung von Gesellschaft und (Kultur-)Geschichte (› 5.4). Im engen Sinn keine soziale Ordnung, diene ‚Geschichtlichkeit‘ dennoch als eine Strategie, Gesellschaft zu ordnen.

Methodologischer Zugang und Auswahl des Samples

Im Umgang mit historischem Material bieten sich in der empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschung, neben der unumgänglichen Quellenkritik als ersten Schritt, unterschiedliche methodische Zugänge und Perspektiven an. Angelehnt an die Vorschläge von Carola Lipp, die 2013 über die „Perspektiven der historischen Forschung und Probleme der kulturhistorischen Hermeneutik“ eine anschauliche Handreichung verfasst hat,⁸¹ greife ich in meiner Forschung im Wesentlichen auf drei Ansätze zurück: die qualitative Inhaltsanalyse, die Hermeneutik und die (historische) Diskursanalyse. Auch wenn Lipp die drei Zugänge unabhängig voneinander beschreibt, sehe ich gerade in ihrer Verknüpfung einen deutlichen Mehrwert für die der Forschung zugrundeliegenden Fragestellungen. Während die historische Diskursanalyse – HDA, nach Achim Landwehr – und die Hermeneutik eher eine Perspektive als konkrete methodische Werkzeuge darstellen, liefert die qualitative Inhaltsanalyse durch ihr systematisches Vorgehen ein klar definiertes Verfahren im Umgang mit (Text-)Quellen. Im Sinne des vielbeschworenen Werkzeugkastens an Methoden, die in der Empirischen Kulturwissenschaft angewendet werden (können), habe ich mich für eine Kombination entschieden, die ich im Folgenden näher erläutern werde. Alle drei Zugänge weisen in ihrem Vorgehen Gemeinsamkeiten auf und verweisen mitunter aufeinander: Ähnlich wie die Hermeneutik definiert sich auch die qualitative Inhaltsanalyse als „*Verstehensprozess* von vielschichtigen Sinnstrukturen im Material“⁸². Formuliert der Wissens-

⁸¹ Vgl. Lipp (2013).

⁸² Vgl. Mayring, Philipp, *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, 12., überarb. Aufl., Weinheim-Basel 2015, S. 32.

historiker Landwehr die HDA zwar im Gegensatz zur Hermeneutik,⁸³ scheint mir eine Verbindung der beiden Perspektiven – beziehungsweise bestimmter Aspekte – ergiebig. Die HDA, so der Historiker,

„untersucht mithin Wahrnehmungen von Wirklichkeit, den Wandel sozialer Realitätsauffassungen, oder, um es besonders allgemein zu formulieren: Historische Diskursanalyse erforscht die Sachverhalte, die zu einer bestimmten Zeit in ihrer zeichenhaften und gesellschaftlichen Vermittlung – und eine andere Art der Aneignung von Welt ist nicht denkbar – als gegeben anerkannt werden. [...] Die historische Diskursanalyse geht grundsätzlich vom Konstruktionscharakter soziokultureller Wirklichkeiten aus und fragt vor diesem Hintergrund nach den Arten und Weisen, mit denen im historischen Prozess Formen des Wissens, der Wahrheit und der Wirklichkeit hervorgebracht werden.“⁸⁴

Abgeleitet aus der Hermeneutik ergibt sich wiederum mein Verhältnis gegenüber dem historischen Text. Sie betont, so Lipp, „die Differenz zwischen der geschichtlichen Situation, aus der die auszulegenden Quellen stammen, und der Gegenwart des Auslegenden“⁸⁵ und erfordert daher eine Übersetzung des Inhalts „in die Sprache der Gegenwart“⁸⁶. Damit findet in der Interpretation des Textes eine Auflösung der Grenze zwischen dem historischen und dem gegenwärtigen Horizont statt:

„Verstehen ist für Gadamer [Hans-Georg, zentrale Figur der philosophischen Hermeneutik] ein dialogisches Oszillieren zwischen den beiden Horizonten, wobei man Dialog nicht als Interaktion verstehen darf, son-

⁸³ Die HDA interessiere sich für „Oberflächlichkeiten und Positivitäten [und] will nicht mehr im Sinne einer traditionellen Hermeneutik hinter die Erscheinung gelangen [...]“ (Landwehr, Achim, Historische Diskursanalyse (= Historische Einführung, Bd. 4), Frankfurt am Main 2008, S. 91).

⁸⁴ Ebd., S. 96, S. 98.

⁸⁵ Lipp (2013), S. 208.

⁸⁶ Ebd., S. 209.

dern als gedankliche Übung des/der Interpretierenden. Die historische Lebenswelt bleibt auch nach ihrer Rekonstruktion immer eine fremde Welt [...].⁸⁷

Diese Aussage erachte ich als zentral, gerade für das 19. Jahrhundert, welches uns „manchmal sehr nah“⁸⁸ erscheint. Ein reflexiver Blick auf eigene Vorannahmen und Vorstellungen über die Zeit ist für die Forschung notwendig:

„Die Interpretierenden müssen sich also den Abstand bewusst machen und den Text als etwas Fremdes betrachten. Dieses Verfahren entspricht der ‚Hermeneutik der Differenz‘ [...], mit der auch die ethnologische Forschung arbeitet, um durch die Fremdstellung der Beforschten vor-schnelle Identifikationen und Anverwandlungen (z. B. in Gestalt des *going native*) vorzubeugen.“⁸⁹

Eine Form der Fremdstellung und Irritation mag die Arbeit im digitalen Archiv hervorrufen. Das Archiv ist zwar weiterhin zentraler „Ausgangspunkt, von wo aus die Suchbewegungen in historische Lebenswelten starten“⁹⁰, jedoch bieten gerade große Archive zunehmend auch Digitalisate an. Für die Forschenden entfällt dadurch der sinnliche Zugang zu den Quellen, ermöglicht ihnen jedoch zusätzliche Tools, wie die Stichwortsuche, und Vorteile, wie die ständige Verfügbarkeit unabhängig von Standort und Öffnungszeiten. In einer Ausnahmesituation wie der Corona-Pandemie mit beschränkter Reisefreiheit und geschlossenen Archiven, in der viele Wissenschaftler*innen ihre Forschungen unter großen Widrigkeiten durchführen mussten, ermöglichten mir digitale Archive einen uneingeschränkten Zugang zum Material. Das *Morgenblatt für gebildete Leser* habe ich über das digitale Zeitschriften-

87 Ebd., S. 210.

88 Osterhammel (2010), S. 17.

89 Lipp (2013), S. 209.

90 Kienitz, Sabine, Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik, in: Historische Anthropologie. Standortbestimmungen im Feld historischer und europäisch ethnologischer Forschungs- und Wissenspraxis (= Historisches Forum, Bd. 14), hrsg. v. H-Soz-u-Kult/Binder, Beate/Fenske, Michaela, Berlin 2012, S. 107–122, hier S. 109.

archiv *digiPress* eingesehen und analysiert.⁹¹ Als Projekt der *Bayerischen Staatsbibliothek* bietet es Zugang zu über acht Millionen (Stand Juli 2022) historischen, vor allem deutschsprachigen Zeitschriften.⁹² Die Annahme, dass durch den Verlust der Haptik ein „direktes Zugreifen auf eine weit zurückliegende Zeit [...] verloren“⁹³ gehe, scheint mir weitaus mehr mit einer romantisierenden Vorstellung des historisch Forschenden, der sich ins Archiv und damit in eine fremde Zeit zurückzieht, sowie der Idee einer „historischen Feldforschung“⁹⁴ verbunden zu sein, als es tatsächlich ein Defizit für die Forschung bedeutet – zumindest was die Arbeit mit der historischen Presse betrifft. Digitalisate können die herkömmliche Arbeit im Archiv, in dem Archivar*innen bei der Suche nach geeigneten Quellen helfen können und das Stöbern in Verzeichnissen mitunter hilfreiche Zufallsfunde bieten kann, dennoch nicht gänzlich ersetzen. Für den dieser Arbeit zugrundeliegenden Quellenkorpus aus mehr als 300 Nummern pro Jahr zwischen 1837 und 1850 und immerhin über 50 Ausgaben pro Jahr ab 1852, bot das digitale Arbeiten allerdings eine nicht zu unterschätzende Möglichkeit, das Material schneller und annähernd systematisch zu fassen und mitunter durch Volltextsuche zu untersuchen.

Neben der Grundannahme aus der HDA als Perspektive auf den Forschungsgegenstand und dem hermeneutischen Verständnis von Textarbeit diene die qualitative Inhaltsanalyse als Methode zur Analyse der ausgewählten Quelle. Dementsprechend wurde vorab ein konkretes Ablaufmodell festgelegt. Ein zergliedertes Vorgehen sei in der quali-

91 Eine Übersicht über alle Ausgaben der Zeitschrift findet sich hier: *DigiPress* (Hrsg.), Jahresübersicht *Morgenblatt für gebildete Stände*, online unter: <https://digipress.digitale-sammlungen.de/calendar/newspaper/bsbmulto0000491>, o.D., eingesehen am 16.1.2026. Im Folgenden wird in bei der Angabe der Ausgaben des Journals auf die URL verzichtet, da das *Morgenblatt für gebildete Leser* in verschiedenen Archiven zugänglich ist und die Angaben ohne URL zur Nachvollziehbarkeit und dem Auffinden der Quellen ausreichend sind.

92 *DigiPress* – Das Zeitungsportal der Bayerischen Staatsbibliothek, online unter: <https://digipress.digitale-sammlungen.de/>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.

93 Kienitz (2012), S. 110.

94 Vgl. u.a. Keller-Drescher, Lioba, Die Fragen der Gegenwart und das Material der Vergangenheit – Zur (Re-)Konstruktion von Wissensordnungen, in: *Historizität. Vom Umgang mit Geschichte. Hochschultagung „Historizität als Aufgabe und Perspektive der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde“ vom 21.–23. September 2006 in Münster* (= *Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie*, Bd. 13), hrsg. v. Hartmann, Andreas/Meyer, Silke/Mohrmann, Ruth-E., Münster 2007, S. 57–68.

tativen Inhaltsanalyse zentral, so ihr Mitbegründer Philipp Mayring. Gleichzeitig verstehe ich die qualitative Inhaltsanalyse als flexible Analysemethode, die „an den konkreten Gegenstand, das Material angepasst [...] und auf die spezifische Fragestellung hin konstruiert“⁹⁵ wird. Das erlaubt mir als Forscherin die Einflechtung weiterer methodischer Zugänge sowie ergänzender Perspektiven auf das Material. Ein von mir als Vorteil der Methode erachteter und im Gegensatz zur „freie[n] Interpretation“⁹⁶ stehender Aspekt ist die systematische Herangehensweise, die die Forschung „nachvollziehbar und [...] übertragbar auf andere Gegenstände, für andere benutzbar“⁹⁷ macht. Die qualitative Inhaltsanalyse gilt als themenorientiertes und fallorientiertes Verfahren, das heißt: „Betrachtungen auf Fallebenen [...], als Vergleiche von Fällen oder Fallgruppen spielen eine wichtige Rolle im Auswertungsprozess.“⁹⁸ Das *Morgenblatt* dient entsprechend als Fallbeispiel. Einzelne Artikel aus der Zeitschrift werden vergleichend und ergänzend besprochen.

Nach der Auswahl des *Morgenblatts* als Quelle (s. 2), wurde durch die Kodierung ausgewählter Jahrgänge – 1807, 1817, 1827, 1837, 1847, 1857, 1865 – der Untersuchungszeitraum festgelegt. Ausgehend von den Fragestellungen wurden anhand der Titel der veröffentlichten Artikel und gegebenenfalls durch ein erstes Durchlesen – Gedichte ausgenommen – Codes vergeben, um jene Jahre herauszuarbeiten, in denen ethnographische beziehungsweise ‚volkskundliche‘ Themen behandelt wurden. Das anschließende Kodieren war an das vom Soziologen Anselm Strauss vorgeschlagene ‚axiale Kodieren‘ als Teil der ‚Grounded Theory‘⁹⁹ angelehnt: Es zielt auf

95 Mayring (2015), S. 51.

96 Ebd.

97 Ebd., S. 61.

98 Kuckartz, Udo, *Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung* (= Grundlagentexte Methoden), 4., überarb. Aufl., Basel 2018, S. 48 f.

99 Grounded Theory wird hier nicht, wie vorgesehen, zur Theoriebildung verwendet, sondern vielmehr wird das Kodieren als für die Empirische Kulturwissenschaft wertvolle und vielverwendete Methode zur Systematisierung und Analyse unterschiedlicher Quellen betrachtet.

„mögliche Zusammenhänge zwischen einer jeweiligen Kategorie und verschiedenen anderen Konzepten und Kategorien [ab]. Dabei werden noch stärker als im offenen Kodieren Relevanzentscheidungen getroffen: Nicht alle im Material identifizierten Phänomene werden systematisch vergleichend auf ihre Ursachen, Umstände und Konsequenzen befragt, sondern nur diejenigen, von denen – nach dem vorläufigen Stand der Analyse – angenommen werden kann, dass sie für die Klärung der Forschungsfrage relevant sind oder sein könnten.“¹⁰⁰

Im Zentrum des Kodierens stand demnach die Suche nach ethnographischen beziehungsweise ‚volkskundlichen‘ Kategorien, wenngleich der Prozess weiterhin weitgehend offen und induktiv blieb. Dieser Schritt entspricht auch dem vom Philosophen und Pädagogen Helmut Danner festgelegten ersten Schritt der Textinterpretation nach hermeneutischen Regeln, dem Erschließen der Kernaussage in der vorbereitenden Interpretation.¹⁰¹ Auch in der qualitativen Inhaltsanalyse ist das Arbeiten mit Kategorien zentral.¹⁰² Der Erziehungswissenschaftler Udo Kuckartz fasst die Form der Kategorisierung unter dem Terminus ‚induktive Kategorienbildung‘ und warnt gleichzeitig:

„Der Begriff ‚induktiv‘ sollte allerdings nicht zu der Annahme verleiten, dass bei dieser Art der Kategorienbildung die Kategorien quasi aus dem Material hervorsprudeln und wie die Nachrichten bei einem Nachrichten-Ticker von den Forschenden nur noch aufgefangen werden müssen. Dies ist (leider) nicht der Fall; auch die induktive Kategorienbildung verlangt aktives Zutun und ist ohne das Vorwissen und die Sprachkompetenz derjenigen, die mit der Kategorienbildung befasst sind, nicht denkbar.“¹⁰³

100 Strübing, Jörg, *Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens in der empirisch begründeten Theoriebildung* (= *Qualitative Sozialforschung*, Bd. 15), 2., überarb. u. erw. Aufl., Wiesbaden 2008, S. 21.

101 Vgl. Danner, Helmut, *Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik. Einführung in Hermeneutik, Phänomenologie und Dialektik*, 5. Aufl., München 2006, S. 101.

102 Kuckartz (2018), S. 47.

103 Ebd., S. 72.

Die einzelnen Kategorien wurden in einem zweiten Schritt zu größeren Kategorien zusammengefügt, welche Eingang in die Gliederung der schriftlichen Arbeit fanden. Nach der ersten Analyse konnte Folgendes festgestellt werden: Themen, die den Menschen in seinem soziokulturellen Umfeld betrachteten, waren über die Jahre hinweg konstant Teil der Zeitschrift, auch, wenn sich die Begriffsverwendung über die Jahre mitunter veränderte.¹⁰⁴ Es bestand also für den gesamten Zeitraum (von 1807 bis 1865) ein Interesse an Menschen und ihren Lebensweisen. Auch die ‚Nation‘ bildete ein zentrales Sujet. Andere Themen wie Geschlecht, Kulturgeschichte oder ‚Klasse‘ sind nicht konstant wichtig, wurden aber immer wieder besprochen. Ich bezeichne diese Themen als ‚bürgerlichen Interessenskanon‘. Trotz dieser Stabilität an Themen konnte zum einen eine qualitative Veränderung zwischen 1827 und 1837 festgestellt werden: Während 1827 viele Übersetzungen publiziert wurden – was durchaus als Strategie gegen die aus den Karlsbader Beschlüssen von 1819 hervorgegangenen strengen Zensurvorgaben interpretiert werden kann – nahmen ab 1837 soziale Themen sowie die Beschreibung Deutschlands und seiner Bevölkerung zu. Im Jahr 1837 beschrieben die Literat*innen des *Morgenblatts* eine differenziertere Gesellschaft und beschäftigten sich zum Beispiel mit den Arbeitern¹⁰⁵ oder den Bauern¹⁰⁶ sowie mit deutschen ‚Traditionen‘.¹⁰⁷ Zum anderen wurde für das Jahr 1847 eine quantitative Verdichtung festgestellt: Es war das Jahr mit den meisten Artikeln zu sozialen Themen, in denen auch die ‚deutsche‘ Gesellschaft verstärkte Aufmerksamkeit fand.

Diesen ersten Erkenntnissen entsprechend bietet sich 1837 als Beginn des Untersuchungszeitraumes an, das Ende wurde mit 1857 festgelegt.¹⁰⁸ Neben den Ergebnissen aus dem Kodieren stützen gesell-

104 Zum Beispiel wurde der Begriff ‚Gesellschaft‘ bis 1827 nicht als soziale Kategorie verstanden, sondern bezeichnete Menschen in einer Gruppe.

105 J.V., Briefe aus der Normandie, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 135 (7.6.1837), S. 537 f.

106 Alexis, Willibald, Die Heirathsgebräuche der romunischen Bauern in der Wallachei, in: *Morgenblatt für gebildete Stände* 42–45 (18.2.1837 ff.).

107 Unsere Tänze, in: *Morgenblatt für gebildete Stände* 46 (23.2.1837), S. 181–183.

108 Der Untersuchungszeitraum wird an manchen Stellen ausgeweitet. Ich berücksichtige Texte, die außerhalb des Zeitraums veröffentlicht wurden, sofern sie für die Argumentation von Bedeutung sind.

schaftspolitische sowie fachgeschichtliche Faktoren diese Auswahl. Seit 1851 wurde die Zeitschrift zwar nur mehr wöchentlich herausgegeben. Unabhängig davon nehme ich die 1850er Jahre in die Untersuchung auf: Hier lässt sich, gestützt auf vorangegangene Forschungsarbeiten, ein Übergang zwischen der prädisziplinären Geschichte und der disziplinären Geschichte der Kultur- und Sozialwissenschaften verorten. Nicht nur der Soziologe Johan Heilbron legt hier die Wende für die Soziologie fest,¹⁰⁹ auch in der Volkskunde wird die Institutionalisierung häufig mit dem 1858 von der nicht unumstrittenen Gründungsfigur Wilhelm Heinrich Riehl gehaltenen Vortrag *Die Volkskunde als Wissenschaft* verbunden. Unbestreitbar handelt es sich dabei um konstruierte Zäsuren, die für die vorliegende Arbeit aber als fachgeschichtliche Orientierungspunkte dienen sollen.

Die zeitliche Begrenzung findet demnach fachgeschichtliche, aber auch gesellschaftspolitische Legitimation: Die 1830er bis 1850er Jahre waren die Zeit der großen Umbrüche und schnellen Veränderungen in den Ländern des Deutschen Bundes. Die große gesellschaftspolitische Revolution 1848/49 steht etwa in der Mitte des Untersuchungszeitraumes. Aus Sicht einer klassischen Geschichtsschreibung läge es nahe, dieses ereignisreiche Jahr an eines der Enden der Untersuchung zu legen. Der Historiker Jürgen Osterhammel weist jedoch darauf hin, dass Zäsuren weniger „Ursprung des Neuen“¹¹⁰ als vielmehr seine Folge seien und plädiert dafür, diese Zäsuren nicht als Ausgangs- oder Endpunkte zu verwenden.¹¹¹

Für den Zeitraum zwischen 1837 und 1857 verfolgte ich zwei unterschiedliche Zugänge, um mich der publizistischen Wissensproduktion dieser Zeit anzunähern: In einem ersten Schritt wurden die in der Zeitschrift veröffentlichten Texte als Wissensformate und auf Wissensordnungen und -praktiken hin untersucht. Ausgehend von den

109 Vgl. Heilbron (1995), S. 3.

110 Osterhammel, Jürgen, Über die Periodisierung der neueren Geschichte. Vortrag in der Geisteswissenschaftlichen Klasse am 29. November 2002, in: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berichte und Abhandlungen, Nr. 10, online unter: <https://edoc.bbaw.de/frontdoor/index/index/docId/91>, 2006, eingesehen am 16.1.2026, S. 45–64, hier S. 49.

111 Ebd.

dabei herausgearbeiteten Kategorien wurden exemplarische Artikel analysiert, um die Kategorien im Sinne einer Verdichtung zu vertiefen. Ergänzend habe ich die Ausgaben dieser Jahre über *digiPress* nach Schlagworten durchsucht, sodass auch eine quantitative Ebene in die Arbeit hineinwirkt. Damit wurden die Kategorien inhaltlich präzisiert und differenziert sowie dem hermeneutischen Verständnis entsprechend Widersprüche zugelassen.¹¹² Zweitens fand parallel dazu über die Literat*innen des *Morgenblatts* ein zweiter Zugang statt. Mithilfe einer Autor*innenliste, herausgegeben vom *Deutschen Literaturarchiv*,¹¹³ wurde eine Auswahl an Literat*innen getroffen, die in der Arbeit eine vertiefte Betrachtung finden. Dabei wurden sowohl die biographischen Daten als auch die im *Morgenblatt* und darüber hinaus veröffentlichten Texte einbezogen. Die ausgewählten Beispiele verdichten die in der ersten Analyse herausgearbeiteten Kategorien. Voraussetzung für die Auswahl war, dass die Person mehr als zehn Titel in verschiedenen Jahren veröffentlicht hat. Die Texte sollten jeweils unterschiedliche publizistische Formate und Themen repräsentieren. Außerdem sollten auch Frauen als Wissensarbeiterinnen berücksichtigt werden.

Insgesamt wurde das Material den drei Grundformen der qualitativen Inhaltsanalyse entsprechend bearbeitet: Zusammenfassung, Explikation und Strukturierung. Mit der ersten Kategorisierung des Materials wurde zusammenfassend gearbeitet, indem das Material reduziert und ein übersichtliches Materialsample geschaffen wurde. Im zweiten Schritt wurde durch das Hinzufügen weiterer Artikel – vornehmlich, aber nicht ausschließlich aus dem *Morgenblatt* – extrahierend sowie inhaltlich strukturierend gearbeitet, wurden die Quellen folglich nach bestimmten Themen und Inhalten zusammengefasst sowie die Ergebnisse dargestellt.¹¹⁴

112 Vgl. Danner (2006), S. 102.

113 Fischer, Bernhard, *Morgenblatt für gebildete Stände / gebildete Leser 1807–1865*. Nach dem Redaktionsexemplar im Cotta-Archiv (Stiftung der ‚Stuttgarter Zeitung‘). Register der Honorarempfänger / Autoren und Kollationsprotokolle, München 2000. Die meisten Artikel im *Morgenblatt* erschienen ohne Verweis auf die*den Autor*in. Mithilfe des Registers und biographischer Daten konnten Texte Literat*innen zugeordnet werden. Nicht immer konnte ich die Autor*innen ermitteln. In diesen Fällen spreche ich in der vorliegenden Arbeit von die*der Autor*in bzw. die*der Literat*in.

114 Mayring (2015), S. 67, 103.

Forschungsstand

Das Konzept Wissen hat sich in der Empirischen Kulturwissenschaft erst in den letzten Jahrzehnten etabliert. Lange verblieb die historische Beschäftigung mit dem Fach im Rahmen einer klassischen Disziplinengeschichte.¹¹⁵ Noch 2005 merkt Konrad Köstlin an, das Wort ‚Wissensproduktion‘ klinge im Kontext des Faches neu.¹¹⁶ Der wissensanthropologische Paradigmenwechsel in der Fachgeschichtsschreibung um die Jahrtausendwende¹¹⁷ eröffnete neue Ansätze, an die die vorliegende Arbeit anschließt. Maßgeblich vorangetrieben wurde die wissenshistorische beziehungsweise eine wissensanthropologische Perspektive

115 Bis heute ist sie Teil der disziplinären Ausbildung an den Universitäten und wird in jeder Einführungsliteratur besprochen; vgl. zum Thema Fachgeschichtsschreibung die Einführungstexte Hartmann, Andreas, *Die Anfänge der Volkskunde*, in: *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, hrsg. v. Brednich, Rolf W., 3., überarb. u. erw. Aufl., Berlin 2001, S. 9–30; Sievers, Kai Detlev, *Volkskundliche Fragestellungen im 19. Jahrhundert*, in: ebd., S. 31–51; Kaschuba, Wolfgang, *Einführung in die Europäische Ethnologie*, 4., aktual. Aufl., München 2012; Weber-Kellermann, Ingeborg/Bimmer, Andreas C./Becker, Siegfried, *Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte*, 3., überarb. u. aktual. Aufl., Stuttgart 2003; außerdem zur Fachgeschichte vgl. Deißner (1997). Ein besonderer Fokus liegt dabei auf der prädisziplinären Phase des 18. und 19. Jahrhundert im Spannungsfeld zwischen Romantik und Aufklärung sowie auf die Rolle der Volkskunde im Nationalsozialismus.

116 Köstlin, Konrad, *Archive, Materialien und Projekte. Wissensproduktion und disziplinäres Selbstverständnis*, in: *Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Rostock (= Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 2)*, hrsg. v. Schmitt, Christoph, Münster 2005, S. 15–31, hier S. 15.

117 Konrad Kuhn bezeichnet Wissen als „Schlüsselbegriff“ (Kuhn (2020), S. 522) der Gegenwart und so mag seine Karriere im Fach nicht erstaunen. Einige exemplarische Beispiele: Auf dem dgV-Kongress 2011 *Kultur_Kultur* fand ein Panel zum Thema „Zur Praxis-Kultur: Wissen und Erleben der Volkskunde in wissensanthropologischer Perspektive“ statt (vgl. Jöhler, Reinhard/Marchetti, Christian/Tschofen, Bernhard/Weith, Carmen (Hrsg.), *Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen*. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011, Münster-New York-München-Berlin 2013, S. 121); Wissen taucht auch in den Lehrveranstaltungsverzeichnissen verschiedener Institute auf, u.a. 2011 an der Universität Wien *Die Wissenschaft vom Wissen schaffen. Einblicke in die kulturwissenschaftliche Wissensforschung* (online unter: <https://ufind.univie.ac.at/de/course.html?lv=080060&semester=2011W,2011>, eingesehen am 16.1.2026), im WiSe 2018/19 unter dem Titel *Knowledge matters* (online unter: <https://agnes.hu-berlin.de/lupo/rds?state=verpublish&status=init&vmfile=no&publishid=148198&moduleCall=webInfo&publishConfFile=webInfo&publishSubDir=veranstaltung,2018>, eingesehen am 16.1.2026) und im WiSe 2021/22 *Knowledge Matters: Einführung in die Wissensanthropologie* jeweils an der HU Berlin (online unter: <https://zgw.mpiwg-berlin.mpg.de/en/lehre/veranstaltungen/knowledge-matters-einfuehrung-die-wissensanthropologie,2021>, eingesehen am 16.1.2026).

durch die beiden DFG-geförderten Projekte *Volkskunde als öffentliche Wissenschaft. Die Wissens- und Wissenschaftsgeschichte der Berliner Volkskunde 1860–1960* (2008–2012) und *Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert* (2006–2008/2013).¹¹⁸ Die programmatischen Texte¹¹⁹ des Forschungsverbundes prägten mit den Begriffen ‚Wissensformat‘, ‚Wissensmilieu‘ und ‚Wissenstransfer‘ zentrale Analysekategorien für wissensanthropologische Fragestellungen im Fach. Aus dem Verbund hervorgegangen sind unter anderem die Habilitation von Lioba Keller-Drescher (2017) *Vom Wissen zur Wissenschaft. Ressourcen und Strategien regionaler Ethnografie (1820–1950)* und die Monografie *Paradigma ‚Ländlicher Gesellschaft‘. Ethnographische Skizzen zur Wissensgeschichte bis ins 21. Jahrhundert* von Leonore Scholze-Irrlitz (2019). Diese Forschungsarbeiten werden durch die vorliegende Dissertation erweitert.

Die Konjunktur des Begriffs und die Entwicklung hin zu einer weitgefassteren Definition von Wissen(schaft)sforschung vollzogen sich nicht nur in der Empirischen Kulturwissenschaft. Auch in den Geschichtswissenschaften setzte sich die Wissensgeschichte ab den 2000er Jahren durch. Gleichzeitig verblieb die Wissensgeschichte nicht in den disziplinären Grenzen der historischen Forschung und wird bis heute von verschiedenen Fachrichtungen betrieben und beansprucht.¹²⁰ Die Beschäftigung mit Wissen(schaft) hat aber gerade in den Geschichtswissenschaften sowie in der Soziologie eine lange Tradi-

¹¹⁸ Sie greifen dabei auf das maßgeblich von Fredrik Barth geprägte Konzept der Wissensanthropologie zurück vgl. Barth, Fredrik, *Anthropology of Knowledge*, in: *Current Anthropology* 43 (2002), S. 1–18). Sein Werk gilt als zentral in der Entwicklung der Wissensforschung in der (Europäischen) Ethnologie. In seiner Definition von Wissen schließt er Gefühl, Informationen sowie „embodied skills“ (ebd., S. 1), „verbal taxonomies and concepts“ (ebd.) ein: „[A]ll the ways of understanding that we use to make up our experienced, grasped reality. We all live lives full of raw and unexpected events, and we can grasp them only if we can interpret them – cast them in terms of our knowledge or, best, anticipate them by means of or knowledge so that we can focus on them and meet them to some degree prepared and with appropriate measures“ (ebd.).

¹¹⁹ Boie u.a. (2009); Fenske (2011); Keller-Drescher (2017).

¹²⁰ Speich Chassé, Daniel/Gugerli, David, *Wissensgeschichte. Eine Standortbestimmung*, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte / Revue d'histoire* (2012), Heft 18/1, S. 85–100, hier S. 85; im englischsprachigen Raum vollzog sich diese Entwicklung um die 1990er Jahre (vgl. Burke (2015), S. 9).

tion. Deshalb gelten der empirisch-kulturwissenschaftlichen Wissensanthropologie sowohl die Wissen(schaft)s-geschichte als auch die Wissenssoziologie heute als wichtige Anknüpfungspunkte.¹²¹ Als zentrale Voraussetzungen für meine Forschung sollen sie im Folgenden kurz erläutert werden.

Die Spuren der Wissensforschung lassen sich in den Geschichtswissenschaften bis in das 18., in der Wissenssoziologie bis in das 19. Jahrhundert zurückverfolgen.¹²² Bis Mitte des 20. Jahrhunderts wurde Wissenschafts- beziehungsweise Disziplingeschichte – auch hier lässt sich die Grenze nur bedingt ziehen – von Fachvertreter*innen geschrieben.¹²³ Zentral für die Entwicklung und Etablierung der Wissensforschung als Wissenschaftszweig war das Aufkommen des Begriffs der ‚Wissensgesellschaft‘ in den 1960er Jahren: Der Bedeutungszugewinn von Wissen und Informationen und die soziologische Diagnose der zeitgenössischen Gesellschaft als Wissensgesellschaft dienten sowohl in der Wissenssoziologie als auch in der Wissensgeschichte als Motor.¹²⁴ Besonders einflussreich ist aus der Wissenssoziologie die Arbeit von Peter L. Berger und Thomas Luckmann, in der sie als Aufgabe der Wissenssoziologie die Analyse der „gesellschaftliche[n] Konstruktion der Wirklichkeit“¹²⁵ benannten. Sie erhoben die Forderung, „sich mit allem

121 Die beiden Wissenshistoriker Daniel Speich Chassé und David Gugerli (2012) zeichnen in ihrem Aufsatz „Wissensgeschichte. Eine Standortbestimmung“ die Entwicklung der beiden Felder anschaulich nach und machen die disziplinären Entwicklungen und transdisziplinären Verstrickungen deutlich.

122 Für die Wissenssoziologie liegen die Wurzeln im 19. Jahrhundert und werden mit Namen wie August Comte (1798–1857), Karl Marx (1818–1883) und Friedrich Nietzsche (1844–1900) verbunden. Zu einer Fachrichtung wurde sie in den 1920er Jahren, maßgeblich geformt von Max Scheler (1874–1928) und Karl Mannheim (1893–1947). Für eine ausführlichere Betrachtung vgl. Keller, Reiner/Dimbath, Oliver, Was ist Wissenssoziologie? Zur Orientierung in einem unübersichtlichen Forschungsgebiet, in: Soziopolis. Gesellschaft beobachten, online unter: <https://www.sozio.polis.de/was-ist-wissenssoziologie.html>, 30.5.2017, eingesehen am 16.1.2026. In der Wissen(schaft)s-geschichte setzen Speich Chassé und Gugerli zuerst mit der Entstehung von Speicherstätten wie Museen und Archive im 18. Jahrhundert an und der daraus in weiterer Folge entstandenen Arbeit von Wissenschaftshistoriker*innen, Bildungsforscher*innen, Kunsthistoriker*innen, Literaturwissenschaftler*innen, Volkskundler*innen und Archivar*innen (Speich Chassé/Gugerli (2012), S. 85).

123 Ebd., S. 91.

124 Ebd., 85.

125 Berger, Peter L./Luckmann, Thomas, Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt am Main 2010.

zu beschäftigen, was in der Gesellschaft als ‚Wissen‘ gilt¹²⁶ und eben nicht ausschließlich Ideengeschichte zu schreiben, die „nur ein Teil dessen [sei], was ‚Wissen‘ ist“¹²⁷. Ebenso wie das im Bereich der Wissenschaftsgeschichte 1962 von Thomas S. Kuhn veröffentlichte Werk *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*¹²⁸ und seine Theorie der Paradigmenwechsel gehört es zu den zentralen Werken der Wissensforschung, die an dieser Stelle Erwähnung finden müssen. Sie haben maßgeblich das Verständnis von Wissen und Wissenschaft mitbestimmt und gelten bis heute als Standardwerke in der Wissen(schaft)sforschung. Als zentrale Anknüpfungspunkte dienen außerdem die Arbeiten Michel Foucaults, dessen Werk das Verständnis von Wissen, besonders auch in Bezug auf Macht, entscheidend prägt. Er selbst war unter anderem beeinflusst von Ludwik Fleck, der seine Theorie über Denkstile und Denkkollektive zwar bereits in den 1930ern geschrieben hatte, von einem breiteren wissenschaftlichen Publikum aber erst 1978 wiederentdeckt wurde.¹²⁹

Mit zunehmendem Interesse an der Wissenschaft und der veränderten Wissenschaftspolitik wurde in den 1970er Jahren die Wissenschaftsgeschichte zum eigenen Forschungsfeld, dem es nicht mehr ausschließlich an akademischem Wissen lag. Sowohl in der Soziologie als auch in den Geschichtswissenschaften wandten sich Vertreter*innen der Wissensforschung der gesellschaftlichen Bedeutung von Wissen zu.¹³⁰ Ab den 1990er Jahren, verstärkt ab der Jahrtausendwende, entstanden zahlreiche Texte,¹³¹ die sich zunehmend von der „Geschichte des Wissens, die [...] einfach nur eine Nacherzählung des naturwissenschaftlichen

126 Ebd., S. 16.

127 Vgl. ebd.

128 Kuhn, Thomas S., *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt am Main 1962.

129 Sarasin (2011), S. 165.

130 In den 1980er Jahren kam es vor allem in den naturwissenschaftlichen Fächern zu einer ethnomethodologischen Wende der Wissenschaftssoziologie, vertreten durch Bruno Latour und Steve Woolgar, sowie Arbeiten von Karin Knorr-Cetina, die auf den practice turn reagierten (Speich Chassé /Gugerli (2012), S. 91–93). Die Entwicklung der Science and Technology Studies (STS) spielt auch in der Empirischen Kulturwissenschaft eine bedeutende Rolle.

131 Vgl. Burke (2015), S. 9.

‚Fortschritts‘ ist¹³², verabschiedeten und eine kulturwissenschaftliche Perspektive prägten, die für die vorliegende Arbeit wesentlich ist: Dazu gehören zum Beispiel die beiden Bände des Historikers Peter Burke *Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft* (2001) sowie – zeitlich für meine Forschung relevant – *Die Explosion des Wissens. Von der Encyclopédie bis Wikipedia* (2014), beide unter *A Social History of Knowledge* (2000, 2012) im Original erschienen. Über die Wissen(schaft)s-geschichte des sozialen Denkens in Wissenschaft und Literatur veröffentlichte Johan Heilbron 1995 *The Rise of Social Theory* und 1998 als Herausgeber *The Rise of Social Sciences and the Formation of Modernity*. Sowohl Burke als auch Heilbron geben Einblick in die Wissensarbeit des 19. Jahrhunderts an der Schnittstelle zwischen verschiedenen Wissensformen, wobei Heilbron gerade die Bedeutung von Schriftsteller*innen in der Produktion sozialen Wissens vor der Institutionalisierung von Sozial- und Kulturwissenschaften betont. Bereits 1985 hatte der Soziologe Wolf Lepenies außerdem ein Buch über die Entstehung der Soziologie in Deutschland, England und Frankreich an der Schnittstelle zwischen Literatur und Wissenschaft verfasst.¹³³ Für das der Arbeit zugrundeliegende Verständnis von Wissensforschung und Wissensgeschichte ist im Besonderen der Historiker und Mitbegründer des *Zentrums Geschichte des Wissens* an der *ETH Zürich* Philipp Sarasin zu nennen. Seine vier epistemologischen Zugänge, die er 2011 in seinem Aufsatz „Was ist Wissensgeschichte?“ formulierte, dienen in Teilen als Grundlage für die Gliederung dieser Dissertation.¹³⁴

Neben den großen Entwicklungssträngen der Wissenschafts- und Wissensforschung in der Empirischen Kulturwissenschaft, den Geschichtswissenschaften sowie der Wissenssoziologie als die Perspektive der Arbeit bestimmenden Hintergrund, müssen auf den Gegenstand bezogen weitere substanzielle Forschungen genannt werden, an deren Ergebnisse ich ebenfalls anschließe. Als zentrale thematische

132 Vielzitierte Aussage aus Burkes *Papier und Marktgeschrei. Geburt der Wissensgesellschaft*, hier zit. n. Landwehr (2007), S. 804.

133 In der vorliegenden Arbeit wird mit der Version von 2002 gearbeitet, vgl. Lepenies, Wolf, *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*, Frankfurt am Main 2002.

134 Vgl. Sarasin (2011).

Arbeit aus der Germanistik ist die Monographie von Martina Lauster zu nennen. Sie diente den Forschungsprojekten, im Kontext derer der vorliegende Text entstanden ist, als eine Art Ausgangspunkt, deren Ideen es um eine kulturwissenschaftlich-wissenschaftshistorische Perspektive zu ergänzen galt. In ihrer Monographie *Sketches of the Nineteenth Century: European Journalism and its Physiologies, 1830-50* betrachtet sie in Zusammenschau der Länder England, Frankreich und den deutschen Ländern urbane, visuelle wie schriftliche, ‚sketches‘ als „a science of society without being scientific“¹³⁵, auf die besonders naturwissenschaftliche Paradigmen einwirkten. In der Empirischen Kulturwissenschaft waren historische mediale Repräsentationen von Gesellschaft nur vereinzelt Forschungsgegenstand, im Fokus standen dabei vermehrt Bilder.¹³⁶ In der 2003 überarbeiteten *Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie* erwähnen die Autor*innen nur am Rande die Presse im Wechselspiel zwischen wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Wissensarbeit.¹³⁷ So leisten die von Schwab geleiteten Forschungsprojekte eine wichtige Erweiterung zu bisherigen Arbeiten, besonders mit Blick auf schriftliche Repräsentationsformen.¹³⁸ Eine kleine Konjunktur erfuhr das Thema publizistische Gesellschaftsbeschreibungen mit der Einkehr der Kategorie Wissen in das Fach: Mit einem akteurszentrierten Blick, der teilweise auch in meiner Dissertation vorgenommen wird, setzte sich Marita Metz-Becker 2001 mit dem Naturforscher und Reiseschriftsteller Georg Forster (1754–1794) auseinander, einer

135 Vgl. Lauster (2007), S. 20.

136 1989 veröffentlichte Hartwig Gebhardt einen Artikel zu „Die Pfennig-Magazine und ihre Bilder. Zur Geschichte und Funktion eines illustrierten Massenmediums in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (in: Populäre Bildmedien. Vorträge des 2. Symposions für ethnologische Bildforschung 1986, hrsg. v. Brednich, Rolf Wilhelm/Hartmann, Andreas, Hamburg 1989, S. 19–41), Carola Lipp beschrieb „[d]ie Frau in der Karikatur und im Witz der 48er Revolution“ (in: Fabula (1991), Bd. 32, S. 132–164) und Birgit Wildmeister „[d]ie Bilderwelt der ‚Gartenlaube‘. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des bürgerlichen Lebens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 66), Würzburg 1998).

137 Weber-Kellermann/Bimmer/Becker (2003), S. 24.

138 Zum Überblick der im Zuge des Projekts entstandenen Texte vgl. *Dissecting Society* (Hrsg.), Publications, online unter: <https://www.dissectingsociety.ekwee.uni-muenchen.de/publications/index.html>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.

im Fach wenig bekannten Figur, deren „Modernität und Aktualität“¹³⁹ der Autorin zufolge anerkannt werden sollte. 2005 veröffentlichte Rolf Lindner einen Aufsatz zu Henry Mayhew (1812–1887), einem Londoner „Stadtethnograph[en]“¹⁴⁰, dessen „ethnographische Leistung der zeitgenössischen voraus“¹⁴¹ war. 2013 beschäftigte sich das *Wien Museum* mit Wiener Volkstypen mit ihren unterschiedlichen visuellen und medialen Ausführungen,¹⁴² 2014 stellten Moritz Ege und Jens Wietschorke gemeinsam „Methodische Überlegungen am Beispiel der ‚Wiener Typen‘ vom 18. bis zum 20. Jahrhundert und des Berliner ‚Prolls‘ im 21. Jahrhundert“¹⁴³ an. Wietschorke veröffentlichte außerdem einen Aufsatz unter dem Titel „Urbane Volkstypen. Zur Folklorisierung der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert“. Im Zentrum standen dabei Figuren beziehungsweise Typen nicht nur als „zeitdiagnostische Heuristiken [...], anhand derer ‚handlungsentlastete‘ intellektuelle Beobachter das Feld der Gegenwart sondieren“¹⁴³, sondern die Frage „inwiefern sie auch mit alltäglichen Wahrnehmungs- und Ordnungsprozessen des Sozialen verwoben sind“¹⁴⁴. Auf beide Texte nehme ich wiederholt Bezug.

139 Metz-Becker, Marita, „Kulturwissenschaftliche Köpfe“ – ein Plädoyer für Georg Forster, in: *Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern*, hrsg. v. Becker, Siegfried/Bimmer, Andreas C./Braun, Karl/Buchner-Fuhs, Jutta/Gieske, Sabine/Köhle-Hezinger, Christel, Münster 2001, S. 385–392, hier S. 392.

140 Lindner, Rolf, Henry Mayhew, Stadtethnograph, in: *Die Zivilisierung der urbanen Nomaden. Henry Mayhew, die Armen von London und die Modernisierung der Lebensformen* (= Berliner Blätter, Sonderheft 35), hrsg. v. ders., Münster 2005, S. 8–24.

141 Ebd., S. 17.

142 Kos, Wolfgang (Hrsg.), *Wiener Typen. Klischees und Wirklichkeit*. 387. Sonderausstellung des Wien Museums, 25. April bis 6. Oktober 2013, Wien 2013.

143 Ege/Wietschorke (2014), S. 17.

144 Ebd.

1.1 Spannungsfeld I: Publizistische Gesellschaftsbeschreibungen zwischen wissenschaftlichem und literarisch-journalistischem Schreiben

Die Beschäftigung mit außerakademischem Wissen ist in der Empirischen Kulturwissenschaft keineswegs neu. Konrad Kuhn bezeichnet die Auseinandersetzung mit ‚Laienwissen‘¹⁴⁵ sogar als Aufgabe einer empirisch-kulturwissenschaftlichen Wissensforschung. Der von 2006 bis 2013 aktive Forschungsverbund *Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer* macht darauf aufmerksam, dass volkskundliches Wissen besonders häufig außerakademisch produziert wurde:

„Volkskundliches Wissen‘ – oder allgemeiner und weniger als wissenschaftliche Disziplin gedacht: Wissen über Gesellschaft und Volk – erscheint dabei [im 18. und 19. Jahrhundert] in einer Vielzahl medialer Formen, deren Ausbildung nicht nur den strengen Regeln akademischer Wissenschaft folgte: neben expliziten Speichermedien und genuin wissenschaftlichen Medien aktualisierte es sich auch in Repräsentationsformen mit beträchtlicher Öffentlichkeit [...]. In [...] vielfältigen medialen Formen durchdrang volkskundliches Wissen verschiedenste gesellschaftliche und vor allem lebensweltliche Bereiche.“¹⁴⁶

Die publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen müssen im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft¹⁴⁷, Literatur und Journalismus betrachtet werden. Eine Trennung der drei Felder, wie wir sie heute kennen, lässt sich – zumindest für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts – noch nicht feststellen. Spätestens ab der Mitte des Jahrhunderts fand eine allmähliche Loslösung und Autonomisierung von Literatur

145 Zur Problematisierung des Begriffs Laie vgl. „Wissen als Analysekategorie und Aufbau der Arbeit“, Abschnitt zu Akteur*innen

146 Boie u.a. (2009), S. 184.

147 Zur Einordnung des Begriffs ‚Wissenschaft‘ und dem Verständnis von akademischer und nicht-akademischer beziehungsweise wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Wissensproduktion vgl. „Wissen als Analysekategorie und Aufbau der Arbeit“.

und Wissenschaft statt und die beiden Felder traten zunehmend in Konkurrenz um Deutungshoheit.¹⁴⁸ Unter anderem manifestierte sich diese Trennung in den deutschen Verlagen, bei denen es ab 1880 zu einer Spaltung zwischen wissensvermittelnden und wissenschaftlichen Unternehmen kam.¹⁴⁹ Im Laufe des 19. Jahrhunderts erlebten Wissenschaft, Literatur und Journalismus eine Transformation: Der Soziologe Collins Randall schreibt von einer „university revolution“¹⁵⁰ und einer Entwicklung der Literatur vom Mäzenatentum hin zur Kommerzialisierung.¹⁵¹ Letztere betraf auch den Journalismus, der über weite Teile des Jahrhunderts eng mit der Literatur verbunden war und sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts langsam emanzipierte und zu einem eigenständigen Tätigkeitsfeld wurde.¹⁵²

Die Presse war im 19. Jahrhundert der Ort, in dem wissenschaftliche Beobachtungen und Ergebnisse einem breiten Publikum nahegebracht werden konnten. Hier gingen Literatur und Wissenschaft miteinander einher:¹⁵³

148 Lepenies (2002), S. I. Dabei gab es sowohl nationale als auch disziplinäre Unterschiede, wann sich die Felder voneinander lösten (vgl. ebd.).

149 Nissen, Martin, *Zwischen Wissenschaft und Wissensvermittlung: Die Bibliothek deutscher Geschichte im J. G. Cotta-Verlag*, in: *Wissenschaftsverlage zwischen Professionalisierung und Popularisierung*, hrsg. v. Estermann, Monika/Schneider, Ute, Wiesbaden 2007, S. 47–60, hier S. 47.

150 Zit. n. Heilbron (1995), S. 158.

151 Ebd.

152 Requate (1995), S. 135, 179 f.

153 Im *Morgenblatt* wurden etwa Texte von Joseph Nürnberger (1779–1848) veröffentlicht. Zeit seines Lebens stand er im preußischen Dienst und war Schriftsteller. 1816 erwarb er den Dokortitel in Philosophie, schrieb anschließend mehrere Werke zu astronomischen und naturwissenschaftlichen Themen (Brümmer, Franz, Nürnberger, Joseph Christian Emil, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* (1887), online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz72582.html>, o.D., eingesehen am 16.1.2026). Seine Erkenntnisse publizierte er teilweise auch im *Morgenblatt* (vgl. u.a. Nürnberger, Joseph, *Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 231–240 (27.9.1841 ff.); ders., *Die Sonne. Nach den neuesten Beobachtungen des Dessauer Astronomen Schwabe*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 162–165 (8.7.1843 ff.)). Der Schriftsteller Levin Schücking (1814–1883) nutzte die Zeitschrift, um in eine neue Wissenschaft einzuführen, die sich allerdings nie durchsetzte (Vgl. Schücking, Levin, *Genealogische Briefe*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 30 (23.7.1854), S. 697–702).

„It’s breadth [der Literatur] is immediately observable in the nineteenth-century popular press, the most important print medium for exchanges between writers from all fields. In nineteenth-century periodicals, magazines, and newspapers, articles on scientific issues were set side by side with fiction, poetry, and literary criticism.”¹⁵⁴

Die Wechselbeziehung von Literatur¹⁵⁵ und Wissenschaft wird an mehreren Punkten deutlich. Zunächst an einer ähnlichen Herangehensweise: Mitte des 18. Jahrhunderts setzte sich eine Empirisierung durch, sowohl in der Wissenschaft als auch in der Literatur,¹⁵⁶ und die ‚Feldforschung‘ war im Journalismus wie in der Wissenschaft eine gängige Praxis zur Wissensgenerierung (> 3.1.3).¹⁵⁷ Neben dem ‚methodischen‘ Vorgehen zur Wissensgenerierung ähnelten sich Wissenschaft und Literatur auch in ihrer Darstellungsform. Die Wissenschaft hatte auch einen literarischen und die Literatur mitunter einen wissenschaftlichen Anspruch.¹⁵⁸ Die meisten ‚guten‘ Wissenschaftler*innen, so die Literaturwissenschaftlerin und Wissenschaftshistorikerin Laura Otis, waren „also imaginative writers“¹⁵⁹: „The ability to express oneself articulately was essential for the communication and progress of science.“¹⁶⁰ Außerdem waren sowohl wissenschaftliche als auch literarische Texte durch Fiktionalisierung geprägt: In der Wissenschaft bedeutete dies eine Konstruktion oder ein hypothesengeleitetes Vorgehen, aber auch der Rückgriff auf Metaphern oder Personifizierungen.¹⁶¹ Des Weiteren zeigte sich die Verbindung zwischen Literatur und Wissenschaft auch

154 Otis, Laura, Introduction, in: *Literature and Science in the Nineteenth Century*. An Anthology, hrsg. v. dies., Oxford 2009, S. xvii–xxviii, hier S. xvii.

155 Wenn in den folgenden Zeilen von Literatur geschrieben wird, ist der Journalismus eingeschlossen. Nachdem es in den beiden Bereichen erst nach dem Untersuchungszeitraum zu einer klaren Trennung kam, fasse ich den Journalismus, wenn nicht anders angemerkt, als literarischen Zweig.

156 Fulda, Daniel, Sattelzeit. Karriere und Problematik eines kulturwissenschaftlichen Zentralbegriffs, in: *Sattelzeit. Historiographiegeschichtliche Revisionen* (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, Bd. 52), hrsg. v. ders./Décultot, Elisabeth, Berlin-Boston 2016, S. 1–16, hier S. 12.

157 Vgl. Burke (2015), S. 40–44.

158 Lepenies (2002), S. VII; Otis (2009), S. S. xvii.

159 Otis (2009), S. xix.

160 Ebd.

161 Fulda (2016), hier S. 12 f.; Otis (2009), S. xxi–xxii.

personell. Zum einen war es nur wenigen möglich, im 19. Jahrhundert von der Wissenschaft oder vom journalistischen Schreiben zu leben. Erst ab Mitte des 19. Jahrhunderts etablierten sich, ausgehend von Deutschland, die Universitäten als Forschungszentren¹⁶² und der Journalismus als eigenes Berufsfeld.¹⁶³ Durch das gesamte 19. Jahrhundert hindurch waren Schriftsteller*innen oftmals sowohl akademisch als auch journalistisch beziehungsweise literarisch tätig. Bekanntestes Beispiel in der volkswissenschaftlichen Fachgeschichte ist Wilhelm Heinrich Riehl, dessen journalistische Tätigkeit, bis dahin weitgehend unbekannt, 2010 vom deutschen Historiker Wolfram Siemann herausgearbeitet wurde.¹⁶⁴ Riehl war unter anderem Redakteur der von Johann Friedrich Cotta (1764–1832) gegründeten *Allgemeinen Zeitung* und Autor im *Morgenblatt*, in dem zum Beispiel seine Erörterung zum „Mann und Weib“ (> 5.3) aus seinem Buch *Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Socialpolitik* abgedruckt wurde. In Kapitel vier werden mit dem Historiker Alfred von Reumont und dem Geographen und Reiseschriftsteller Johann Georg Kohl zwei weitere Beispiele intensiver behandelt, in denen die Wechselbeziehung personell sichtbar wird. Nicht zuletzt rezipierten sich Wissenschaft und Literatur gegenseitig und nahmen aufeinander Bezug.¹⁶⁵ Als letzte zentrale Gemeinsamkeit zwischen den Feldern fasse ich das Bedürfnis, die in Aufbruch befindliche Welt zu ordnen. Dabei wirkten naturwissenschaftliche Ideen und Konzepte auf publizistisch-literarische Formen, die sich in der vorliegenden Arbeit anhand mehrerer Beispiele, besonders in Kapitel fünf über die (Neu-)Ordnung der Gesellschaft zeigt.

162 Otis (2009), S. xx.

163 Requate (1995), S. 135.

164 Siemann, Wolfram, Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897), in: Münchner Historiker zwischen Politik und Wissenschaft. 150 Jahre Historisches Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität (= Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München, Bd. 5), hrsg. v. Weigand, Katharina, München 2010, S. 95–118.

165 Vgl. Lamping, Dieter, Literatur und Wissenschaft. Ein Sondierungsversuch, in: KulturPoetik 5 (2005), Heft 2, S. 139–152, hier S. 143–147.

1.2 Spannungsfeld II: Wissenshistorische Perspektive zwischen Wissensgeschichte, Wissenschaftsgeschichte und Fachgeschichte

Die Fach- und Wissenschaftsgeschichte verhindert oftmals, was durch einen wissenshistorischen Zugang möglich ist und den Lioba Keller-Drescher als ‚Wissensanthropologie‘ bezeichnet: die „Untersuchung der Bedingungen und Relationen von Wissen, Wissenspraktiken und Akteuren in nicht-fachwissenschaftlichen Gebieten“¹⁶⁶. Der Zugang, den ich für meine Forschung gewählt habe, ist als wissensgeschichtlicher Teil der empirisch-kulturwissenschaftlichen Wissensanthropologie zu verstehen. Doch möchte diese Arbeit in einem weiteren Schritt die Ergebnisse in die Disziplingeschichte beziehungsweise die Wissenschaftsgeschichte einordnen und diese damit um eine Perspektive erweitern. Ziel der Arbeit ist das Schreiben einer prädisziplinären Geschichte der Sozial- und Kulturwissenschaften, in dem althergebrachte Fachgrenzen aufgezeigt und besprochen, in einem nächsten Schritt aber aufgelöst und die vorher getrennten Disziplinen zusammengedacht werden. Demnach lässt sich die vorliegende Dissertation auch, nach dem Verständnis Landwehrs, als Wissensgeschichte bezeichnen, die zwar in enger Verbindung zur Wissenschaftsgeschichte steht, aber im Gegensatz zu dieser eben nicht-akademische und nicht-wissenschaftliche Wissenspraktiken und -formen in den Blick nimmt, „sondern auch eine Vielzahl weiterer sozialer Wissensformen in ihrer Relevanz ernst [nimmt]“¹⁶⁷. Zwar näherte sich die Wissenschaftsgeschichte in den letzten Jahrzehnten einer Wissensgeschichte an, die Wissensproduktion nicht als ausschließlich wissenschaftliches Privileg betrachtete, sondern den Einfluss außerakademischer und nicht den Regeln wissenschaftlicher Methoden folgender Wissensproduktion auf Wissenschaft sowie die Verbreitung und Aufnahme wissenschaftlicher Ergebnisse in der Gesellschaft frei von Hierarchien berücksichtigte. Dennoch, merkt

¹⁶⁶ Keller-Drescher (2017), S. 5.

¹⁶⁷ Landwehr (2007), S. 802.

Landwehr kritisch an, wird Wissensgeschichte nach wie vor meist als Wissenschaftsgeschichte geschrieben.¹⁶⁸

Die vorliegende Arbeit sieht sich im Spannungsfeld dieser beiden Zugänge: Wissensgeschichte¹⁶⁹ wird hier nach dem einflussreichen Zürcher *Zentrum Geschichte des Wissens* verstanden als Untersuchung „gesamtgesellschaftliche[r] Prozesse, in deren Verlauf wissenschaftliche und alltagskulturelle Deutungsweisen in einem verschränkten Wechselspiel neue Selbstverständlichkeiten über die Beschaffenheit der Welt und über die Dimension ihrer Geschichtlichkeit“¹⁷⁰ hervorbringen. Zentral sei bei der Wissensgeschichte, so Sarasin, die Berücksichtigung von Wissensproduktion und -zirkulation.¹⁷¹ Ich betrachte „den ‚Zusammenhang‘ von diskursiven, medialen, personalen und institutionellen Formen des Wissens [...], weil Formen des Wissens in Verbindung mit *belief systems* und künstlerischer Expression erst Subjekte, Artefakte und Handlungen zu dem verbinden, was man ‚gesellschaftliche Wirklichkeit‘ nennen kann“¹⁷².

Angelehnt an die Wissenschaftsgeschichte im klassischen Sinn, ordne ich den Untersuchungsgegenstand in den Institutionalisierungsprozess der Sozial- und Kulturwissenschaften ein und konstruiere damit auch Fach- beziehungsweise Disziplingeschichte. Wissenschafts- wie Fachgeschichten dienen einerseits zur Legitimation eines Faches. Fachgeschichten sind demnach plausibel und linear erzählt, so der Volkskundler Wolfgang Kaschuba. Diskontinuitäten werden im Gegensatz dazu häufig nicht nachgezeichnet: „Was in der geschichtlichen Landschaft an Umwegen, an Abweichungen und Verirrungen stattgefunden hatte, bleibt weithin ausgeblendet [...].“¹⁷³ Obwohl die Disziplingeschichte der Empirischen Kulturwissenschaft/Volkskunde besonders durch ihre Rolle in der Zeit des Nationalsozialismus Brüche und Versagen aufzeigt, ist auch sie häufig eine Erzählung der Konti-

168 Ebd., S. 801.

169 Wissensgeschichte meint hier nicht die gleichnamige Disziplin, sondern wird verwendet im Sinne einer Geschichte des Wissens.

170 Speich Chassé/Gugerli (2012), S. 94.

171 Sarasin (2011), S. 164.

172 Ebd., S. 172.

173 Kaschuba (2012), S. 17.

nuitäten, etwa in ihrer Besinnung auf ihre romantischen Wurzeln, die bis heute das Verständnis mancher Vertreter*innen vom Fach formt. Andererseits ist Fachgeschichte identitätsstiftend nach innen und legitimierend nach außen.¹⁷⁴ Dies gilt besonders für ein kleines Fach wie die Empirische Kulturwissenschaft, welches sich immer wieder in Frage gestellt sieht.¹⁷⁵ Legitimierung findet die Empirische Kulturwissenschaft nicht erst in ihrer Institutionalisierung. Vielmehr wird der fachhistorische Blick auf die großen Vorgänger¹⁷⁶ und Wegbereiter geworfen. Dazu gehören Vertreter aus den Wissenschaften Statistik, Kameralistik, Germanistik und Geschichtsphilosophie, wie Justus Möser (1720–1794), Johann Gottfried Herder (1744–1803), Wilhelm Manhardt (1831–1880) oder Jacob Grimm (1785–1863). Darüber hinaus werden bekannte Persönlichkeiten aus den Geistesströmungen der Aufklärung und Romantik als Vorreiter betrachtet, darunter Achim von Arnim (1781–1831) und Clemens Brentano (1778–1842).¹⁷⁷ Ein Zusammenwirken dieser wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Felder findet sich in der Presse des 19. Jahrhunderts (› 2), die bisher fachgeschichtlich unzureichend beachtet wurde. Hier setze ich an.

Die volkskundlich-kulturwissenschaftliche Fachgeschichte erweitere ich um mehrere Perspektiven: Erstens werden bisher weitgehend ungenügend berücksichtigte Formate in den Blick genommen. Zweitens wird keine klassische Fachgeschichte innerhalb der Grenzen dessen, was heute als Empirische Kulturwissenschaft verstanden wird, geschrieben. Nachdem es im hier untersuchten Zeitraum noch keine institutionalisierten kulturwissenschaftlichen Disziplinen gab, wäre das Ziehen fachlicher Grenzen eine Negierung historischer Tatsachen und ein gegenwartsgesteuerter Blick, der vermieden werden soll. Gleichzeitig ergeben sich durch die eigene Involviertheit im Fach aber Grenzen. Der Blick auf die Geschichte ist klar der einer gelernten Empirischen

174 Laitko, Hubert, Disziplingeschichte und Disziplinverständnis, in: Disziplinen im Kontext. Perspektiven der Disziplingeschichte (= Erlanger Beiträge zur Wissenschaftsforschung), hrsg. v. Peckhaus, Volker/Thiel, Christian, München 1999, S. 21–60, hier S. 23.

175 Z.B. durch Zusammenlegungen oder Kürzungen in Wissenschaftseinrichtungen.

176 Bewusst wir hier ausschließlich die männliche Form verwendet.

177 Vgl. u.a. Deißner (1997); Hartmann (2001); Kaschuba (2012); Weber-Kellermann/Bimmer/Becker (2003).

Kulturwissenschaftlerin, der zwar zu erweitern versucht wird, aber letztlich nicht gänzlich ausgestellt werden kann. Das ist nicht zwingend ein Nachteil, muss aber reflektiert werden:

„Für den Disziplinhistoriker ist das disziplinäre Selbstverständnis nicht nur ein Moment seines Untersuchungsgegenstandes, sondern zugleich eine geistige Ausgangsposition, die er zunächst selbst einnehmen muß, ehe er sie hinterfragen kann. Dies gilt besonders dann, wenn der jeweilige Forscher aus der betreffenden Disziplin selbst herkommt. Vielfach ist nach Ansicht von V. Peckhaus der ‚theoretisch naive Ausgangspunkt‘ nützlich; der Historiker entschließt sich, ‚unter einer Disziplin zunächst das zu verstehen, was ihre heutigen Vertreter dafür halten‘ [...].“¹⁷⁸

Was für das Schreiben einer Fachgeschichte von Vorteil sein kann und vom Wissenschaftshistoriker und Philosophen Volker Peckhaus als „theoretisch naive[r] Ausgangspunkt“¹⁷⁹ bezeichnet wird, setzt hier Grenzen. Allerdings lässt sich jede Fachgeschichte auch nur mit Blick auf andere Fächer schreiben, „die Entwicklung einer Disziplin ist stets nur ein Ausschnitt aus der Koevolution eines ganzen Disziplinennetzes“¹⁸⁰: „Die Geschichte einer Disziplin lässt sich nicht schreiben, ohne auf Entwicklungen in Vorbild-, Nachbar-, Konkurrenz- und Hilfsdisziplinen einzugehen.“¹⁸¹

Nicht zuletzt sind Disziplingeschichten Teile einer allgemeinen Wissenschaftsgeschichte.¹⁸² In diesem Sinne nimmt die Arbeit Rücksicht auf die vom Soziologen Wolf Lepenies formulierte Perspektive der ‚Historischen Wissenschaftsforschung‘. Bereits 1979 formuliert, fand sie bisher nicht Eingang in die volkskundliche Fachgeschichtsschreibung. In seiner Perspektive schlägt Lepenies vor, statt einer Disziplingeschichte Problemlagen ins Zentrum der wissenschaftshistorischen Forschung

178 Laitko (1999), S. 24.

179 Peckhaus, Volker, Chancen kontextueller Disziplingeschichtsschreibung in der Mathematik, in: Disziplinen im Kontext. Perspektiven der Disziplingeschichte (= Erlanger Beiträge zur Wissenschaftsforschung), hrsg. v. Peckhaus, Volker/Thiel, Christian, München 1999, S. 77–95, hier S. 85.

180 Laitko (1999), S. 43.

181 Lepenies, Wolf, Wissenschaftsgeschichte und Disziplingeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 4 (1978), Heft 4, S. 437–451, hier S. 446.

182 Laitko (1999), S. 50.

zu stellen und sogenannte ‚Disziplinengruppen‘ und ‚-komplexe‘ gemeinsam zu betrachten.¹⁸³ Lepenies – und der oben zitierte Wissenschaftshistoriker Hubert Laitko – schreiben dies zwar in Hinsicht auf eine Wissenschaftsgeschichte, doch gilt dies gerade auch für die Entwicklungsschritte hin zu wissenschaftlichen Disziplinen, die sich in ihren Grenzen noch ausbilden mussten. Im Folgenden soll demnach das Netz der entstehenden Kultur- und Sozialwissenschaften betrachtet werden, das wiederum nur mit Blick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert verstanden werden kann – die Arbeit nimmt ferner ein Wissensnetz im Spannungsfeld zwischen Literatur, Journalismus und (Natur-)Wissenschaft (› 1.1) in den Blick. In diesem Sinne entstand eine Arbeit, die Anleihen in den Bereichen Wissens-, Wissenschafts- und Fachgeschichte macht und ihre Ergebnisse wiederum auch in diese drei verschiedenen Zugänge und Perspektiven einordnet.

Die dritte fachgeschichtliche Erweiterung, die die vorliegende Arbeit leistet, ist das Einbeziehen von Frauen als Teil der Geschichte der Kultur- und Sozialwissenschaften und so das Sichtbarmachen ihrer „gestohlene[n] Geschichte“¹⁸⁴. Frauen bleiben in der prädisziplinären und frühen Fachgeschichte häufig ungenannt. Bislang wird auch in der Empirischen Kulturwissenschaft eine Geschichte der Gründerväter und Wegbereiter geschrieben: 1995 noch forderte Martin Scharfe: „[V]on Zeit zu Zeit muß man sich neue Väter adoptieren.“¹⁸⁵ Selbst jüngere Auseinandersetzungen, wie der Aufsatz über Henry Mayhew (2005) und jener über Georg Forster (2001) beschäftigen sich mit männlichen Akteuren¹⁸⁶, obwohl durchaus ein Reservoir an weiblichen Sozialforscherinnen zur Verfügung gestanden hätte.¹⁸⁷

183 Vgl. Lepenies (1978), S. 444, 446.

184 Philomag (Hrsg.), Ruth Hagengruber: „Wir müssen uns die ‚gestohlene Geschichte‘ zurückholen, in: Philosophie Magazin, online unter: <https://www.philomag.de/artikel/ruth-hagengruber-wir-muessen-uns-die-gestohlene-geschichte-zurueckholen>, 16.12.2019, eingesehen am 19.7.2022.

185 Scharfe, Martin, Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur, in: Zeitschrift für Volkskunde 91 (1995), S. 1–26, hier S. 23.

186 Lindner (2005); Metz-Becker (2001).

187 Zu den wohl bekanntesten gehören etwa die britische Schriftstellerin Harriet Martineau (1802–1876) und die französische Schriftstellerin Amantine Aurore Lucile Dupin de Francueil (1804–1876), bekannt unter dem Synonym George Sand, die beide sozialkritische Gesellschaftsanalysen verfasst haben.

2 Das *Morgenblatt für gebildete Leser* in seiner Zeit

Sowohl durch ihre enge Anknüpfung an die Entwicklung der Presse als auch durch ihren Gegenstand, die (sich ausdifferenzierende) Gesellschaft, lassen sich die publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen als ein für das 19. Jahrhundert spezifisches Wissensformat bezeichnen. Die für die Entstehung dieses Wissensformats zentralen Entwicklungen werden im Folgenden beleuchtet.¹ Wenn ich dabei vom 19. Jahrhundert schreibe, ist damit weniger eine zeitlich klar abgegrenzte Epoche gemeint; vielmehr verweist die Angabe auf technische, soziokulturelle und (gesellschafts-)politische Veränderungen, die die Zeit prägen, unabhängig davon, ob man das 19. Jahrhundert als langes, kurzes oder innerhalb der kalendarischen Grenzen betrachten möchte.² Die Epoche gilt in der wissenschaftlichen Literatur als eine Zeit der Revolutionen: Der Historiker Eric Hobsbawm betitelte sein richtungsweisendes Buch über die Zeit von 1789 bis 1848 als „Age of Revolutions“³. Neben den bekannten Revolutionen wie der Industriellen Revolution, der Französischen Revolution und den gesellschaftspolitischen Revolutionen der 1830er Jahre und in den Jahren 1848/49 in mehreren europäischen Staaten, lesen wir beim amerikanischen Historiker Phyllis Deane von einer „demographische[n] Revolution“⁴, Jürgen Osterhammel schreibt von einer „Transportrevolution“⁵ und „Geschwindigkeitsre-

1 Für eine ausführliche Beschäftigung mit dem Zeitraum vgl. Evans, Richard J., *Das europäische Jahrhundert. Ein Kontinent im Umbruch 1815–1914*, München 2018; Osterhammel (2010); Steinmetz, Willibald, *Europa im 19. Jahrhundert (= Neue Fischer Weltgeschichte, Bd. 6)*, Frankfurt am Main 2019.

2 Zur Problematisierung der Epocheneinteilung und Periodisierung vgl. Osterhammel (2006).

3 Vgl. Hobsbawm, Eric, *The Age of Revolution. Europe 1789–1848*, New York 1962.

4 Zit. n. Braun, Rudolf, *Probleme des sozio-kulturellen Wandels im 19. Jahrhundert*, in: *Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskundekongresses in Trier vom 13. bis 18. September 1971 (= Zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert, Bd. 5)*, hrsg. v. Wiegmann, Günter, Göttingen 1973, S. 11–23, hier S. 12.

5 Osterhammel (2012), S. 37.

volution“⁶, der Buchwissenschaftler Reinhard Wittmann konstatiert eine „Leserevolution“⁷ Ende des 18. Jahrhunderts und auch eine „journalistische Revolution“⁸ wird im 19. Jahrhundert verortet. Fest steht, dass die Zeit eine Epoche der schnellen Umbrüche war: Die erste Hälfte des Jahrhunderts war geprägt von einer Bevölkerungsexplosion, von verbesserter Hygiene und damit einhergehend dem Rückgang unkontrollierbarer Seuchen, aber auch von Massenarmut sowie Auswanderungsbewegungen. Ab den 1830er Jahren begann in Deutschland die Industrialisierung, die in den 1850er Jahren einen Aufschwung erlebte und in jenen Jahrzehnten eng mit der Urbanisierung verknüpft war. Hinzu kamen politische Veränderungen, wie die Neuordnung Europas im Zuge des Wiener Kongresses 1814/1815 als Folge der Koalitionskriege (1792–1815), staatliche Repressionen durch die Karlsbader Beschlüsse von 1819 und die gleichzeitige Forderung nach mehr Mitspracherecht und (Presse-)Freiheit, die schließlich in die Revolutionen von 1848/49 sowie eine konstitutionelle, nationale und soziale Reform gipfelten. Im Deutschen Bund führten die Revolutionen zu ersten gesamtdeutschen Wahlen und der Formierung einer Nationalversammlung. Obwohl die darin ausgearbeitete Verfassung nie in Kraft trat, gilt sie als „Basisdokument der deutschen Demokratie“⁹. ‚Geint‘ wurde Deutschland schließlich erst 1871, das nationale Denken aber war bereits mit den Revolutionen befördert worden.¹⁰

Nicht erst Historiker*innen bewerteten dieses Zeitalter auf diese Weise, sondern bereits die Zeitzeug*innen nahmen es als eine Zeit schneller Veränderungen wahr: Dies lässt sich anhand mehrerer Einträge im *Morgenblatt* aufzeigen: „Es unterliegt keinem Zweifel, Alles ist hier im Fortschritt begriffen; man kann eigentlich nicht mehr sagen, daß das Jahrhundert fortschreitet, sondern daß es fortfährt. [...] Im Jahr 1890 muß man vielleicht sagen, daß das Jahrhundert fortfliegt

6 Osterhammel (2010), S. 126.

7 Wittmann, Reinhard, Gibt es eine Leserrevolution am Ende des 18. Jahrhunderts?, in: Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm, hrsg. v. Chartier, Roger/Cavallo, Guglielmo, Frankfurt/Main-New York-Paris 1999, S. 421–454, hier S. 422.

8 Vgl. u.a. Lauster (2007), S. 1.

9 Osterhammel (2012), S. 12.

10 Für einen Überblick über die politische und soziale Geschichte Deutschlands, Europas und der Welt vgl. Osterhammel (2012). Hier angegebene Zäsuren, S. 9–13, 35–37.

[...].¹¹ Die Zeit zwischen 1837 und 1857 lässt sich nach Osterhammel in der sogenannten ‚mittleren Zeit‘ (1830–1880) verorten, in der sich „für Europa jene Kulturercheinungen konzentrierten, die im Rückblick als charakteristisch für *das* 19. Jahrhundert gelten“¹². Neben den genannten Entwicklungen gehörte der Niedergang des Adels und der Aufstieg des (Bildungs-)Bürgertums zu den zentralen Veränderungen jener Jahre, die auch für den Kontext der vorliegenden Forschung relevant sind.

Aufstieg des Bürgertums

Der Aufstieg des Bürgertums hing mit anderen gesellschaftspolitischen wie wirtschaftlichen Prozessen des beginnenden 19. Jahrhunderts zusammen: Bevölkerungswachstum, Verstädterung, Industrialisierung sowie eine Expansion der Verwaltung förderten die Herausbildung bürgerlicher Berufe wie beispielsweise Arzt, Anwalt, Ingenieur oder Lehrer.¹³ Die Stadt bildete einen zentralen Motor für den Aufstieg der bürgerlichen Gesellschaft¹⁴ sowie „[m]öglichst freie und offene Kommunikationsräume, Orte des sozialen Kontaktes“¹⁵, die unter anderem von Lesegesellschaften, Salons und Vereinen geboten wurden.

Beim Bürgertum handelte es sich um eine heterogene Gruppe, die grob in das Wirtschafts- und das Bildungsbürgertum unterteilt werden kann. Im Laufe des 19. Jahrhunderts wandelten sich ihre Bedeutung und Zugehörigkeit: Mit der steigenden Relevanz von Bildung beziehungsweise Wirtschaftskraft wurden vor allem städtische Handwerker und Händler als Kleinbürgertum gemeinsam mit Beamten und Arbeitnehmer*innen zwischen Bürgertum und Arbeiter*innenschaft verortet.¹⁶ Gemeinsamkeiten fand das Bürgertum nicht in der ‚sozialen Stellung‘, im Beruf oder im Bildungshintergrund, sondern laut dem Historiker Jürgen Kocka im Wesentlichen in folgenden zwei Aspekten: erstens in

11 Das Pariser Fuhrwesen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 53 (2.3.1838), S. 211.

12 Osterhammel (2010), S. 103.

13 Evans (2018), S. 444.

14 Steinmetz (2019), S. 132 f.

15 Ebd., S. 137.

16 Kocka, Jürgen, Arbeiten an der Geschichte. Gesellschaftlicher Wandel im 19. und 20. Jahrhundert (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 200), Göttingen 2001, S. 179. Vgl. zur Definitionsschwierigkeit auch Steinmetz (2019), S. 128–131.

der Abgrenzung zu nichtbürgerlichen Gesellschaftsgruppen, wie zum Adel, Klerus, aber auch zu Arbeiter*innen und anderen Marginalisierten. Zweitens verband das Bürgertum eine gemeinsame ‚Kultur‘, die sich in „Lebensführung, Deutungsmuster[n], Symbole[n], Wertungen und Mentalitäten“¹⁷ zeigte. Dazu zählten der Wert individueller Leistung, die Bildung, Hochkultur und Wissenschaft sowie ein bestimmtes Familienideal. Der Historiker Willibald Steinmetz ergänzt um das „Streben nach Selbstständigkeit, Sorge um den bescheidenen eigenen Besitz, [...], Trennung von (männlich definierter) Arbeit und (weiblich definierter) Sphäre des Heims und der Familie“¹⁸ sowie „Entfaltung der Individualität, Kultivierung der Gefühle, Verfeinerung des Geschmacks, Ästhetisierung des Alltags, Aufschub der Eheschließung bis zur materiellen Absicherung des Hausstandes – bei gleichzeitiger Verwirklichung des romantischen Liebesideals“¹⁹ beim ‚höheren‘ Bürgertum.

Kocka bezeichnet diese ‚Kultur‘ als „Bürgerlichkeit“²⁰, welche sich mit „Hang zur Verallgemeinerung“²¹ zunehmend vom Bürgertum löste und in der Gesellschaft ausbreitete.²² Obwohl das Bürgertum noch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht mehr als fünf bis acht Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte,²³ prägte diese Gruppe damit gesellschaftlich das Jahrhundert und unser Bild der Zeit. Die Analyse von Zeitungen als eine Art Sprachrohr der bürgerlichen Gesellschaft, im konkreten Fall das *Morgenblatt*, ermöglichen es Historiker*innen nicht nur, Antworten auf die Frage nach bürgerlichen Vorstellungen jener Zeit zu geben, sondern auch auf jene nach Wurzeln und Entwicklungen bis in die Gegenwart gültiger Ideen, zum Beispiel beim Thema Rassismus oder der Vorstellung von Familie. Zeitschriften bildeten seit dem Ende des 18. Jahrhunderts einen wichtigen Bezugspunkt im bürgerlichen, öffentlichen Leben und für die bürgerliche Meinungsbildung.²⁴

17 Kocka (2001), S. 182.

18 Steinmetz (2019), S. 142.

19 Ebd.

20 Kocka (2001), S. 184.

21 Ebd.

22 Ebd., S. 180–184.

23 Ebd., S. 179.

24 Habermas (1999), S. 140 f.

Bedeutung der Presse

Wichtig im und für den Aufstieg des Bürgertums war die Entwicklung der Presse²⁵. Diese – verstanden als periodisch erscheinende und der Aktualität verschriebene Druckwerke – entstanden im 17. Jahrhundert unter anderem vor dem Hintergrund der Verbesserungen im Buchdruck, der Etablierung eines Botenwesens und von Nachrichtenzentren, einem zunehmenden wirtschaftlichen Nutzen durch Drucker sowie schließlich dem Bedürfnis nach und der Bereitschaft zur Wissensvermittlung. Auch die politische Zersplitterung Deutschlands, die Konkurrenz der einzelnen Machthaber, die sich ihre eigenen Zeitungen zu sichern versuchten, und die zahlreichen konfessionellen, politischen und militärischen Konflikte waren relevant für den Aufstieg der Presse.²⁶ Seit ihrem Anfang spielten die Städte²⁷ als offizielle Druckstätten eine grundlegende Rolle. Ab der Mitte des Jahrhunderts gab es erste Tageszeitungen und gegen Ende entstanden die ersten Unterhaltungszeitschriften. Ihr wichtigster Typus, die ‚Moralischen Wochenzeitschriften‘, die Unterhaltung und Belehrung vereinten, wurden ab dem beginnenden 18. Jahrhundert veröffentlicht und erfuhren große Beliebtheit. Sie gelten als Vorgänger für eine Vielzahl von Unterhaltungsblättern, so auch des *Morgenblatts für gebildete Stände / gebildete Leser*. Im Laufe des 18. Jahrhunderts kam es zu einer ersten Ausdifferenzierung der Presse und es entstand nach und nach ein literarisch-publizistischer Markt.²⁸ Technische Entwicklungen, wie die Erfindung der Schnellpresse Anfang des 19. Jahrhunderts, eine bessere Druckqualität und -kapazität, billigeres Papier, aber auch eine gesteigerte Wissensbegierde im Zuge der politischen Unruhen sowie das anwachsende

25 Im Folgenden wird die Entwicklung der Presse ohne Unterscheidung zwischen Zeitschriften, Zeitungen und Journalen vorgenommen. Zum einen scheint die genaue Betrachtung der verschiedenen Stränge im Kontext der vorliegenden Arbeit nicht notwendig, viele der Entwicklungen liefen parallel. Zum anderen, so vermerkt der Historiker Jörg Requate, wurden die Begriffe auch unter Zeitgenoss*innen zum Teil synonym verwendet (Vgl. Requate (1995), S. 119, 131).

26 Pürer, Heinz/Raabe, Johannes, *Presse in Deutschland*, 3., völlig überarb. u. erw. Aufl., Konstanz 2007, S. 50.

27 Lange war das Drucken ein Privileg für fürstliche Residenz- und Universitäts- sowie freier Reichsstädte (vgl. Pürer/Raabe (2007), S. 47).

28 Ebd., S. 63 f.; Requate (1995), S. 125.

Bildungsideal und die zunehmende Alphabetisierung²⁹ formten im 19. Jahrhundert die „Welt der Sprache“³⁰, wie der Historiker Thomas Nipperdey die Zeit bezeichnet. Der Bedeutungszuwachs der geschriebenen Sprache zeigte sich etwa in der veränderten Rolle des Buchdrucks: Bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts war er alleine Vermittler zwischen Gelehrten, bevor er zur Brücke zwischen Autor*in und Leser*in, zum Vermittler von Literatur und Wissenschaft wurde.³¹ Konkret manifestierte sich der Bedeutungszuwachs auch in „der riesenhaft gesteigerten Wirkung der Presse“³², wie bereits Zeitzeug*innen festgestellt hatten. Zeitungen wurden zum Konsumgut und nur, wer es schaffte, seine Zeitschrift an die Bedürfnisse der Leser*innen anzupassen, hatte mit ihr auch dauerhaft Erfolg.

Zwischen 1830 und 1880 kam es überall in Europa zu einer Expansion und Kommerzialisierung der Presse sowie zu einer Professionalisierung der Redaktionen. Für Deutschland bezeichnet der Historiker Jörg Requate diese Entwicklung angesichts der herrschenden Zensurregelungen als bemerkenswert.³³ Der Berufsjournalismus erlebte in den 1830er und 1840er Jahren seinen ersten Durchbruch:³⁴ Der dadurch entstandene Arbeitsmarkt ermöglichte es, Journalisten*innen hauptberuflich einzustellen. Bis in die 1870er Jahre war es für die meisten jedoch nur dann rentabel, wenn sie für mehrere Blätter zugleich schrieben. Trotz einer generellen Offenheit des Berufs war es nur sehr wenigen möglich, in dem Feld Fuß zu fassen, wenn eine akademische Bildung oder die notwendigen Netzwerke fehlten. So war die Gruppe der Redakteur*innen und Journalist*innen im 19. Jahrhundert mit Blick auf

29 Stöber, Rudolf, Deutsche Pressegeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 3., überarb. Aufl., Konstanz-München 2014, S. 116.

30 Nipperdey (1983), S. 588.

31 Füssel, Stephan, Johann Friedrich Cotta ‚Neuerfindung‘ des Verlages seit 1787 vor dem Hintergrund des Strukturwandels im Buchhandel, in: Johann Friedrich Cotta. Verleger – Unternehmer – Technikpionier, hrsg. v. Mojem, Helmuth/Potthast, Barbara, Heidelberg 2017, S. 13–31, hier S. 13.

32 Das Jahr 1845, in: Morgenblatt für gebildete Leser 3 (4.1.1847), S. 9 f., hier S. 9.

33 Requate, Jörg, Kennzeichen der deutschen Mediengesellschaft des 19. Jahrhunderts, in: Das 19. Jahrhundert als Mediengesellschaft (= Ateliers des Deutschen Historischen Instituts Paris, Bd. 4), hrsg. v. ders., München 2009, S. 30–42, hier S. 37.

34 Requate (1995), S. 130.

ihre Klassenzugehörigkeit relativ homogen.³⁵ Welche Biografien den beruflichen Zugang ermöglichten, wird in Kapitel drei und vier anhand ausgewählter Literat*innen untersucht.

Für die Bürger*innenschaft war die Presse ein Instrument der gesellschaftlichen Selbstreflexion, Instrument der Politisierung und Emanzipation.³⁶ In den Lesegesellschaften und Vereinen – „Vorschule[n] zum Parlamentarismus und zur Demokratie“³⁷ – verfügbar, wurden Zeitschriften und Zeitungen konsumiert und diskutiert, und formten so die sich seit den 1790er Jahren herausbildende ‚öffentliche‘ Meinung mit.³⁸ Die Presse war einerseits Teil, andererseits Motor einer Umgestaltung des (politischen) Alltags:

„[D]ie öffentliche Meinung wird im 19. Jahrhundert zu einer wesentlichen Macht, und es ist die Presse, die sie repräsentiert und formt. Nicht mehr Gemeinde, Beruf und Kirche, sondern die Zeitung setzt den Menschen alltäglich und kontinuierlich mit dem Allgemeinen – ja wie Hegel meinte, mit dem Weltgeist – in Beziehung. Damit tritt der Mensch in ein neues Verhältnis zu seiner eigenen Zeit, zum Täglichen und Neuen anstelle des Gleichbleibenden, Sich-Wiederholenden, zu Wandel und Dynamik, zur räumlich fernen nationalen wie internationalen großen Welt, zu den Abstraktionen und Ideen jenseits der Anschauungswelt und der unmittelbaren Erfahrung der Nähe, zu den öffentlichen Dingen, zur Politik.“³⁹

Aus diesen Gründen, so argumentiert Jürgen Habermas, versuchte die Obrigkeit mit restriktiven Maßnahmen einzugreifen.⁴⁰ Während es in anderen Ländern wie England oder Frankreich bereits eine Pressefreiheit gab, wechselten sich im Deutschland des 19. Jahrhunderts noch Repressionen und Lockerungen ab. Von einer umfassenden Pressefrei-

35 Vgl. ebd., S. 135, 180, 197, 200.

36 Vgl. Habermas (1999), S. 13; Osterhammel (2010), S. 63.

37 Steinmetz (2019), S. 140.

38 Habermas (1999), S. 140 f.

39 Nipperdey (1983), S. 589 f.

40 Vgl. Habermas (1999), S. 13.

heit kann erst Ende des 19. Jahrhunderts gesprochen werden.⁴¹ Von den Eingriffen waren nicht nur politische Blätter betroffen, sondern auch dezidiert unpolitische, wie das *Morgenblatt*. Dies gilt es bei einer Analyse der Zeitschrift ebenso zu berücksichtigen wie ihre eigene politische Ausrichtung.

Die Politisierung und Konstitution der Bürgerlichkeit waren für die (literarisch-)politischen Zeitschriften des 19. Jahrhunderts ebenso charakteristisch wie die Verknüpfung von Belehrung und Unterhaltung sowie die Betrachtung der Welt aus einer Beobachter*innenposition. In den 1850er Jahren entstanden als Nachfolge dieser Blätter, wie es auch das *Morgenblatt* war, Illustrierte und Familienzeitschriften, die sich einer großen Beliebtheit erfreuten.⁴² Dennoch warnt der Literaturwissenschaftler Friedrich Sengle davor, für die erste Hälfte des 19. Jahrhundert von Zeitschriften als Massenmedien zu sprechen.⁴³ Da weder für die Leser*innen noch für die Auflage genaue Zahlen vorliegen, beruhen alle Angaben diesbezüglich auf Schätzungen.⁴⁴ Die Leser*innenschaft betreffend fällt eine genaue Einschätzung vor allem deshalb schwer, weil Zeitschriften und Zeitungen häufig in Lesegesellschaften und Vereinen gelesen oder in Familien vorgelesen wurden.⁴⁵ Damit erreichten sie mehr Personen als ihre Auflage vermuten lässt, und nahmen, so der Kommunikationswissenschaftler Rudolf Stöber, Einfluss auf den Alltag und die Meinung der Lesenden.⁴⁶ Trotz fortschreitender Alphabetisierung, höheren Auflagen und erschwingliche-

41 Als erstes wurde die Zensur in Württemberg 1864 abgeschafft, 1874 folgte mit dem Reichspressegesetz eine offizielle Verabschiedung von der Zensur, wobei Repressionen vor allem unter Reichskanzler Otto von Bismarck (1815–1898) weiterhin möglich waren (Osterhammel (2010), S. 64 f.).

42 Requate (2009), S. 39.

43 Sengle, Friedrich, Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848, Bd. II: Die Formenwelt, Stuttgart 1972, S. 58.

44 Stöber (2014), S. 157.

45 Sengle (1972), S. 58. Der Kommunikationswissenschaftler Rudolf Stöber nennt als weiteren Grund, dass die Statistiken unterschiedliche Maßstäbe berücksichtigen, zum Beispiel ab wann eine Zeitung als solche gilt. Alle Angaben zu Leser*innenzahlen, Auflagen, Redaktionsgröße etc. beruhen daher auf Schätzungen (vgl. Stöber (2014), S. 157).

46 U.a. Stöber (2014), S. 116. 40 Prozent der Zeitschriften hatten bis ins späte 19. Jahrhundert eine Auflage von unter 1.000. Die *Allgemeine Zeitung*, eine große politische Zeitung, erschien im Vormärz mit einer Auflage von knapp 10.000 (vgl. ebd., S. 160, 166).

ren Preisen ab den 1830er Jahren,⁴⁷ richtete sich die Unterhaltungspresse in erster Linie auch nach 1850 an (klein)bürgerliche Leser*innen, deren Ideale sie inhaltlich (re-)produzierte.⁴⁸

Mit der Ausdifferenzierung und Modernisierung der journalistischen Produkte begann auch der kulturell-literarische Aufstieg der süddeutschen Städte, die bis Anfang des 19. Jahrhunderts den norddeutschen unterlegen waren. Besonders Stuttgart wurde mit seiner „literarischen Geselligkeit, [seiner] regen Zeitschriftenproduktion und [seinem] vielfältigem Kulturangebot“⁴⁹ wichtig. Während Norddeutschland unter den Napoleonischen Kriegen (1803–1815) stark gelitten hatte, kam es in Stuttgart in der Regierungszeit von König Friedrich von Württemberg (1754–1806), im Zuge der Industrialisierung und einer damit zusammenhängenden Bevölkerungszunahme zum wirtschaftlichen Aufstieg des Druckmarktes. Die günstigeren Lebenshaltungs- und Buchherstellungskosten zogen immer mehr Schriftsteller*innen in den Süden,⁵⁰ wo eine liberale Aufbruchsstimmung herrschte. Auch gab es in Württemberg im Vergleich zu anderen deutschen Ländern über Jahre eine gemäßigte Zensur: Die Karlsbader Beschlüsse von 1819 wurden vernachlässigt und nur auf Druck von Preußen und Österreich durchgeführt.⁵¹ 1864 war Württemberg das erste Land, das eine Pressefreiheit erließ.⁵² Diese Voraussetzungen ermöglichten die Etablierung eines Netzwerkes von Schriftsteller*innen und Korrespondent*innen.⁵³ Von diesen Bedingungen in Württemberg, so lässt sich ausgehen, profitierte auch die Familie Cotta und ihr Verlag, der ab 1807 das *Morgenblatt für gebildete Stände* in Tübingen beziehungsweise Stuttgart herausgab.

47 Vgl. Sengle (1972), S. 58.

48 Requate (2009), S. 39.

49 Haug, Christine, „Für mich ist diese Buchhändlermetropole ein kleines Babel“. Der Verlagsstandort und Kommissionsplatz Stuttgart zwischen dem Ende der Napoleonischen Kriege und der 1848er Revolution, in: Johann Friedrich Cotta. Verleger – Unternehmer – Technikpionier, hrsg. v. Mojem, Helmuth/Potthast, Barbara, Wiesbaden 2017, S. 33–50, hier S. 42.

50 Ebd., S. 36 f.

51 Ebd., S. 40

52 Osterhammel (2010), S. 64.

53 Haug (2017), S. 43.

Morgenblatt für gebildete Stände / gebildete Leser

Der Germanist Hans-Joachim Lang geht davon aus, dass der Aufstieg der Presse zum „populären Medium“⁵⁴ vom Cotta-Verlag mitgetragen wurde. Allein zwischen 1790 und 1808 wurden von dem Haus 28 Titel veröffentlicht, die einen schnellen Zugang zu wissenschaftlichen und allgemeinen Informationen boten.⁵⁵ Mit ihnen begann auch der Erfolg des Verlags. Die beiden erfolgreichsten Publikationen waren die politische Tageszeitung *Allgemeine Zeitung*, die seit 1798 gedruckt wurde und maßgeblich den Aufstieg des Verlags anschob, und das *Morgenblatt für gebildete Stände*.⁵⁶ Das *Morgenblatt*, ab 1837 *Morgenblatt für gebildete Leser*, war ein deutsches Kulturblatt, das zwischen 1807 und 1865 herausgegeben wurde. Bis 1851 erschien das Blatt sechs Mal in der Woche, danach wöchentlich.⁵⁷ Gegründet wurde es von Johann Friedrich Cotta (1764–1832), dem dritten Sohn und fünften Kind des Hof- und Kanzleibuchdruckers Christoph Friedrich Cotta (1724–1808). Zum Unternehmen gehörte seit 1659 der Tübinger Universitätsverlag mit Sortimentsbuchhandlung, seit dem frühen 18. Jahrhundert die Stuttgarter Druckerei sowie seit 1730 die Druckerei Ludwigsburg. Nachdem seine Brüder das Familienunternehmen nicht übernahmen, kaufte Johann Friedrich Cotta, der in Jura promoviert hatte, den unbedeutenden Tübinger Verlag von seinem Vater auf und machte ihn „zum wichtigsten deutschen Verlag zeitgenössischer Literatur“⁵⁸, der unter anderem Schiller und Goethe veröffentlichte.⁵⁹

Mit dem *Morgenblatt* wollte Cotta seinen Leser*innen ein möglichst vielfältiges und breites Repertoire bieten. Das Konzept der Zeitschrift als „belletristisches Journal“⁶⁰ war keineswegs neu: Cotta griff dafür auf bereits bestehende Zeitschriften zurück, wie dem Berliner *Freimüth-*

54 Lang, Hans-Joachim, Im Foyer der Revolution. Als Schiller in Tübingen Chefredakteur werden sollte: die Gründerzeit von Cottas „Augsburger Allgemeine“, Tübingen 1998, S. 28.

55 Ebd.

56 Füssel (2017), S. 21, 30 f.

57 Über die Jahre hinweg wurde das Blatt von verschiedenen Beilagen begleitet, wie dem *Intelligenz-Blatt*, dem *Kunst-* sowie *Literatur-Blatt*.

58 Lang (1998), S. 28.

59 Füssel (2017), S. 20 f.; Lang (1998), S. 20–27.

60 Zeitgenössischer Ausdruck, vgl. Peek, Sabine, Cottas Morgenblatt für gebildete Stände. Seine Entwicklung und Bedeutung unter der Redaktion der Brüder Hauff (1827–1865), in: Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel – Frankfurter Ausgabe (1965), Nr. 42, S. 948–1063, hier S. 950.

igen (seit 1803) und der Leipziger *Zeitung für die elegante Welt* (seit 1801) und schaffte es, mit dem *Morgenblatt* ein süddeutsches Pendant zu entwerfen.⁶¹ Das *Morgenblatt* konnte sich auf einem Markt etablieren und halten, der sich zu jener Zeit dadurch auszeichnete, dass Zeitungen und Zeitschriften oftmals bereits nach wenigen Ausgaben eingestellt wurden.

Die Zeitschrift war aufklärerisch und neuhumanistisch, richtete sich nicht an Gelehrte, sondern „suchte ganz im Geiste der Aufklärung bei seinen Lesern ein wahrhaft enzyklopädisches Bildungsstreben zu befriedigen“⁶². Bereits in der Ankündigung von 1806 machte Cotta deutlich, dass „mit Ausnahme jedes politischen Gegenstandes“, die Zeitung

„[a]lles umfassen soll, was dem gebildeten Menschen interessant seyn kann, und die also keine andere Tendenz haben wird, als diejenigen Kenntnisse zu verbreiten, welche zur geistigen und sittlichen Kultur nothwendig sind, und auf dem Weg der Unterhaltung die angenehmste Belehrung gewähren“⁶³.

Dabei sollten nicht „Gegenstände der Schule“⁶⁴, sondern Themen aufgegriffen werden, welche „von der Beschaffenheit sind, daß sie dem gebildeteren Publikum gleichsam angehören“⁶⁵. Mit der Zeitschrift ging also eine gewisse Exklusivität einher. Auch wenn sie eine breitere Leser*innenschaft ansprechen sollte, war dennoch klar, dass das Publikum dem deutschen Bürgertum entsprechen würde.⁶⁶ Die Zahl der Leser*innen lässt sich nicht festlegen. Fest steht aber, dass sie die Zahl der Auflage, die der Leiter des *Cotta-Archivs* im *Deutschen Lite-*

61 Mojem (2017), S. 232 f., 239.

62 Fischer (2000), S. 10.

63 IV. Morgenblatt für gebildete Stände, in: Intelligenz-Blatt des Allgemeinen Deutschen Garten-Magazins 11 (1806), S. XXXV.

64 Ebd.

65 Ebd.

66 Vgl. Peek (1965), S. 950.

raturarchiv Marbach, Helmuth Mojem, mit 1.000 bis 2.000 beziffert,⁶⁷ übertraf. Der hohe Preis⁶⁸ ermöglichte nur wenigen den Kauf, gelesen wurde die Zeitschrift meist in den Lesegesellschaften und Debattierclubs, wo sie zum „Standardrepertoire“⁶⁹ gehörte.⁷⁰ Regional gab es die meisten Leser*innen in Süddeutschland. Der herrschende Föderalismus erschwerte durch Zollschranken und Währungsvielfalt eine problemlose Verbreitung von Zeitschriften und Büchern zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands und führte im Norden zu einer Teuerung des ohnehin teuren Blattes.⁷¹ Dennoch gehörte das *Morgenblatt* in den ersten 50 Jahren seines Bestehens zu den bekanntesten und wichtigsten Journalen in Deutschland und trug maßgeblich zur Konstitution des deutschen Bildungsbürgertums bei.⁷²

Inhaltlich lassen sich über die Jahre zwar Veränderungen nachvollziehen, dennoch mahnt Mojem davor, die Zeitschrift als „bunte und heterogene Mischung“⁷³ wahrzunehmen und spricht von einer „einheitliche[n] *Morgenblatt*-Melange“⁷⁴. Bereits beim Blick in die Beschreibungen der Zeitschrift, die den Inhaltsverzeichnissen beigelegt war, sowie den Inhaltsverzeichnissen selbst zeigt sich eine Konstante. In einem kommentierten Inhaltsverzeichnis des Jahres 1813 wurde der Inhalt in folgende Punkte zusammengefasst: „Schöne Literatur“, „Kunst“, „Gedichte“, „Miszellen“ und „biographische Skizzen“.⁷⁵

67 Mojem (2017), S. 246. Damit war die Auflage im Vergleich zu den meisten Zeitschriften groß: Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hatten 40 Prozent der Zeitungen eine Auflage von unter 1.000 Stück (vgl. Stöber (2014), S. 160). Der ehemalige Leiter des *Cotta-Archivs* Bernhard Fischer betont, dass die Auflagenhöhe wenig über die Bedeutung der Zeitschrift „für das kulturelle und literarische Bewußtsein der Zeit“ (Fischer (2000), S. 10) aussagt.

68 Fischer spricht von acht Reichstalern pro Ausgabe (Fischer (2000), S. 10), Mojem von 20 Gulden pro Jahr bei einem Jahresgehalt von oft weniger als 500 Gulden (Mojem (2017), S. 246).

69 Fischer (2000), S. 10.

70 Mojem (2017), S. 246.

71 Vgl. Haug (2017), S. 35–37.

72 Mojem (2017), S. 232. Ott, Ulrich, Vorwort, in: *Morgenblatt für gebildete Stände / gebildete Leser 1807–1865*. Nach dem Redaktionsexemplar im *Cotta-Archiv* (Stiftung der ‚Stuttgarter Zeitung‘). Register der Honorarempfänger / Autoren und Kollationsprotokolle, Fischer, Bernhard, München 2000, S. 7.

73 Mojem (2017), S. 239.

74 Ebd.

75 *Morgenblatt für gebildete Stände*. Siebenter Jahrgang. 1813. Februar, o.S.

Daneben und besonders interessant für einen wissenschaftlichen Zugang sind die Punkte „Beiträge zur Sitten- und Kultur-Geschichte einzelner Städte und Völker“⁷⁶ (bestehend aus: „Geselliges Leben; Vergnügungen; Mode; Luxus; Sittengemälde der Universitäten, Messen, Bäder, Carnevals; zuweilen interessante topographische Schilderungen“⁷⁷) und „[k]leine Reisebeschreibungen“⁷⁸ (darunter sowohl Ausschnitte aus bekannten Schilderungen als auch für die Zeitschrift verfasste, kleinere Beiträge).⁷⁹ Diese Schwerpunkte spiegelten sich in den Rubriken wider, die ab den 1820er Jahren die Texte in den Ausgaben thematisch ordneten. Wiederkehrende Rubriken waren „Geschichte und geschichtliche Sagen“, „Erzählungen“, „Aufsätze gemischten Inhalts“, „Gedichte“, „Reisen“ sowie „Länder- und Völkerkunde“, „Biographie“, „Naturgeschichte“ und „Korrespondenz“. Das Inhaltsverzeichnis veränderte sich im Laufe der Jahre. Manche Sparten wurden eingestellt, andere kamen hinzu. Nach der Modernisierung 1837, die sich unter anderem durch die Umbenennung, das Einführen täglicher Aphorismen und den Wegfall von verschiedenen literarischen Wort- und Rätselspielen auszeichnete,⁸⁰ hatte sich die Beschreibung des Blattes nur rudimentär verändert. Einzelne Begriffe waren ausgetauscht worden, doch der Inhalt war gleich geblieben. Die Hauptabschnitte setzten sich zusammen aus den Themenfeldern „Poesie“, „Leben“ („Schilderungen des Volkslebens in allen Kreisen und Beziehungen, in ernster und komischer Form, Reisebeschreibungen und Auszüge aus solchen, fortlaufende Berichte von den wichtigsten Orten über die gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse [...]“⁸¹), „Geschichte“ („Kulturgeschichte, wichtige archäologische Entdeckungen, Denkwürdigkeiten aus der nächsten Vergangenheit, Beiträge zur Bildungsgeschichte berühmte Männer, ungedruckte Arbeiten und Briefe derselben u[nd]

76 Ebd.

77 Ebd.

78 Ebd.

79 Ebd.

80 Vgl. Kienzle, Ilse, Das „Morgenblatt für gebildete Stände“. Lektüre einer kulturellen Tageszeitung des 19. Jahrhunderts, in: Bayerischer Rundfunk, Land und Leute, Sendung am Freitag, 29. Mai 1992, 9–10 Uhr, Bayern 2, Manuskript, S. 13, 24.

81 J.G. Cotta'schen Buchhandlung (Hrsg.), Das Morgenblatt. Inhaltsverzeichnis Oktober 1839, o.S.

s[o] w[eiter]⁸²⁾ und „Wissenschaft“, „vorzüglich in den Fächern, welche in nächster Beziehung zum Leben und der Entwicklung der gesellschaftlichen Verhältnisse stehen, in den philosophischen und Naturwissenschaften im weitesten Sinne“⁸³. Im Inhaltsverzeichnis finden sich – neben den literarischen Rubriken „Gedichte“, „Räthsel“ und „Erzählungen“ – außerdem die Sparten „Reisen“, „Länder- und Völkerkunde“, „Naturgeschichtliches“, „Aufsätze gemischten Inhalts“ und „Korrespondenzen“.⁸⁴ Beschrieben wurde das Journal 1839 als eine „unterhaltend[e] und belehrend[e] Zeitschrift[, die] die Literatur und die ganze Bildung der Gegenwart, mit Ausschluß der politischen Tagesgeschichte“⁸⁵ darstellen sollte und die „Aufgabe [habe], der vaterländischen Literatur [...] als Organ zu dienen, und dann, die allgemeinen Fortschritte in Literatur, Wissenschaft und Kunst in ihrem Bezug auf das Leben der Völker, die Bewegung und Entwicklung der Gesellschaft möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen“⁸⁶. Während sich diese Beschreibung auch noch 1850 findet, wurden die Themen im Inhaltsverzeichnis reduziert auf „Gedichte“, „Erzählungen“, „Aufsätze gemischten Inhalts“ und „Korrespondenzen“.⁸⁷

Über die Rubriken, Themen, Textsorten sowie ihre Zusammensetzung und das vereinende Tagesmotto entschied die Redaktion:

„Jeden Tag war neu zu entscheiden, wie sich die Massen der Aufsätze und poetischen Beiträge in den ‚großen Linien‘ und die der Korrespondenznachrichten über das gesellschaftliche und kulturelle Leben in den Haupt- und Nebenstädten Europas und Deutschlands in den oft kompreß gedruckten ‚kleinen Linien‘ verteilen. Leichtere Ware wie Erzählungen und Gedichte wollten mit anspruchsvolleren Aufsätzen aus den ver-

82 Ebd.

83 Ebd.

84 Zusammenschau aus den Inhaltsverzeichnissen seit der Umbenennung der Zeitschrift in *Morgenblatt für gebildete Leser*; Juli 1837.

85 J.G. Cotta'schen Buchhandlung (Hrsg.) (1839), o.S.

86 Ebd.

87 Vgl. J.G. Cotta'schen Buchhandlung (Hrsg.), Inhaltsverzeichnis Januar bis Juni 1850, o.S.

schiedensten Disziplinen, mit Nachrichten und Rezensionen gemischt werden, und zwar so, daß jeder einzelne Beitrag in seiner Eigenart sich hervorhob und doch in ein Ensemble einfügte.“⁸⁸

Während es in den Anfangsjahren zu häufigen Wechseln in der Redaktion kam, stabilisierte sich die Situation auch mit der Übernahme durch Cottas Sohn Georg von Cotta (1796–1863).⁸⁹ 1827 übernahm der in Stuttgart geborene Medizinabsolvent Hermann Hauff (1800–1865) nach dem plötzlichen Tod seines Bruders Wilhelm Hauff (1802–1827) dessen Position als Redakteur beim *Morgenblatt*: „Weitblick und Gelehrsamkeit, kritisches Urteilsvermögen, diplomatischer Takt und ein trockener Humor machten den als rauhbeinigen [sic] Einzelgänger bekannten zum idealen Redakteur[.]“⁹⁰ Hermann Hauff erfüllte diese Funktion bis zu seinem Tod und prägte den Inhalt des *Morgenblatts* somit über den gesamten Untersuchungszeitraum der vorliegenden Arbeit.

⁸⁸ Fischer (2000), S. 19.

⁸⁹ Mojem (2017), S. 239; Fischer (2000), S. 19 f.

⁹⁰ Peek, Sabine, Hauff, Hermann, in: Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd100576869.html#ndbcontent>, eingesehen am 16.1.2026.

3 Wissen generieren und der volkscundliche Kanon im Spiegel des *Morgenblatts für gebildete Leser*

Wissenspraktiken sind zentraler Gegenstand der Wissen(schaft)sforschung. Sie sind vielfältig und umfassen unter anderem das Messen, Befragen, Kartieren, aber auch das Aufschreiben, Repräsentieren und Transformieren.¹ Unter Wissenspraktiken sind also nicht nur jene Praktiken zu verstehen, die Wissen generieren, sondern ebenso solche, die es reproduzieren (› 4) und ordnen (› 5). Im Folgenden wird das Generieren von Wissen als Ausgangspunkt der Wissensproduktion in den Blick genommen und fach- sowie wissenschaftsgeschichtlich eingeordnet. Ausgehend von den sich in den Quellen direkt oder indirekt zeigenden Zugängen werden im ersten Unterkapitel das Beobachten, das Sammeln sowie das Spazieren, Wandern und Reisen als ‚Methoden‘ der Wissensgenerierung betrachtet. Der Begriff ‚Methode‘ ist dabei nicht in seinem heutigen wissenschaftlichen Verständnis als systematisches Verfahren zur Herstellung von Erkenntnissen zu verstehen, sondern vielmehr als Weg zum Wissen, der außerdem nur in den wenigsten Fällen als solcher beschrieben wird.² Aus diesem Grund wird der Terminus im Folgenden in einfache Anführungszeichen gesetzt.

Das Kapitel drei formiert sich um die volkscundliche Fachgeschichte, besonders in den Unterkapiteln 3.2 und 3.3, in denen die Themen ‚Volkspoesie‘ und ‚Volkscleben‘³ sowie Akteure, die sich damit beschäftigten, besprochen werden. Diese Gegenstände etablierten sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts als ‚volkscundlicher Kanon‘.⁴ Es wird aufgezeigt, wie der volkscundliche Kanon vor seiner wissenschaftli-

1 Kuhn (2020), S. 527 f.

2 Gerade das Sammeln geschah eher indirekt.

3 Beide Begriffe sind aus heutiger Sicht kritisch zu betrachten. Sie werden allerdings in den Quellen verwendet und sollen daher auch in der vorliegenden Arbeit zur Beschreibung des Inhalts verwendet werden. Zur Kennzeichnung der persönlichen Distanzierung von den Termini werden sie in Anführungszeichen gesetzt.

4 Vgl. u.a. Sievers (2001).

chen Institutionalisierung im Bereich der Publizistik (mit)gebildet wurde, wie darin Wissen über Gesellschaft gestaltet wurde und welche Diskurse und Narrative keinen Eingang in die (volkskundliche) Disziplingeschichte fanden und folglich Lücken entstanden. Ich arbeite Überschneidungen und Unterschiede zwischen der etablierten Fachgeschichtsschreibung und den publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen heraus und ergänze sie am Beispiel der beiden Literaten Joseph Friedrich Lentner (1814–1852) und Ludwig Steub (1812–1888) um eine akteurszentrierte Perspektive. Damit werden auch Netzwerke sichtbar. Die Beispiele machen deutlich, wie politische, wissenschaftliche und publizistische Verbindungen und Netzwerke im Vorfeld der Institutionalisierung entstanden.⁵

3.1 Praktiken der Wissensgenerierung

Die drei im Folgenden besprochenen Zugänge – Sammeln, Beobachten und Spazieren/Wandern/Reisen – sind eng mit den Fachgeschichten der Sozial- und Ethnowissenschaften verbunden. In der Volkskunde wurden das Sammeln und das Spazieren direkt mit der Institutionalisierung als Methoden kanonisiert, das Beobachten nach dem in der Völkerkunde durch Bronisław Malinowskis (1884–1942) Werk angeregten Paradigmenwechsel. Etabliert haben sie sich als Praktiken der Wissensgenerierung im 19. Jahrhundert im Spannungsfeld von Literatur, Journalismus und Wissenschaft. Keller-Drescher betont die Bedeutung der Schnittpunkte nicht nur zwischen Literatur und Wissenschaft für die Entwicklung ethnographischer Wissenspraktiken, sondern auch zwischen Staatsbeschreibung und Wissenschaft sowie zwischen Sprachwissenschaft, Literatur, Ethnographie und Staatsbeschreibung.⁶ Ihre Aufzählung wird an dieser Stelle um den Journalismus beziehungs-

5 Die Europäische Ethnologin Lioba Keller-Drescher bezeichnet Netzwerke als einen zentralen Aspekt in ihrem Aufsatz zu Sammelaktionen um 1900 (vgl. Keller-Drescher, Lioba, Sammeln, Horten, Verhandeln. Der Wissensschatz als Ressource, in: Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011, hrsg. v. Jöhler, Reinhard/Marchetti, Christian/Tschofen, Bernhard/Weith, Carmen, Münster-New York-München-Berlin 2013, S. 122–130).

6 Keller-Drescher (2017), S. 86.

weise die Publizistik erweitert. In diesem Kapitel werden jene Praktiken (der Wissensgenerierung) in den Blick genommen, die ich in der Analyse des *Morgenblatts* als relevant herausgearbeitet habe. Bei der Erörterung der ‚Methoden‘ ist zu berücksichtigen, dass sie realiter nur schwer voneinander zu trennen sind: Beobachten ist mitunter Teil des Sammelns, beim Spazieren oder Wandern wird beobachtet. Verwendet der Wissenschaftshistoriker Peter Burke den Begriff ‚Sammeln‘ im Kontext der Wissensproduktion „als eine Art Kürzel“⁷ und meint damit das Erforschen, Beobachten und Experimentieren, Befragungen und Feldaufenthalte sowie das Kaufen und Plündern,⁸ wurde der Terminus in der Volkskunde bis ins 20. Jahrhundert als eine mehr oder weniger klar definierte wissenschaftliche Methode verstanden.⁹ Trotz der Überschneidungen werden die drei Praktiken hier getrennt voneinander besprochen, was auch mit der Bedeutung der jeweiligen Praktik als Methode in den unterschiedlichen Disziplingeschichten zusammenhängt: Während die Volkskunde in fachgeschichtlichen Beschäftigungen das Sammeln als zentrale Methode benennt, wird das Beobachten in den sozialwissenschaftlichen Disziplinhistorien als wichtige Praktik der Wissensgenerierung genannt.¹⁰ Das nachstehende Unterkapitel folgt in der Trennung der Praktiken analytisch diesen fachgeschichtlichen Logiken, obgleich sie an verschiedenen Stellen aufgebrochen werden (müssen). In der Analyse des *Morgenblatts* zeigt sich, dass das Beobachten auch in der Beschäftigung mit ‚volkskundlichen‘ Themen als ‚Methode‘ diente (› 3.2, 3.3).

7 Burke (2015), S. 20.

8 Vgl. ebd.

9 Vgl. u.a. Bauer, Katrin/Hänel, Dagmar/Lefsmann, Thomas (Hrsg.), *Alltag sammeln. Perspektiven und Potentiale volkskundlicher Sammlungsbestände*, Münster 2020; Brednich, Rolf Wilhelm, *Quellen und Methoden*, in: *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, Berlin 2001, S. 77–100, hier S. 77.

10 Heinz Maus beschreibt die Soziologie des 19. Jahrhunderts „als Kern- und Schlusstück der positiven Philosophie, als Zeugnis eines Denkens, das, aufgeklärt und fortschrittlich, sich frei von jeglicher metaphysischen oder gar theologischen Spekulation hielt und die Erscheinungen der Gesellschaft nunmehr ebenso wie die der Natur dem Urteil der ‚Beobachtungswissenschaften‘ überlassen zu können glaubte“ (Maus, Heinz, *Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung*, in: *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*, hrsg. v. Moebius, Stephan/Ploder Andrea, Wiesbaden 2018, S. 597–720, hier S. 700).

3.1.1 Beobachten

Das 19. Jahrhundert war eine Zeit gesteigerter Beobachtung; sowohl im Sinne einer wissenschaftlichen als auch künstlerisch-literarischen Auseinandersetzung mit der Welt.¹¹ Der Historiker Jonathan Crary spricht für das 19. Jahrhundert gar von einer neuen Form des Beobachtens, die er mit neuen technischen und wissenschaftlichen Entwicklungen, wie der Durchsetzung der Physiognomie, aber auch gesellschaftspolitischen Ereignissen in Verbindung bringt. Sie war Resultat „of an irreducibly heterogeneous system of discursive, social, technological, and institutional relation“¹². Im Besonderen war es auch die Medienwelt¹³ jener Zeit, zu der auch Zeitschriften gehörten, die das Beobachten und die Beschreibung der eigenen Zeit förderten. Bis heute prägt diese medial vermittelte Selbstwahrnehmung aus der Zeit unser Bild jener Epoche.¹⁴ Eine klare Definition des Begriffs ‚Beobachten‘ lässt sich für seine historische Verwendung nicht vornehmen. Der Terminus tauchte im 17. Jahrhundert auf und erhielt mit Immanuel Kants (1724–1804) Definition als ‚methodisch angestellte Erfahrung‘ seine empirische Erläuterung.¹⁵ Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts erfuhr die systematische und genaue Beobachtung sowohl in der Wissenschaft als auch in Kunst und Literatur einen Bedeutungszuwachs.¹⁶ Wie vielfältig Verwendung und Verständnis waren, verdeutlicht die Anwendung der Begrifflichkeit. Beobachten als Praktik der Wissensgenerierung war im Kontext unterschiedlicher wissenschaftlicher und publizistischer Felder anschlussfähig. Sowohl in der Astronomie, Medizin und Statistik als auch in Reisebeschreibungen, in der Sozialreportage und dem Realis-

11 Vgl. Osterhammel (2010), S. 25–83.

12 Crary, Jonathan, *Techniques of the Observer. On Vision and Modernity in the Nineteenth Century*, Cambridge 1992, S. 6.

13 Osterhammel versteht unter ‚Medienwelt‘ des 19. Jahrhunderts nicht nur die Presse, sondern fasst darunter auch Institutionen wie Archive, Bibliotheken und Museen sowie Enzyklopädien und die Weltausstellung, die er als „Speichermedien“ bezeichnet (vgl. Osterhammel (2010), S. 31–44).

14 Ebd., S. 25 f.

15 Beobachten, in: *Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm*, online unter: <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemid=B03939>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.

16 Burke (2015), S. 45.

mus spielte das Beobachten von Natur- beziehungsweise Kulturphänomenen eine Rolle.¹⁷ Die wissenschaftliche und literarische Form der Beobachtungspraktik wiesen zwar Unterschiede auf, beeinflussten sich dennoch gegenseitig.¹⁸

In wissenschaftlichen Kontexten des 18. Jahrhunderts gelten vor allem die Ökonomen und Kameralisten beziehungsweise Statistiker als jene Forscher, die das Beobachten als Methode zur Untersuchung von Staat und Gesellschaft etablierten, um sie darzustellen, „wie sie in ihren Augen *waren*, nicht wie sie sein *sollten*“¹⁹. Im 19. Jahrhundert verdrängten sie gemeinsam mit neu entstandenen Wissenschaftszweigen wie der Soziologie die normativ ausgerichtete Staats- und Sozialphilosophie.²⁰ Für die sogenannte ‚Protostatistik‘, wie der Soziologe Justin Stagl die Statistik vor ihrer quantitativen Wende im 19. Jahrhundert bezeichnet, bildete die Beobachtung die Hauptmethode.²¹ Daneben entwickelte sich laut dem Soziologen Wolfgang Bonß ein entsubjektivierter, dekontextualisierter ‚Tatsachenblick‘ aus der politischen Arithmetik, in der im 17. und 18. Jahrhundert auch eine quantitative und mathematisch ausgerichtete ‚Sozialbeobachtung‘ ihren Ausgang nahm.²²

Weniger in den wissenschaftlichen als in den kulturgeschichtlichen Zusammenhängen der Romantik verortet der Soziologe Anthony Oberschall den Beginn des sozialen Beobachtens in den deutschen Ländern. Besonders in dem von der Romantik beeinflussten Wilhelm Heinrich Riehl sieht er einen der ersten Akteure, die die Beobachtung als Methode definierten. Riehl habe, so Oberschall, das Land bereist und beforscht, sich vorab über dessen Geschichte und Geographie informiert und durch Gespräche vor Ort Aufschlüsse über das ‚Volksleben‘

17 Ebd., S. 45 f.

18 Vgl. ebd., S. 46.

19 Osterhammel (2010), S. 45.

20 Ebd.

21 Stagl, Justin, Die Entstehung der Völker- und Volkskunde aus der Krise der Statistik, 1750–1850, in: Berechnen / Beschreiben. Praktiken statistischen (Nicht-)Wissens 1750–1850, hrsg. v. Berg, Gunhild/Török, Borbála Zsuzsanna/Twellmann, Marcus, Berlin 2015, S. 213–229, hier S. 216.

22 Bonß, Wolfgang, Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung, Frankfurt am Main 1982, S. 59.

erhalten.²³ Auch in verschiedenen literarischen Genres des 19. Jahrhunderts stand das Beobachtbare zentral, wie in dem in ganz Europa verbreiteten realistischen Roman. Autoren wie Honoré de Balzac (1799–1850), Theodor Fontane (1819–1898) oder Lew Tolstoi (1828–1910) versuchten in ihren Texten nicht nur die Realität darzustellen, sondern die ihr „innewohnenden gesellschaftlichen und psychologischen Formkräfte“²⁴ zu erklären. Die deutschen Realist*innen verstanden sich „als Zeitschriftsteller, die für ihre Gegenwart, für die politischen und sozialen Verhältnisse verantwortlich sind“²⁵. Schriftsteller*innen, so Osterhammel, waren „die wahren Spezialisten für die Gesellschaft“²⁶, bevor sich die Soziologie institutionalisierte, und standen noch danach als Expert*innen in Konkurrenz zu dieser.²⁷

In der Presse begegneten sich diese wissenschaftlichen und literarischen Formen des Beobachtens. So nennt Lauster die quasi-wissenschaftliche Beobachtung des sozialen Körpers als die zentrale Gemeinsamkeit der publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen.²⁸ Den Journalen kam eine mehrfache Rolle des Beobachtens zu. Zum einen waren die Literat*innen Beobachter*innen. Sie beobachteten und beschrieben soziale Phänomene und Missstände und betonten mit dem Verweis auf die eigenen Anwesenheit die Richtigkeit ihrer Aussagen.²⁹ Das Beobachten als subjektive Praktik wirkte dadurch objektivierend. Die Autor*innen machten deutlich, dass sie selbst – unter Verwendung der Ich-Form – etwas gesehen haben. Gleichzeitig diente diese Bestätigung als eine Form der Absicherung und Versicherung, dass das

23 Oberschall, Anthony, *Empirische Sozialforschung in Deutschland 1848–1914* (= Alber-Reihe Kommunikation, Bd. 21), München 1997, S. 118–121.

24 Osterhammel (2010), S. 48.

25 Stockinger, Claudia, *Das 19. Jahrhundert. Zeitalter des Realismus*, Berlin 2010, S. 9.

26 Osterhammel (2010), S. 48.

27 Ebd. Vgl. auch Heilbron (1995), S. 3. Die Lage traf besonders auf England und Frankreich zu, weshalb sich die Soziologie ab Mitte des 19. Jahrhunderts als „dritte Kultur“ zwischen Literatur und Naturwissenschaft zu positionieren versuchte (Lepenies (2002)).

28 Lauster (2007), S. 1.

29 Zum Beispiel: „Ich habe oft gesehen und gehört, daß sie bei Wartung ihrer Todten mit diesen kosen und plaudern, fast wie Ammen mit Kindern: ‚schau, da hast a schöne Blum! Du liegst z'nieder, armer Narr etc.““ (München, November. Der Friedhof. Kirchen. Theater, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 247 (16.11.1837), S. 1100).

Beschriebene tatsächlich stattgefunden hatte.³⁰ Auch die Leser*innen wurden beim Erfassen des Textes zu Beobachter*innen und zuweilen angehalten, ihre eigene gesellschaftliche Rolle sowie ihre Vorurteile zu überdenken.³¹ Nicht zuletzt war auch das Journal selbst Beobachter.³² Es ermöglichte die Sichtbarmachung der Gesellschaft, wobei seine Redakteur*innen und Autor*innen darüber entschieden, wer oder was sichtbar gemacht wurde und wer oder was unsichtbar blieb.

Der ‚Beobachter‘³³ trat auch im *Morgenblatt* als literarische Figur wiederholt auf. Dieser Umstand lässt sich aus wissenshistorischer Perspektive als Hinweis auf die steigende Bedeutung des Beobachtens im 19. Jahrhundert lesen. Dabei folgte er keiner klaren Definition: ‚Der Beobachter‘ war „oberflächli[ch]“³⁴ oder „unbefange[n]“³⁵, er war Laie oder Forscher, er beobachtete politische³⁶ Ereignisse, besonders häufig astronomische Phänomene oder, wie sich in den beiden folgenden Beispielen zeigt, gesellschaftliche Lebensweisen. Am 6. April 1847 veröffentlichte das Journal in seinen Korrespondenzen einen Text zur Gesellschaft im Herzogtum Mecklenburg-Schwerin. Die Beschreibung der Frauen stellte die*der Literat*in mittels eines Vergleichs an und schrieb:

30 Zum Beispiel: „Als bloßer Beobachter und Referent über Geschehenes beschränke ich mich auf die Erzählung von Thatsachen [...]“ (Hamburg, August. Die Theatersache. – Auswanderung. – Nicolaikirche. – Meyers Denkmal. – Unglücksfälle, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 35 (27.8.1854), S. 835–837, hier S. 835 f.).

31 Lauster (2007), S. 24–27.

32 Diese Rolle trugen die Zeitschriften mitunter in ihrem Namen. Einige Beispiele, die bei *digipress* digitalisiert sind oder im *Morgenblatt* Erwähnung fanden: *Beobachter am Main und Aschaffenburger Anzeiger*, *Der bayerische Beobachter*, *Der Beobachter*, *Der Beobachter in Nürnberg/Nürnberger Beobachter* (1850–1863), *Der Oesterreichische Beobachter* (1810–1848), *Deutscher Beobachter oder privilegirte hanseatische Zeitung* (1810er Jahre), *Bayer'scher Beobachter/Beobachter für Deutschland und Bayern* (1829–1834), *Hamburger Beobachter*, *Der Beobachter an der Elbe*, *Beobachter an der Spree*, *Frankfurter Beobachter*; Die Zeitschriften sind alle im Laufe des 19. Jahrhunderts veröffentlicht worden, der genaue Zeitraum ließ sich allerdings nicht für alle herausfinden.

33 Hier wird die männliche Version verwendet, da sich im *Morgenblatt* nur diese Form findet.

34 Wien, Februar. Fasching. – Geschlossene Bälle. – Das Geheimniß des Sophienbades, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 8 (18.2.1855), S. 189–192, hier S. 189.

35 Köln, Februar. Das neue Strafgesetz. – Preßverhältnisse, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 50 (27.2.1844), S. 200.

36 Obwohl sich das *Morgenblatt* dezidiert als unpolitisch beschrieb, wurden wiederholt Artikel über das politische Tagesgeschehen veröffentlicht.

„Welchen Contrast z[um]B[eispiel] zwischen den Damen Münchens und Schwerins! welche Ungezwungenheit und Natürlichkeit herrscht dort, und hier welche Abgemessenheit und Förmlichkeit! Man besuche nur einen öffentlichen Ball der höheren gebildeten Stände in beiden Städten und beobachte mit ein wenig aufmerksamem Blick.“³⁷

Auch eine Korrespondenz aus Schlesien im November 1841 betont: „Wer den deutschen Schlesier [Hervorh. i. O.] in seiner Eigenthümlichkeit kennen lernen will, der beobachte die Gruppen, die er hier oben [am Schloss] oder unten im Gasthofe, oder im Garten sieht, und die sich in ihrer Natürlichkeit gehen lassen.“³⁸

Die verschiedenen Rollen, die die Gesellschaftsbeobachtenden einnahmen, zeigen sich an den folgenden Beispielen. So konnte die* der Beobachter*in eine Person sein, die mittels des Beobachtens eine ihr fremde Umgebung oder ihr fremde Bevölkerung wahrnahm, etwa beim Spaziergang durch Bayern³⁹ oder als „unbefangener Beobachter“⁴⁰ auf den Straßen von Paris.

„Dieß muß dem Fremden um so mehr auffallen, wenn er sieht, wie täglich, vorzugsweise aber an Sonn- und Festtagen, die Spaziergänge in allen Richtungen mit Menschen angefüllt sind, so daß man meinen muß, die Stadt sey noch weit stärker bevölkert, als es in der That der Fall ist. Die freundlichen, um die Stadt herum parkartig angelegten Spaziergänge sind bekannt, und sie bieten dem Beobachter reiche Gelegenheit, sich an Genrebildern zu ergötzen.“⁴¹

37 Aus dem Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, im März. (Schluß.). Gesellschaft. – Eisenbahnen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 82 (6.4.1847), S. 328.

38 Aus Schlesien, November. (Schluß.). Schloß Camenz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 284 (27.11.1841), S. 1136. Der Begriff ‚eigenthümlich‘ als Adjektiv oder Nomen wurde im *Morgenblatt* von den Literat*innen vielfach herangezogen, um die Eigenheit oder Charakteristik einer Region beziehungsweise deren Einwohner*innen zu beschreiben. An dieser Stelle wird dieses Eigentümliche etwas Natürliches und damit Ahistorisches, vgl. auch Kapitel 3.2.2.

39 Vgl. Kapitel 3.3.1 und 3.3.2.

40 Pariser Stadtprospekte, in: Morgenblatt für gebildete Leser 164 (10.7.1841), S. 654 f., hier S. 655.

41 Breslau, März. Geselligkeit. – Neue Anlagen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 13 (28.3.1852), S. 311 f., hier S. 311.

Zuweilen war die*der Beobachter*in aber auch ein*e Kenner*in, sei es historischer oder gesellschaftlicher Bedingungen. Etwa in der Feststellung von Herkunft:

„Einem aufmerksamen Beobachter fällt es namentlich im Verkehr mit den mittlern Ständen auf, daß noch immer eine gewisse, mehr oder minder lebhaftere Erinnerung und Anhänglichkeit an die alte sächsische Zeit hervorschaut [...].“⁴²

Sie*er war Expert*in in der Einordnung bestimmter ‚ethnisch-rassistischer‘ oder gesellschaftlicher Gruppen:

„Wir theilen die Ansicht so vieler guter Beobachter, nach welcher die psychische Stellung des N[...] [rassistischer Ausdruck im Original] eine stationär kindische ist, und hiefür geben uns seine Lieder und Sprüchwörter den besten Beleg.“⁴³

Die Beobachter*innen unterschieden Menschen mitunter auch entlang ihrer kulturellen Eigenheiten:

„Obwohl die Wenden, welche den östlichen Theil des Fürstenthums bewohnen, wesentlich germanisirt sind, so wird ein aufmerksamer Beobachter dennoch sehr bald den Slavenabkömmling unter Hunderten von niedersächsischen Bauern herausfinden, da die Wenden trotz eines mehr als tausendjährigen Verkehrs mit den Germanen viele Eigenthümlichkeiten in Hinsicht auf Tracht, Charakter, Sitten und Gebräuche bewahrt haben.“⁴⁴

42 Aus der Lausitz, September. (Beschluß). Geschichtliches. Literarische Kräfte, in: Morgenblatt für gebildete Leser 241 (8.10.1838), S. 964.

43 Aus Surinam, in: Morgenblatt für gebildete Leser 38 (18.9.1853), S. 901–904, hier S. 901. Ich verzichte in der vorliegenden Arbeit auf das Reproduzieren rassistischer und/oder diskriminierender Begriffe, auch wenn sie in den Quellen explizit genannt werden (vgl. Antidiskriminierungsbüro (ADB) Köln/Öffentlichkeit gegen Gewalt e.V. (Hrsg.) (2013), S. 15).

44 Skizzen aus dem Fürstenthum Lüneburg. 3., in: Morgenblatt für gebildete Leser 202 (23.8.1849), S. 805 f., hier S. 805.

Die Rolle der Beobachtenden war demnach vielfältig. Die*der Beobachter*in konnte Menschen sowohl im städtischen – „Es gibt so leicht keinen öffentlichen Ort, wo der Beobachter von Menschen und Sitten eine reichere Ernte halten könnte, [...] als in einem Omnibus.“⁴⁵ – als auch im ländlichen Raum beobachten und beschreiben:

„Wie ich häufig aus den Erzählungen alter Leute habe schließen können, haben die Schulmeister des vorigen Jahrhunderts nicht selten tiefere Blicke in die Schwarzkunst gethan. Jetzt sind sie ganz moderne Figuren, und für den Beobachter des Volksthümlichen nur insoweit von Interesse, als sie bei der Dorfjugend auf Ausrottung alles Volksthümlichen, als das sind alte Sagen, Märchen, Lieder, Gebräuche u[nd] s[o] f[ort], hinarbeiten.“⁴⁶

Adjektive wie ‚aufmerksam‘ oder ‚gut‘ verwiesen auf eine Person, die die Welt mit gewissen Vorkenntnissen betrachtete. In den vorangegangenen Beispielen zeigt sich die*der Beobachter*in als eine Art Expert*in gesellschaftlicher Ordnungen (‚Stände‘, ‚Rassen‘, ‚Stämme‘ oder Geschlecht (> 5)) und ‚volkskundlicher‘ Themen (‚Bräuche‘ (> 3.2.1)). Mittels des Beobachtens wurden Charakteristika einer Bevölkerungsgruppe, zum Beispiel von Frauen oder ‚Stämmen‘ (vermeintlich) erkannt und durch das Betonen der Herangehensweise empirisch legitimiert.

3.1.2 Sammeln

Definitivisch bedeutet Sammeln das Zusammentragen von zerstreuten Dingen ähnlicher oder gleicher Eigenschaften an einem Ort. Dieses Bündeln erfolgt allmählich und erfüllt eine ordnende Funktion.⁴⁷

⁴⁵ Das Pariser Fuhrwesen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 58 (8.3.1838), S. 229–230, hier S. 230.

⁴⁶ Aus Westphalen, April. (Fortsetzung.). Das sociale Leben, in: Morgenblatt für gebildete Leser 107 (4.5.1849), S. 428.

⁴⁷ Stagl, Justin, Homo Collector: Zur Anthropologie und Soziologie des Sammelns, in: Sammler – Bibliophile – Exzentriker (= Literatur und Anthropologie, Bd. 1), hrsg. v. Assmann, Aleida/Gomille, Monika/Rippl, Gabriele, Tübingen 1998, S. 37–54, hier S. 37.

Der Philosoph Manfred Sommer nähert sich dem Sammeln in einer Abhandlung, die die Breite und Unklarheit des Begriffs und Phänomens verdeutlicht: Sammeln kann demnach eine aktive Handlung sein oder ein Vorgang, der geschieht. Sammeln kann ökonomisch sein oder ästhetisch, unmittelbar, indem konkrete Dinge gesammelt werden, sowie mittelbar durch Dinge oder metaphorisch.⁴⁸ Sammeln ist aber auch eine Kulturtechnik, die sich über die Jahrhunderte in ihrer Funktion veränderte. War das Sammeln lange Zeit eine überlebensnotwendige Praktik, entstanden erste kulturelle Sammlungen in den klerikalen und adeligen Schatzkammern des sechsten Jahrhunderts. Diese folgten keiner lebenssichernden Funktion, sondern sollten Macht und Reichtum markieren.⁴⁹ Der Historiker und Philosoph Krzysztof Pomian zeichnet die Entwicklung materieller Sammlungen vom Mittelalter über die Privatsammlungen der Gebildeten und Fürsten des 14. Jahrhunderts sowie der Kunstsammlungen im 15. Jahrhundert bis hin zur Ausdifferenzierung und Verbreitung von Museen im Europa des 19. Jahrhunderts nach. Ab dem 16. Jahrhundert entstanden Kunst- und Wunderkammern, die einer „encyclopädischen Wißbegier“⁵⁰ folgten. Mit ihnen, so Pomian, begann die ordnende und klassifizierende und nach Vollständigkeit strebende Sammlung, die auch für das Bürgertum interessant wurde.⁵¹

Als bürgerliche Wissenspraktik gewann das Sammeln im 19. Jahrhundert in wissenschaftlichen wie nicht-wissenschaftlichen Kontexten an Bedeutung. In Jacob Grimm sieht die Volkskundlerin Ingeborg Weber-Kellermann jenen Akteur, der „die ersten soliden Grundpfeiler präziser Methodik in der Materialaufnahme“⁵² mittels „systematisch, philologisch getreuer Sammelarbeit“⁵³ formulierte. Für die neu entstehenden und sich zu etablierende Wissenschaften, wie der Volks-

48 Vgl. Sommer, Manfred, *Sammeln. Ein philosophischer Versuch*, Frankfurt am Main 1999, S. 15, 32, 126.

49 Pomian, Krzysztof, *Sammlungen – eine historische Typologie*, in: *Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*, hrsg. v. Grote, Andreas, Opladen 1994, S. 107–126, hier S. 108.

50 Ebd., S. 113.

51 Ebd., S. 108, 113.

52 Weber-Kellermann/Bimmer/Becker (2003), S. 36.

53 Ebd.

kunde, wurde das Sammeln zu einer bedeutsamen „Fach-Praxis“⁵⁴ zur Herstellung empirisch belegbarer Grundannahmen, wie in den neuen Fachjournalen etwa 1891 von Karl Weinhold (1823–1901) und 1906 von Richard Wossidlo (1859–1939) angemerkt wurde. In der Einleitung der ersten Ausgabe der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* setzte Weinhold „Forscher und Sammler für das Volksleben und dessen Geschichte“⁵⁵ gleichberechtigt nebeneinander und betonte das Sammeln als volkskundliche Herangehensweise:

„Es kommt zuerst darauf an, umfassende Sammlungen anzulegen: alles und jedes Material, so genau wie der Naturforscher das seine, aufzusuchen, möglichst rein zu gewinnen und treu aufzuzeichnen, in Wort und Bild, wo beides möglich ist. Die Gegenwart zerstört systematisch, was aus der Vorzeit sich noch erhalten hat. Es ist höchste Zeit zu sammeln!“⁵⁶

Im Sammeln sieht Weinhold die primäre Methode der entstehenden Volkskunde.⁵⁷ Sein Statement steht im Kontext der Angst zunehmender Verdrängung vermeintlich traditioneller Lebensweisen, die als ein Charakteristikum des Sammelns betrachtet werden kann. 1906 definierte der als Begründer der mecklenburgischen Volkskunde gehandelte Richard Wossidlo das Sammeln wie folgt:

„Erst wenn man Brauch und Glauben, Sagen und Märchen, Erzählungen und Schnurren [...] hineinzieht, wenn man neben den Wörtern zugleich in die Kenntnis der Sachen einzudringen sucht und Hausbau, Tracht und Gerät erforscht [...], erst wenn man ein volles Bild von dem äusseren und inneren Leben des Volkes in entschwundener Zeit zu gewinnen sucht, erst dann entspricht der Lohn der aufgewandten Mühe. Zu einer

54 Keller-Drescher (2013), S. 123.

55 Weinhold, Karl, Zur Einleitung, in: *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* 1 (1891), S. 1–10, hier S. 1.

56 Ebd., S. 2.

57 Ebd.

Lust aber kann das Sammeln dieser Dinge erst werden, wenn man alles flüchtige Durchstreifen des Landes aufgibt und in ruhigem, planmäßigem Vordringen den Besitz engbegrenzter Bezirke zu erschöpfen sucht.“⁵⁸

In der Publizistik hatte das Sammeln zweierlei Bedeutung: Zum einen lassen sich die Journale des 19. Jahrhunderts als Sammlungen von Wissen über immaterielle Ordnungen und Bedeutungen betrachten. Sommer fasst das Sammeln von Nichtdinglichem, das „nur in Verbindung mit Dingen diejenige Beständigkeit gewinnt, die es sammeltauglich macht“⁵⁹, unter der Bezeichnung „mittelbares Sammeln“⁶⁰ zusammen. Die Journale werden damit zu „materielle[n] Träger[n]“⁶¹, zu „Träger[n] von Bedeutungen“⁶² und gleichzeitig „Multiplikatoren des [ihnen] zeichenhaft auferlegten oder aufgetragenen Sinnes“⁶³.⁶⁴ Zum anderen wurde in der Zeitschrift gesammeltes Wissen veröffentlicht.

Das (prädisziplinäre) Sammeln folgte im Besonderen drei Funktionen, die teilweise noch in der beginnenden Volkskunde wirksam waren:⁶⁵ Als erstes wirkte das Sammeln identitätsstiftend.⁶⁶ In Anbetracht der zunehmenden Unsicherheit in einer sich funktional ausdifferenzierenden Gesellschaft bot etwa das Zusammentragen von Märchen oder ‚Bräuchen‘ Orientierung. Das Sammeln diente, zweitens, aber auch der Erschließung von Räumen. Während Stagl damit die Unter-

58 Wossidlo, Richard, Über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 16 (1906), S. 1–24, hier S. 12.

59 Sommer (1999), S. 111.

60 Ebd.

61 Ebd., S. 117.

62 Ebd.

63 Ebd.

64 Ihre Rolle als Sammelort wird auch daran sichtbar, dass Journale, die sich der „Vorstellung historischer und ästhetischer Quellen“ (Osterhammel (2010), S. 32) gewidmet hatten, seit dem 18. Jahrhundert den Begriff ‚Museum‘ in ihrem Namen trugen – auch wenn die Sammlungslogiken durchaus unterschiedlich waren. Im deutschen Sprachraum zum Beispiel *Neues Frankfurter Museum* (1861) oder in südamerikanischen Periodika, zum Beispiel *El Museo Popular* (1840–1842), *El Museo Mexicano* (1843–1845) und *Museo de Cuadros de costumbres* (1866).

65 Stagl nennt insgesamt vier. Die Entstehung von Eigentum als vierte Funktion spielt im Kontext (prä-)disziplinären Sammelns keine Rolle und soll hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt werden (vgl. Stagl (1998), S. 39).

66 Ebd., S. 38.

teilung in Peripherie – Zerstretheit der Objekte – und Zentrum – Ort des Sammelns – meint,⁶⁷ zeigt sich die Erschließung des Raumes mit Blick auf das Sammeln von ‚Volkspoesie‘ (› 3.2) und Wissen über ‚Volksleben‘ (› 3.3) viel konkreter und politischer: Das Sammeln diente zur Demarkation Deutschlands, einem Land, das zu jener Zeit noch keinen Nationalstaat bildete, sich aber als Kulturnation verstand,⁶⁸ sowie zur Ordnung der Welt in klaren Hierarchien. Das ‚Sammeln‘⁶⁹ deutscher Sagen diente zum Beispiel auch zur Produktion und Absicherung eines geographischen Raumes. So war für Romantiker wie Achim von Arnim (1781–1831), Clemens Brentano (1778–1842) oder die Brüder Jacob (1785–1863) und Wilhelm Grimm (1786–1859) nicht die Sicherung der Erzählungen zentral, sondern die „Fundierung einer nationalen Kultur“⁷⁰. Wie sich in den Quellen zeigt, spielte daneben die Region als Bezugspunkt eine wesentliche Rolle. So betonte der Literat Ludwig Steub: „Hiermit wäre denn so ziemlich Alles wiedergegeben, was wir an authentischen Sagen aus der Gegend von Reichenhall zu sammeln Gelegenheit hatten.“⁷¹ Der sammelnden Statistik des 19. Jahrhunderts und später der Volkskunde kam somit auch eine politische Funktion zu, in dem sie den entstehenden Nationalstaaten, die sich als ‚Kulturstaaten‘ verstanden, bis ins 20. Jahrhundert Bedeutung verliehen.⁷²

Sammeln diente nicht zuletzt zur Erschließung und Konservierung der Zeit. Durch Sammeln sollten Dinge vor dem Vergessen bewahrt werden.⁷³ Sammeln in Institutionen, die Osterhammel als „Erinnerungshorte“⁷⁴ bezeichnet, bewahrte „Vergangenheit im Aggregatzu-

67 Ebd., S. 39 f.

68 Osterhammel (2012), S. 4.

69 Sammeln muss hier in Anführungszeichen gesetzt werden, denn gerade das ‚Sammeln‘ von ‚Volkspoesie‘ war vielmehr eine Produktion von Erzählungen, Bedeutungszuschreibungen, die im nachstehenden Kapitel näher betrachtet werden.

70 Göttsch, Silke, Europäische Ethnologie/Volkskunde und ihre Quellen. Fachgeschichte und Fragestellungen, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 15 (2004), Heft 4, S. 135–144, hier S. 137.

71 Steub, Ludwig, Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern, in: Morgenblatt für gebildete Leser 289 (3.12.1841), S. 1554 f., hier S. 1555.

72 Stagl (1998), S. 52.

73 Ebd., S. 38–40.

74 Osterhammel (2010), S. 32.

stand der Möglichkeit, als virtuelle Gegenwart⁷⁵. „Alles Sammeln ist wesentlich konservativ“, betont Sommer: „Erhalten, Bewahren, Bestehenlassen ist das, was *allem* Sammeln wesentlich eigen ist. Der *homo collector* ist konservativ.“⁷⁶ Die konkrete Bedeutung des prädisziplinären Sammelns im publizistischen Kontext zeigt sich vor allem in Verbindung mit den Formaten und Themen, zu denen gesammelt wurde, und den Akteuren, die sammelten. Beispiele aus dem *Morgenblatt* werden in den nachfolgenden beiden Unterkapiteln und anhand der Figur Joseph Friedrich Lentner (> 3.3.1) und seiner Sammeltätigkeit für den bayerischen Kronprinzen gegeben.

3.1.3 Spazieren, Wandern und Reisen

Ähnlich wie das Beobachten und das Sammeln waren Wanderungen, Spaziergänge und Reisen im 19. Jahrhundert sowohl (bürgerliche) Kulturpraktiken als auch Praktiken der Wissensgenerierung. Das Reisen in ferne Länder und das Spazieren/Wandern boten die Möglichkeit zur Wahrnehmung und Beschreibung von Regionen und dem dortigen Leben. So begab sich zum Beispiel die*der Autor*in der „Wanderbriefe aus der Urschweiz“ in jene Region, um „[s]ich mit eigenen Augen von dem Zustande und der Gesinnung der Bevölkerung der Urschweiz zu überzeugen“⁷⁷.

Im *Morgenblatt* spielten Spazieren, Wandern und Reisen zur Wissensgenerierung eine Rolle. Es wurden unter anderem Spaziergänge aus den Städten Paris und Nîmes veröffentlicht, Wanderungen in Prag und durch die Urschweiz sowie Streifzüge durch das heutige Berlin. In zahlreichen Reiseberichten (> 4.2) wurde aus (mehr oder weniger ‚fremden‘) Ländern berichtet. Lassen sich in ihren Bedeutungen Unterschiede zwischen den Mobilitätsformen festmachen, so eint sie die Bewegung durch den Raum und ihr Stellenwert als bürgerliche Praktik. Besonders ähnlich waren sich das Spazieren und Wandern: Im *Morgenblatt* wurden die beiden Begrifflichkeiten synonym verwendet, das Wandern

75 Ebd.

76 Sommer (1999), S. 49.

77 Wanderbriefe aus der Urschweiz, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 254 (23.10.1847), S. 1013 f., hier S. 1013.

beschränkte sich nicht allein auf den ländlichen, das Spazieren nicht auf den städtischen Raum: „Sobald ich mich in aller Eile von meiner stau-bigen Reisetoyette befreit hatte, unternahm ich, trotz der vorgerückten Stunde, eine erste Wanderung durch die Stadt“⁷⁸, berichtete zum Beispiel die*der Verfasser*in aus Nîmes. Spazieren und Wandern waren zudem auch Teil des Reisens. So spazierte Reiseschriftsteller Johann Georg Kohl (> 4.2.2) auf seinen „ethnographischen“⁷⁹ Reisen durch die Ukraine durch „ein kleinrussisches Dorf“⁸⁰.

In vielfältiger Weise kann das Zufußgehen als moderne Praktik betrachtet werden. Zum einen als Reaktion auf die sich schnell verändernde Umwelt. Die gesteigerte Mobilität, zum Beispiel durch Dampfschiffe und Eisenbahnen, wurde als Bedrohung einer vermeintlichen Ursprünglichkeit aufgefasst. Die geringe Reichweite beim Spazieren oder Wandern garantierte im Gegensatz dazu eine „kulturelle Immobilität“⁸¹.

„Kommt nicht etwa unverhofft das europäische Gleichgewicht in's Wackeln, so ist die Schweiz in wenigen Jahren von einem Schienennetz überzogen, das auf eine ungeahnte Weise den Verkehr vermehren, die Ortsveränderung des Einzelnen erleichtern wird. In diesem eisernen Netze wird die schweizerische Bevölkerung solchergestalt durcheinander gesiebt und gerüttelt werden, daß bald jede Eigenthümlichkeit der einzelnen Thalschaften, jede Marklinie zwischen den verschiedenen Kantonen spurlos verwischt seyn wird.“⁸²

78 Spaziergänge durch Nîmes. Erster Brief, in: Morgenblatt für gebildete Leser 289 (3.12.1841), S. 1153 f., hier S. 1154.

79 Vgl. Kohl, Johann Georg, Ethnographische Studien in der Ukraine, in: Morgenblatt für gebildete Leser 118 (18.5.1841), S. 469 f.

80 Ebd., S. 470.

81 Warneken, Bernd Jürgen, Zu Fuß?, in: Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern, hrsg. v. Becker, Siegfried/Bimmer, Andreas C./Braun, Karl/Buchner-Fuhs, Jutta/Gieske, Sabine/Köhle-Hezinger, Christel, Münster 2001, S. 3–10, hier, S. 6.

82 Schweizerische Volkstrachten. I., in: Morgenblatt für gebildete Leser 23 (5.6.1853), S. 529–533, hier S. 529.

Zum anderen sind das Spazieren und der Flaneur eine Erfindung jener Zeit. Der Flaneur wurde zur „zentrale[n] Figur der Moderne“⁸³, die sich ziel- und richtungslos durch die (Groß-)Stadt treiben ließ und durch diese Bewegung in den Straßen mit einem entschlüsselnden Blick versteckte Bedeutungen aufdeckte.⁸⁴ Der *Morgenblatt*-Literat Lentner (› 3.3.1) agierte in seinen Streifzügen durch Bayern als Flaneur im ländlichen Raum, wenngleich er nicht immer planlos durch Bayern reiste. Aus Perspektive der (bürgerlichen) Forscher*innen war das Zufußgehen bis ins 20. Jahrhundert auch eine Form der Annäherung an die ‚einfache Bevölkerung‘, unter die das ‚Volk‘, die Handwerker*innen und später auch Arbeiter*innen gefasst wurden, die ihre Arbeitswege zu Fuß zurücklegen mussten.⁸⁵ Das Zufußgehen als Teil des Methodenkanons der Volkskunde und ihrer Nachfolgefächer⁸⁶ etablierte sich mit der Institutionalisierung des Faches. Fachgeschichtlich wird sich dabei auf Wilhelm Heinrich Riehl bezogen.⁸⁷ In seinem 1869 erschienenen *Wanderbuch* (als zweiter Teil von *Land und Leute*) bezeichnete er das Wandern als ideale Herangehensweise zur Erfassung von ‚Volkstümlichkeit‘ und zog darin eine klare Linie zwischen dem Reisen und Wandern:

„In alten Zeiten mochte man zu Roß oder Wagen unser deutsches Vaterland bereisen, und brachte Neues die Fülle mit nach Hause zur Erkenntnis von Land und Leuten. So mag man heute auch noch ferne, fremde, wenig ausstudierte Länder vom Schiff, vom Wagen, vom Maulesel oder Kamel herab näher kennen lernen als irgend ein Vorläufer. Mitten im civilisierten Europa aber, wo es so viele Bücher und Eisenbahne gibt, reicht solche Bobachtung aus der Vogelschau auf flüchtiger Fahrt längst nicht mehr aus: wer neues entdecken und beschreiben, ja wer auch nur das Altbekannte neu beurteilen und verknüpfen will, der ist notwendig auf den Fußweg angewiesen.“⁸⁸

83 Neumeyer, Harald, *Der Flaneur. Konzeption der Moderne*, Würzburg 1999, S. 17.

84 Lauster (2007), S. 175; Neumeyer (1999), S. 17.

85 Warneken (2001), S. 4.

86 Auch im Nebenfach Soziologie etablierte sich in den 1980er Jahren die sogenannte Promenadologie.

87 Vgl. Kaschuba (2012), S. 42.

88 Riehl, Wilhelm Heinrich, *Wanderbuch, als zweiter Teil zu Land und Leute*. 3., verm. Aufl., Stuttgart 1892, S. 3, zit. n. Warneken (2001), S. 8.

Im Kapitel über Joseph Friedrich Lentner wird herausgearbeitet, dass Riehl sich in seiner Arbeit auf bereits etablierte Praktiken stützte, und lediglich aufgrund seiner Pionierstellung im Fach als Beispiel herangezogen wird.

Bisweilen wurde das Spazieren in der Empirischen Kulturwissenschaft als „Königsweg der Feldforschung“⁸⁹ gepriesen.⁹⁰ Die Feldforschung etablierte sich im späten 18. Jahrhundert sowohl im wissenschaftlichen als auch im publizistischen Kontext jedoch vorerst unabhängig vom Spazieren und vielmehr in Verbindung mit dem Reisen. Eine klare zeitliche Trennung zwischen dem „früheren Reisen und [der] spätere[n] Feldforschung“⁹¹ lässt sich laut Burke nicht ziehen. Sowohl in Wissenschaften, wie der Naturgeschichte, als auch in der Presse des 19. Jahrhunderts gab es einen Kampf um Deutungshoheit, in dem Wissenschaftler beziehungsweise Redakteur*innen in ihren Schreibstuben den Wissenschaftlern beziehungsweise Literat*innen gegenüberstanden, die ‚ins Feld‘ zogen. Letztere sahen sich dabei durch ihre besseren Möglichkeiten zur Beobachtung näher an der ‚Wirklichkeit‘.⁹² Auch im *Morgenblatt* finden sich Hinweise auf ‚Methoden‘ zur Wissensgenerierung, die der späteren Feldforschung ähneln und in Form längerer Aufenthalte bessere Kenntnisse versprachen.⁹³ Das Reisen an sich gehört zu den viel rezipierten Wurzeln der Empirischen Kulturwissenschaft. Für den Soziologen Anthony Oberschall und den Europäischen Ethnologen Wolfgang Kaschuba waren es Reisebeschreibungen, in denen der ethnographische Blick und das Beobachten eingeübt wurden.⁹⁴

89 Warneken (2001), S. 3.

90 Warneken sieht in dieser Fachtradition eine der Wurzeln, warum das Gehen bis heute als Methode in den Nachfolgefächern so erfolgreich ist. Er betont jedoch auch, auf Utz Jeggle bezogen, dass das Wandern anders zu bewerten sei als heutige Methoden wie die Feldforschung und die Teilnehmende Beobachtung. Zu schnell würde der Wandernde den Ort wechseln, ohne sich auf Situationen einzulassen (vgl. Warneken (2001), S. 9).

91 Burke (2015), S. 42.

92 Vgl. ebd., S. 40 f., 44.

93 Vgl. Aus Westphalen, April. (Fortsetzung.). Das sociale Leben, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 105 (2.5.1849), S. 205. Vgl. dazu auch Schoppe (→ 4.1.1) und Reumont (→ 4.1.2).

94 Kaschuba (2012), S. 3; Oberschall (1997), S. 117.

3.2 Prädisziplinäre publizistische Beschäftigung mit ‚volkskundlichen‘ Themen

Die historische Beschäftigung mit den eigenen prädisziplinären Wurzeln ist der Empirischen Kulturwissenschaft inhärent. Dominant sind darin die beiden Geistesströmungen Romantik und Aufklärung, die im 18. und 19. Jahrhundert das ‚Volk‘ sowohl entdeckten als auch erschufen. Aufklärerische Statistiker und Geographen nahmen „detaillierte Objektbeschreibungen“⁹⁵ vor und berücksichtigten darin Natur, Umwelt, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft einer Region. Der Mensch galt in der aufklärerischen Weltsicht als „sozial und national-stammlich charakterisiertes Wesen“⁹⁶ und nicht mehr als gottgemacht.⁹⁷ In der Romantik erfuhr das ‚Volk‘, verstanden als das ‚einfache Volk‘, ab 1800 eine Überhöhung. Es wurde zu einer „überindividuellen Individualität“⁹⁸. Während die aufklärerische Beschäftigung mit dem ‚Volk‘ „das Wissen über die Bevölkerung, die Beschreibung ihres Status, ihrer äußeren und inneren Lebensweise“⁹⁹ anstrebte, versuchten die Romantiker*innen „die Geheimnisse des ‚Volksgeistes‘ zu erkennen, des[sen] Vorhandensein man durch die kulturellen Äußerungen des Volkes vor allem in Lied, Märchen und Sage, Glaube und Kult erst rückzuerschließen und zu beweisen suchte“¹⁰⁰. Antworten auf ihre Suche nach dem Natürlichen und Echten fand diese bürgerliche Gegenbewegung zur Aufklärung im Bauerntum.¹⁰¹ Trotz ihrer unterschiedlichen Ausrichtungen, betont Kaschuba, vereint die beiden Strömungen ein „wachsende[s] Bedürfnis nach gesellschaftlicher Selbstbeobachtung und

95 Weber-Kellermann/Bimmer/Becker (2003), S. 11.

96 Ebd., S. 14.

97 Kaschuba (2012), S. 25.

98 Weber-Kellermann/Bimmer/Becker (2003), S. 20. Vgl. zur Romantik auch Seidenspinner, Wolfgang, Romantik und Kulturanthropologie, in: Episteme der Romantik. Volkskundliche Erkundungen (= Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Bd. 8), hrsg. v. ders./Niem, Christina, Münster 2014, S. 9–19.

99 Weber-Kellermann/Bimmer/Becker (2003), S. 21.

100 Ebd.

101 Ebd., S. 24; Kaschuba (2012), S. 27 f.

Selbstbeschreibung¹⁰², dem über „vertikale Vergleiche zurück in die Geschichte [...] und horizontale Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Gesellschaften“¹⁰³ Rechnung getragen wurde. Der Blick in das *Morgenblatt* verdeutlicht, dass Narrative der beiden Strömungen zusammenwirkten, sich ergänzten und gegenseitig beeinflussten. In den folgenden beiden Unterkapiteln wird außerdem aufgezeigt, wie in und mittels der Darstellung von ‚Volkspoesie‘ und ‚Volksleben‘ gesellschaftliches Wissen produziert wurde.

3.2.1 ‚Volkspoesie‘: Märchen und Sagen im *Morgenblatt für gebildete Leser*

Um 1800 herum entstand in wissenschaftlichen bzw. akademischen – namentlich der Germanischen Altertumskunde – sowie nicht-wissenschaftlichen Feldern, zum Beispiel auf Reisen oder durch Volkschriftsteller*innen, ein Interesse an der sogenannten ‚Volkspoesie‘. Die Begriffe ‚Volkspoesie‘, ‚-lieder‘, ‚-sagen‘ und ‚-dichtung‘ tauchten im deutschen Sprachraum zwischen 1760 und 1780 erstmals im Kontext der Aufklärung auf. Den ersten bekannten deutschen Sammelaufruf für Volkslieder startete Johann Gottfried Herder im Jahre 1767. Unter ‚Volk‘ verstand er sowohl ‚ethnische‘ Zusammenschlüsse als auch das ‚einfache Volk‘. Seine Definition der Begrifflichkeiten, wie die der ‚Naturpoesie‘, ist bis heute prägend, auch wenn sie über die Jahre Veränderungen und Einengungen erfahren hat.¹⁰⁴ Herder legte auch die Vorgabe einer authentischen Wiedergabe des Gesammelten fest. Dass diese gesammelte ‚Volkspoesie‘ in den meisten Fällen entweder von Gewährsleuten zusammengetragen oder (um-)geschrieben wurde, haben nur die wenigsten ‚Sammler‘ öffentlich gemacht.¹⁰⁵ Als mündliche oder mündlich geglaubte Erzählungen versprachen sie Zugang zu historischen Erkenntnissen, dienten „als vorbildliche, naiv-rührende Beispiele für die kulturkritische Argumentation, als Schauer oder Mit-

102 Kaschuba (2012), S. 28.

103 Ebd., S. 29.

104 Bausinger, Hermann, Formen der „Volkspoesie“ (= Grundlagen der Germanistik, Bd. 6), 2., verb. u. verm. Aufl., Berlin 1980, S. 12–15.

105 Kaschuba (2012), S. 35.

leid erregende Stoffe für die Massenlektüre und [...] als überzeugungs-trächtige Belegstücke für die Berechtigung nationalpolitischer Ziele¹⁰⁶. Zur Zeit der Brüder Grimm kam es zur Gleichsetzung von ‚Volkspoese‘, ‚Naturpoese‘ und ‚Nationalpoese‘. Besonders durch Jacob und Wilhelm Grimm gewann die ‚Naturpoese‘ an Bedeutung für die Sammel-tätigkeit und erhielt eine nationale Zuschreibung.¹⁰⁷

Im 19. Jahrhundert entstanden große Sammlungen von Sagen, Mär-chen, Liedern und ähnlichen Überlieferungen.¹⁰⁸ Zu Beginn des Jahr-hunderts gab es kein Bewusstsein darüber, welchen wissenschaftlichen Zweck das Sammeln und Veröffentlichen von ‚Volkserzählungen‘ erfül-len könnte, notiert die deutsche Erzählforscherin Ines Köhler-Zülch.¹⁰⁹ So waren diese Sammlungen, mahnt die Europäische Ethnologin Silke Göttsch, „nicht reflektiert [...] im wissenschaftlichen Sinne, sondern imaginiert als Hinterlassenschaft einer schöpferischen Volksseele, von der es die Patina der Tradierung zu entfernen galt, um sie im Glanz geglaubter Ursprünglichkeit erstrahlen zu lassen“¹¹⁰. Diese Vorstellung war prägend, nicht nur für die Zeit, sondern auch für die sich entwi-ckelnde Volkskunde. Die Sage wurde als erste Gattung der Volkserzäh-lungen auch wissenschaftlich eingeordnet.¹¹¹ 1968 verortete Hermann Bausinger die Sammeltätigkeit sogenannter ‚volkstümlicher Erzählun-gen‘ kritisch und sprach von der „Erfindung der ‚Volkspoese“¹¹². Das ist heute innerhalb der Empirischen Kulturwissenschaft weitgehend bekannt. Die Beschäftigung mit Märchen, Sagen und anderen Formen von ‚Volkspoese‘ wird fachgeschichtlich als eine der volkskundlichen Wurzeln behandelt und bildet bis heute einen Teil der empirisch-kul-

106 Gerndt, Helge, Sagen – Fakt, Fiktion oder Fake? Eine kurze Reise durch zweifelhafte Geschichten vom Mittelalter bis heute, Münster 2020, S. 33.

107 Bausinger (1980), S. 20–22.

108 Allein tausende regionale Sageneditionen wurden in Deutschland herausgegeben (vgl. Gerndt (2020), S. 10). Göttsch (2004), S. 137.

109 Köhler-Zülch, Ines, Der Diskurs über den Ton. Zur Präsentation von Märchen und Sagen in Sammlungen des 19. Jahrhunderts, in: Homo narrans. Studien zur populären Erzählkultur. Festschrift für Siegfried Neumann zum 65. Geburtstag (= Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 1), hrsg. v. Schmitt, Christoph, Münster-New York-München-Berlin 1999, S. 25–50, hier S. 28.

110 Göttsch (2004), S. 137.

111 Köhler-Zülch (1999), S. 28, 30.

112 Bausinger (1980), S. 11.

turwissenschaftlichen Forschungsfelder. Die Trennung zwischen den verschiedenen Gattungen – Märchen, Sagen, Schwänke, et cetera – ist laut dem Volkskundler Leander Petzoldt eine wissenschaftliche, die nicht der Lebensrealität der Sammler*innen des 18. und 19. Jahrhunderts entsprach.¹¹³ Dennoch zeigen sich in der Funktion und dem Inhalt der jeweiligen Formate Unterschiede, die hier – aus den Quellen heraus – kurz benannt werden sollen. Der Fokus im Kapitel liegt auf Märchen und Sagen als die beiden bekanntesten Formen¹¹⁴ von ‚Volkspoesie‘.¹¹⁵

Im *Morgenblatt* tauchte die ‚Volkspoesie‘ in unterschiedlichen Formen auf: In den Beilagen *Literaturblatt* und *Intelligenzblatt* wurden in Buchform veröffentlichte Märchen- und Sagensammlungen vorgestellt beziehungsweise angekündigt. Märchen und Sagen wurden im *Morgenblatt* abgedruckt, mitunter mit einführenden Bemerkungen, teilweise waren es auch Nachdrucke aus Sammlungen. Außerdem wurden die Textgenres in Abhandlungen besprochen und eingeordnet. Märchen wurden im *Morgenblatt* als Erzählungen aus dem ‚Volk‘ beschrieben und als Literatur.¹¹⁶

113 Petzoldt, Leander, Zur Geschichte der Erzählforschung in Österreich, in: Homo narrans. Studien zur populären Erzählkultur. Festschrift für Siegfried Neumann zum 65. Geburtstag, hrsg. v. Schmitt, Christoph (= Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 1), Münster-New York-München-Berlin 1999, S. 111–138, hier S. 115.

114 Märchen als literarische Form tauchten erstmals im 16. Jahrhundert auf. Von wissenschaftlichem und künstlerischem Interesse wurden sie im 18. Jahrhundert und fanden ihren Höhepunkt in der Sammlungstätigkeit der Brüder Grimm. Die 1812 erstmals veröffentlichten *Kinder- und Hausmärchen* „wurden zum regelrechten Handbuch und sind es bis heute geblieben“, so Bausinger ((1980), S. 167), und definierten nachhaltig das Verständnis von Märchen (ebd., S. 166–168). Sagen wurden im Gegensatz dazu erst um 1900 entdeckt beziehungsweise ‚erfunden‘. Ihre Wurzeln liegen teilweise in der Aufklärung teilweise in der Romantik und sind demnach sowohl von einer historischen Quellenkunde als auch dem Bedürfnis nach Natürlichkeit beeinflusst. Nicht zuletzt dienten sie der Unterhaltung (vgl. Gerndt (2020), S. 83). Bis heute fehlt jedoch eine endgültige Definition des Textgenres (vgl. Köhler-Zülch (1999), S. 30).

115 Über die Suchfunktion von *digipress* wurde im *Morgenblatt* nach den Begriffen ‚Märchen‘, ‚die Sage‘, ‚Volksage‘, ‚Volkspoesie‘ sowie ‚Volkserzählung‘ (letzteres ohne Ergebnis) gesucht und für das vorliegende Kapitel analysiert.

116 Als Literatur vgl. u.a. Der gestiefelte Kater. Ein Kindermärchen von Ludwig Tieck. Dargestellt im Schauspielhause zu Berlin, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 107–109 (3.5.1844 ff.); gesammelt vgl. u.a. Schrott, Albert/Schrott, Arthur, Walachische Märchen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 267–272 (7.11.1845 ff.), 275 (17.11.1845).

Thematisiert wurden ‚Volkspoesien‘ sowohl im Kontext der romantischen Weltanschauung als auch aus aufklärerisch-philologischer Sicht. Die ‚walachischen Mährchen‘, durch die beiden Autoren Albert (1809–1847) und Arthur Schott (1814–1875) publiziert und im *Morgenblatt* vorgestellt, beteuerten zum Beispiel die Authentizität ihrer Herkunft entsprechend dem Anspruch der Romantik. Ihre Sammlung betreffend formulierten die Schott-Brüder: „[D]er eine der Herausgeber [hat] jene Erzählungen aus dem Munde der Einheimischen gesammelt, und erzählt sie einfach treu nach.“¹¹⁷ Auch die Idee der sogenannten ‚Naturpoesie‘ kam im *Morgenblatt* zum Tragen, mit der ihr wesentlichen Vorstellung einer überindividuellen, natürlich entstandenen Poesie. Die*der Autor*in der Serie ‚Westphälische Sagen‘ formulierte dazu:

„[I]n einigen allgemeinen Umrissen [habe ich] gezeigt, daß der westphälische Volksgeist nur dadurch arm an innerem geistigem Leben erscheine, weil er bisher ein in sich beschlossener, nach Innen lebender und webender gewesen ist. Das ist er denn auch bis auf die allerneueste Zeit herab geblieben. Aber dieß ist ja gerade der günstigste Boden für die Naturpoesie, der Boden für die Tiefe des Gefühls.“¹¹⁸

Die ‚Volkspoesie‘ aus Perspektive der Romantik ist im Alltagswissen sowie in der Volkskunde bis heute diskursbestimmend. So merkt der Europäische Ethnologe Helge Gerndt noch 2020 in Bezug auf die Sagen an:

„Wie war es möglich, dass gerade ihr Werk [der Brüder Grimm] die spätere Forschung so stark hat beeinflussen können? Warum blieb das kritische Bewusstsein der Aufklärung solange durch romantische Spekulation suspendiert? Und warum wurde das, was als aufklärerisches Erbe durch das 19. Jahrhundert bis heute weiterlebte, in einen immer flacheren Positivismus ausgewalzt?“¹¹⁹

117 Dies., *Walachische Märchen*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 267 (7.11.1845), S. 1065 f., hier S. 1066.

118 *Westphälische Sagen*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 163 (9.7.1847), S. 650–652, hier S. 650.

119 Gerndt (2020), S. 46.

Er fordert, sich auf die „wissenschaftsgeschichtliche[n] Anfänge rück[zu]besinnen“¹²⁰. Dass sich der Glaube an die ‚Volkspoesie‘ bis in die 1970er Jahre gehalten hat, muss im Kontext des Fachverständnisses der Volkskunde als konservierende Disziplin von der Institutionalisierung bis in die Nachkriegszeit betrachtet werden. Mit den Texten aus dem *Morgenblatt* lässt sich jedoch Gerndts Forderung untermauern. Sie zeigen, dass das Nachdenken über Herkunft und Funktion von Sagen im 19. Jahrhundert in Journalen stattfand und so eine breite Leser*innenschaft erreichte. Ähnlich wie Gerndt zeigt das *Morgenblatt* als Quelle Lücken und abgebrochene Wissensstränge in der Fachgeschichtsschreibung auf. Vor allem verdeutlicht die Zeitschrift die Vielfalt, in der Märchen und Sagen von der lesenden Gesellschaft des 19. Jahrhunderts erfahren wurden.

Quellenkritisch-philologische Zugänge¹²¹ werden in kritischen Einordnungen und Abhandlungen sichtbar. Dass sich die Narrative und Perspektiven außerdem häufig mischten, zeigt das Beispiel „Westphälische Sagen“: „Ich habe dazu mündliche und schriftliche [...] Quellen benutzt, aber so, daß gewissenhaft nichts mitgeteilt ist, was nicht auch, wenn auch hier und da in veränderter Gestalt, noch jetzt im Munde des Volks lebt.“¹²² Über die Fußnote spezifiziert die*der Literat*in:

„Zustand der Religion in Ravensberg vor der Reformation, von Hagedorn, ein jetzt selten gewordenes Buch aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. – Verhandlungen der westphälischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, worin sich eine Zusammenstellung der Wittekindssagen von Redeker befindet, von dem wir im Allgemeinen die äußere Anordnung entlehnen.“¹²³

Romantische und quellenkritisch-philologische Betrachtungen beeinflussten sich gegenseitig und verschmolzen teilweise. Das zeigt sich

120 Ebd.

121 Vgl. dazu Moser, Dietz-Rüdiger, Authentizität, in: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 1, hrsg. v. Ranke, Kurt, Berlin-New York 1977, S. 1075–1080, hier S. 1075; Köhler-Zülch (1999), S. 25–27.

122 *Morgenblatt* (9.7.1847), S. 650.

123 Ebd.

auch im nächsten Fall. Alexander von Sternberg (1806–1868) war Schriftsteller und verfasste im *Morgenblatt* eine Abhandlung „Ueber das Märchen als besondere Dichtungsart“. Darin ging er der Entstehungsgeschichte und literarischen Einordnung von Märchen nach, wobei er die „Volks- und Kindermärchen“¹²⁴ als die bekannteste Art bezeichnete. Den Umgang mit dieser Textgattung kritisierte er. Mit der bürgerlichen Aneignung der Märchen, so Sternberg, „hörte auch das deutsche Volksmärchen auf lebendig im Volke zu wirken. Wir haben jetzt gedruckte Sammlungen, aber diese sind nur todte Raupenhäuser, das lebendige Geschöpf fehlt“¹²⁵. Die „ursprüngliche Reinheit“¹²⁶ sei durch die Verschriftlichung verloren gegangen. Trotz seiner Verortung im *Jungen Deutschland* (1830–1835), das eine Gegenposition zur Romantik bezog, zeigten sich auch bei Sternberg ein kulturpessimistischer Blick und die Vorstellung eines reinen ‚Volksgeistes‘, der zu verloren gehen drohte. Und gerade im Sammeln und Verschriftlichen von Märchen sah Sternberg nicht das Bewahren, sondern den Verlust, wie das oben angeführte Zitat verdeutlicht. Gleichzeitig stellte er in seiner Abhandlung in Frage, inwiefern es sich bei den veröffentlichten Texten tatsächlich um ‚Volks- und Kindermärchen‘ handelte,

„denn bekanntlich sind Volk und Kinder beide so scheue Naturen, daß sie ihre heimlichste Freude, ihre süßeste Thorheit, ihr schönstes Geheimnis immer bei sich behalten. [...]. Insofern möchte das so hoch gepriesene deutsche Volksmärchen schwerlich je in seiner ganzen ursprünglichen Reinheit schriftlich einzufangen seyn.“¹²⁷

Damit bezweifelte er, dass die veröffentlichten Märchen tatsächlich gesammelt worden waren. Kritik an vorgeblich gesammelter Volkspo-

124 Sternberg, Alexander von, Ueber das Märchen als besondere Dichtungsart, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 281 (24.11.1845), S. 1121 f., hier S. 1122.

125 Ders., Ueber das Märchen als besondere Dichtungsart, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 279 (21.11.1845), S. 1113 f., hier S. 1114.

126 Ders. (24.11.1845), S. 1122.

127 Ebd.

esie gab es bereits im 18. Jahrhundert, etwa durch Friedrich Nicolai (1733–1811) und später Friedrich Engels.¹²⁸

Vielfältig war die Beschäftigung mit ‚Volkspoese‘ im Journal nicht nur in ihren Formaten und Zugängen, sondern auch in den Funktionen, die den Märcen und Sagen zugeschrieben wurden. Nicht zuletzt versprachen sie, Wissen über spezifische Regionen und ihrer Bevölkerung bereitzustellen.¹²⁹ So formulierte Gottlieb Zimmermann (* unbekannt) in seinem Aufsatz „Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität“, die ‚Volkssagen‘ geben Einblick in die „Wechselwirkung, in welcher eine Landschaft, klimatisch und physisch, mit dem inwohnenden Volk und seinem Charakter steht“¹³⁰, der sich „im Norden immer anders als im Süden [bildet], auf den Gebirgen anders als auf dem flachen Lande, anders wieder an großen Strömen und am Meere, als in Waldungen u[nd] s[o] w[eiter]“¹³¹. Auch der Reiseschriftsteller Johann Georg Kohl (> 4.2.2) betonte in der Beschreibung „Die Mythologie der Alpen“:

„Es liegt in der Natur der von Gletschern, Lawinen und Bergstürzen stets heimgesuchten und verwüsteten Alpenthäler, daß sich die Sage vom verlorenen und zerstörten Paradiese hier vorzugsweise ausbilden mußte, und daß man sie als den eigenthümlichsten und am allgemeinsten verbreiteten Mythos der Alpen bezeichnen kann.“¹³²

Der geografische Raum und der „Stammes- und Volkscharakter“¹³³ beeinflussten demnach die Sagenbildung. Die Sagen gaben damit Auf-

128 Vgl. Bausinger (1980), S. 17 f.

129 Vgl. u.a. zu Nord- und Süddeutschland: „Wie es sich im Süden in Liedern ausdrückt, so im Norden in Märcen und Sagen, die oft von wunderbarer Tiefe des Gemüthes zeugen [...]“ (J. v. W., Nord- und Süddeutschland, in: Morgenblatt für gebildete Leser 139 (11.6.1847), S. 554 f., hier S. 555); Irische Märcen als Ausdruck der Region (vgl. Irische Märcen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 167–169 (13.7.1849 ff.)). Darüber hinaus diene der Verweis auf die Erzählung von Märcen zur Einordnung von ‚Völkern‘, zum Beispiel arabische Märcen (nachstehend besprochen).

130 Zimmermann, Gottlieb, Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität, in: Morgenblatt für gebildete Leser 136 (8.6.1841), S. 542 f., hier S. 542.

131 Ebd.

132 Kohl, Johann Georg, Die Mythologie der Alpen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 81 (4.4.1849), S. 321 f., hier S. 321.

133 Zimmermann, Gottlieb, Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität, in: Morgenblatt für gebildete Leser 139 (11.6.1841), S. 553 f., hier S. 554.

schluss über die Bevölkerung, in der sie verankert waren. Gerade in den vermeintlich ursprünglichen und natürlichen Landstrichen könne sich die ‚Volkspoesie‘ entfalten. Diese Vorstellung von der Natur als Brutstätte und Bewahrerin von ‚Volkseigentümlichkeiten‘ wiederholt sich in der Beschäftigung mit dem ‚Volksleben‘ (› 3.2.2). So habe ‚der Bergbewohner‘ „[d]ie ohnedies lebhaftere Einbildungskraft [...], erhitzt durch frühere tragische Begebenheiten“¹³⁴. Die Bedeutung der Natur für die Sagenbildung betonte auch Kohl:

„Das Volk wird durch die Eindrücke, welche es von der Natur empfängt, theils zu anmuthigen Dichtungen, zu Liedern veranlaßt, in welchen es heitere oder erhabene Naturphänomene besingt, theils zur Bildung bedeutungsvoller oder bloß abergläubischer Mythen und Sagen.“¹³⁵

Diese Verbindung zwischen dem Menschen und der Umgebung, in der er beheimatet ist, stand im Kontext des ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu konstatierenden Bedeutungszuwachses der Naturgeschichte und der Einbindung der Menschheitsgeschichte in eben diese. Ihr liegt die Vorstellung zugrunde, die Natur wirke sich unveränderlich auf den Körper aus. Eine Überzeugung, die schließlich in der Evolutions- und ‚Rassentheorie‘¹³⁶ (› 5.1) aufging.¹³⁷

Märchen wurden im *Morgenblatt* vielfach in ihrer Erzählpraktik erwähnt. Das Märchenerzählen wurde dabei in einen vormodernen Kontext gesetzt und mit einer traditionellen beziehungsweise ‚rituellen Aura‘ umgeben, die das Narrativ der ‚Natur‘- bzw. ‚Volkspoesie‘ untermauerte. Zum Beispiel im „Winterleben auf der Insel Usedom“: „Wenn die Männer auch nicht singen, so lieben sie es doch, mit der dampfenden Pfeife im Munde, an Winterabenden sich Sagen und Märchen zu

134 Ebd., S. 553.

135 Kohl, Johann Georg, Die Mythologie der Alpen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 77 (30.3.1849), S. 305 f., hier S. 305.

136 Mit den Anführungszeichen distanzieren sich die Vorstellungen der ‚Rassentheorie‘ und verdeutlichen, dass dieses zeitgenössisch als Wissenschaft verstandene Paradigma als unwissenschaftlich enttarnt wurde.

137 Vgl. Kleinschmidt, Harald, Klimatheorie, Statistik, Revolutionsbegriff. Die Transformation der Wahrnehmung der Vergangenheit in Europa zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert, in: *Historische Zeitschrift* (2019), Heft 308/3, S. 593–636, hier S. 619–623.

erzählen.¹³⁸ In der Beschreibung „Eine armenische Hochzeit in Damaskus“ wird das Erzählen von Märchen als traditioneller Ritus dargestellt: „Sie [die ‚ungeschickte Musik‘, Zit. i. O.] spielte [...] altarabische Melodien, zu welchen der Blinde in seinem schnarrenden Tone Märchen aus ‚Tausend und einer Nacht‘ recitirte.“¹³⁹

Märchen im geografischen Kontext des ‚Orient‘¹⁴⁰ fanden im *Morgenblatt* vielfach Platz. Die häufige Nennung der Märchen aus ‚Tausendundeiner Nacht‘ (arab. ‚Alf laila wa-laila‘)¹⁴¹ in Reisebeschreibungen oder in Abhandlungen über Märchen rücken eine Erzähltradition des Genres ins Zentrum, die in der Fachgeschichte bisher wenig Beachtung fand. Wahrscheinlich seit dem 10. Jahrhundert bekannt und durch die Übersetzungen des Orientalisten Antoine Galland (1664–1715) in Europa verbreitet, nahm das Interesse an der Geschichtensammlung im 18. und 19. Jahrhundert zu und es entstanden mehrere Übersetzungen. Die Märchen prägten vielfach Schriftsteller*innen des 19. Jahrhunderts.¹⁴² Diese Faszination zeichnete sich auch im *Morgenblatt* ab.

138 Berlin, Januar. Winterleben auf der Insel Usedom, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 5 (27.1.1854), S. 114 f., hier S. 115.

139 Hackländer, Friedrich Wilhelm, Eine armenische Hochzeit in Damaskus, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 171 (19.7.1841), S. 682 f., hier S. 683.

140 Anschließend an die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Andrea Polaschegg verstehe ich den ‚Orient‘ in erster Linie als „eine kommunikable Größe, die als Sinnlichkeit historischen Veränderungen unterworfen ist“ (Polaschegg, Andrea, *Der andere Orientalismus* (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 35 (269)), Berlin-New York 2005, S. 63). Aus dem Lateinischen übersetzt bezeichnet der Begriff ‚Osten‘ beziehungsweise ‚Morgen‘ (ebd., S. 64) und stellt damit eine geografische Bezeichnung aus eurozentristischer Sicht dar. Die Bezeichnung war demnach bedeutungsbeladen, bevor er zu einer Bezeichnung für einen geografischen und kulturellen Raum wurde (ebd., S. 68). Die geografischen Grenzen dessen, was unter ‚Orient‘ verstanden wurde, änderten sich im Laufe der Jahrhunderte. Da die genaue Eingrenzung der Region für die vorliegende Arbeit nicht zentral ist, verweise ich an dieser Stelle auf Polaschegg (vgl. S. 70–85). Die Anführungszeichen betonen den Konstruktionscharakter, den eurozentristischen Blick und die (geografische) Uneindeutigkeit des Begriffs (vgl. ebd.; Said, Edward, *Orientalismus*, Frankfurt am Main 2010).

141 Bei *Tausendundeine Nacht* handelt es sich um eine Sammlung unterschiedlicher Genres und Geschichten sogenannten orientalischen Ursprungs, die von verschiedenen, meist anonymen Autor*innen im Zeitraum von über einem Jahrtausend geschaffen wurden (vgl. Marzolph, Ulrich, *Tausendundeine Nacht*, in: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*, Bd. 13, hrsg. v. Brednich, Rolf Wilhelm, Berlin-New York 2010, S. 287–302, hier S. 287).

142 Ebd., S. 287–294.

Die Märchen aus ‚Tausendundeiner Nacht‘ nahmen quantitativ eine bedeutende Stellung in der Auseinandersetzung mit dem Genre ein. Dabei erfüllten sie unterschiedliche Funktionen. Sie dienten etwa als Annäherung an eine fremdartige Kultur:

„Zum erstenmale sahen wir uns hier mitten in das für uns so fremdartige Treiben der Türken versetzt, sahen uns umgeben von Turbanen und langen Bärten. Mir schwebten die Märchen der tausend und einen Nacht lebhaft vor, als ich sie in ihren weiten Pantoffeln trüg sich daherschleppen sah, wobei sie mit halbgeschlossenen Augen in langen Zügen von Tabakrauch einschlürften, um ihn wieder eben so langsam von sich zu blasen.“¹⁴³

Sie waren darüber hinaus auch Projektionsfläche, zum Beispiel für zauberhafte Naturerscheinungen („[D]abei waren alle den Fall [Niagarafall] umgebenden Gegenstände, wie Bäume, Felsen u[nd] s[o] w[eiter] in so reizende Gewänder gehüllt, daß man sich in’s Gebiet der arabischen Märchen versetzt glaubte.“¹⁴⁴) oder in Ortsbeschreibungen (“[g]oldglänzende Kuppeln, phantastisch ausgeschmückte Paläste, wie sie uns die Märchen des Orients so reizend schildern“¹⁴⁵). Die Märchen exotisierten und romantisierten ‚orientalische‘ Länder und dienten damit nicht zuletzt zur Abgrenzung der europäischen beziehungsweise deutschen von der ‚orientalischen‘ Welt.¹⁴⁶ Wie die ‚Volkspoesie‘ versprachen auch die Märchen aus ‚Tausendundeiner Nacht‘ Zugang zu einer als

143 Hackländer, Friedrich Wilhelm, Landreise von Rutschuk nach Constantinopel, in: Morgenblatt für gebildete Leser 11 (13.1.1841), S. 42 f., hier S. 42. Vgl. auch: „Ein Stand, der in allen orientalischen Erzählungen und Märchen eine große Rolle spielt, sind die Derwische, die türkischen Mönche, deren verschiedene Sekten sich durch die Farbe der Kleidung unterscheiden“ (Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 25 (29.1.1842), S. 97 f., hier S. 97).

144 Newyork, März. (Schluß.) Nachdruck deutscher Schriften. – Die Deutschen und die Angloamerikaner. – Drucker. – Hohes Alter. – Die Sklavenfrage. – Der Winter am Niagarafall, in: Morgenblatt für gebildete Leser 16 (15.4.1855), S. 379–382, hier S. 382.

145 Aus Bulgarien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 25 (18.6.1854), S. 577–585, hier S. 578.

146 Vgl. dazu auch Kapitel 4.2.1.

homogen und traditionell verstandenen Gesellschaft und bildeten den Gegenentwurf zu einer sich schnell verändernden Zeit.¹⁴⁷

Während die („orientalischen“) Märchen auf eine nicht näher definierte Vergangenheit verwiesen, spielte bei den Sagen die Historizität eine zentrale Rolle. Sie dienten zum Abgleich historischer Fakten und Ereignisse, wurden historisch eingeordnet oder nach ihrem Wahrheitsgehalt befragt. Mit der historischen Perspektive auf Sagen wählten die Literat*innen im Morgenblatt einen Zugang, welcher in der Empirischen Kulturwissenschaft noch heute praktiziert wird.¹⁴⁸ Das Sammeln von und die Auseinandersetzung mit Sagen entsprang dem gesteigerten Interesse an der Vergangenheit im 19. Jahrhundert (› 5.4), besonders für das Mittelalter, und befriedigte dieses. In der Erörterung „Der Ausgang der Zäringener. Geschichte und Sage“ schrieb die*der Autor*in nach einer kurzen historischen Einführung zum Beispiel:

„Dieß ist Alles was die dürftige quellenmäßige Geschichte von Clementia von Zäringen weiß. Desto geschäftiger ist die Sage gewesen, das Andenken der letzten Gemahlin des Herzogs Berchthold [...]. Den Spuren dieser Sage nachzugehen, die sich in den folgenden Jahrhunderten bildete, und wo möglich festzustellen, ob der Sage etwas Geschichtliches zur Grundlage gedient haben kann, ist die Aufgabe der gegenwärtigen Erörterung.“¹⁴⁹

Gottlieb Zimmermann betonte in seiner Abhandlung „Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität“, Volkssagen seien „ein Hauptelement des sogenannten historischen Geistes, der ein Land, eine Gegend bezeichnet“¹⁵⁰ und den er „in den eigentlich historischen und den

147 Allgemein kann dies für außereuropäische Länder und ihre angeblich durch Natürlichkeit und Ehrlichkeit geprägte Bevölkerung seit dem 16. Jahrhundert festgehalten werden, vgl. Geulen, Christian, *Geschichte des Rassismus*, München 2007, S. 44. Vgl. hier Kapitel 4.2.1 und 5.1.

148 So fragte der Volkskundler Helge Gerndt 2020 in seiner Monographie nach „Fakt, Fiktion oder Fake?“ (vgl. Gerndt (2020)).

149 *Der Ausgang der Zäringener. Geschichte und Sage*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 35 (31.8.1856), S. 817–822, hier S. 818.

150 Zimmermann, Gottlieb, *Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität*. I., in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 135 (7.6.1841), S. 537 f., hier S. 537.

romantischen eintheilen¹⁵¹ wollte. Er unterschied in seinen Ausführungen jedoch – im Gegensatz zu späteren kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzungen – im Aussagewert nicht zwischen Mythos beziehungsweise Volkssage und historischer Tatsache: „Der historische Geist einer Gegend geht oft in den romantischen über, oder beide vermischen und durchdringen sich“¹⁵², wobei er unter dem „romantischen Geist einer Gegend den durch lokale Volkssagen begründeten, eigenthümlich anziehenden Charakter derselben“¹⁵³ verstand. Diese Vermischung zwischen dem Geschichtlichen und der Sage, beziehungsweise der Vergleich zwischen dem in Sagen Erzählten und der historischen Tatsache, lässt sich im *Morgenblatt* wiederholt erkennen.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die ‚Volkspoesie‘ im *Morgenblatt* unterschiedliche Funktionen erfüllte. Zur Zeit des Untersuchungszeitraums hatte sich die bürgerliche Beschäftigung mit ‚Volks-erzählungen‘ bereits etabliert und war, wie aus einer Abhandlung im *Morgenblatt* hervorgeht, zum Bestandteil unterschiedlicher Alltagsbereiche geworden. Die Volkserzählungen seien „ein Mittel wahrer menschlicher Erziehung [...]“. Die gebildeten Männer und Frauen von heute sind schon größtentheils unter diesen Einflüssen aufgewachsen¹⁵⁴. „Märchen und Sagen [haben] nicht bloß auf die Liebe der Ungebildeten im Volk, der Bauern und Kinder, einen Anspruch [...], sondern [verdienen] auch von der Bildung und selbst von der Wissenschaft in ihren Kreis gezogen zu werden.“¹⁵⁵ ‚Volkspoesie‘ diente demnach zur Belehrung. Sie vermittelte Zugang zu verschiedenen ‚Völkern‘, wobei diese als homogen und als keiner gesellschaftlichen Differenzierung unterworfen verstanden wurden. Am Beispiel des *Morgenblatts* und seines Umgangs mit ‚Volkspoesie‘ wurde aber auch deutlich, was Gerndt für Sagen festhält: Sie weisen sowohl romantische als auch aufklärerische Wurzeln – in Form quellenkritischer Herangehensweisen – auf. Nicht zuletzt diente die ‚Volkspoesie‘ zur Unterhaltung und war kommerziell erfolgreich. In diesem Sinne ist das *Morgenblatt* eine Art Spiegel

151 Ebd.

152 Zimmermann (8.6.1841), S. 542.

153 Ebd.

154 Schrott/Schrott (7.11.1845), S. 1065.

155 Ebd.

der zeitgenössischen Auseinandersetzung mit der ‚Volkspoesie‘ und kann als Quelle bisherige Lücken in der fachgeschichtlichen Aufarbeitung ein Stück weit auffüllen. Die ‚Volkspoesie‘, wie sie im *Morgenblatt* behandelt wurde, lässt sich zudem als eine frühe Form ethnographischen Wissens bewerten, indem sie nicht nur indirekt Aufschluss über den ‚Volksgeist‘ eines ‚Volkes‘ versprach, sondern Regionen und deren Bevölkerung darstellte.

3.2.2 ‚Volksleben‘: ‚Sitten‘ und ‚Gebräuche‘ im *Morgenblatt für gebildete Leser*

‚Bräuche‘ und ‚Sitten‘ waren in der Volkskunde bis ins 20. Jahrhundert jenes „Schubfach, das am prallsten gefüllt [war] mit den farbigsten Inhalten“¹⁵⁶. Die Begriffe wurden dabei häufig in Kombination oder synonym verwendet. Vor der Formierung der Volkskunde tauchten ‚Bräuche‘ und ‚Sitten‘ sowohl in wissenschaftlichen Feldern, wie der Kameralistik/Staatswissenschaft, der Geographie, Geschichtsphilosophie oder Statistik auf, als auch in der Literatur.¹⁵⁷ Im *Morgenblatt* wirkten die beiden Formen – im Sinne einer mehr beschreibend-dokumentierenden und einer erzählenden Form – zusammen. Außerdem lassen sich in der Zeitschrift sowohl kulturpessimistisch-romantische Tendenzen ausmachen als auch eine weitaus gegenwartsorientiertere Schilderung, die in der volkskundlichen Fachgeschichte bisher weit weniger Aufmerksamkeit fand. Beide Darstellungsweisen, so zeige ich im Folgenden, versprachen, Wissen über das Leben einer sich wan-

¹⁵⁶ Bausinger, Hermann, *Volkskunde. Von der Altertumforschung zur Kulturanalyse* (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Sonderband), Tübingen 1999, S. 124.

¹⁵⁷ Die kulturwissenschaftliche Bedeutung literarischer Texte betrachten unter anderem aus der Volkskunde: Pohl-Weber, Rosemarie, *Westfälisches Volkstum im Leben und Werk der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff*, Münster 1966; aus der Germanistik mit Blick auf Riehl und Bertold Auerbach: Schmitt-Maaß, Christoph, *Kultur erzählen. Von der Volkskunde und Völkerkunde zur Kulturhistorie*, in: *Wissenskulturen des Vormärz* (= Forum Vormärz Forschung, Jahrbuch 2011), hrsg. v. Frank, Gustav/Podewski, Madleen, Bielefeld 2012, S. 221–241.

delnden Gesellschaft zu vermitteln und gaben als ethnographische Wissensformate Einblick in „Bereiche des normierten sozialen Lebens“^{158, 159}. Erste Hinweise auf die Einbindung von ‚Sitten‘ und ‚Bräuchen‘ gab die Durchsicht der Titel, die im *Morgenblatt* zwischen 1837 und 1857 erschienen waren: Festlichkeiten (im religiösen sowie profanen Jahres- und Lebensverlauf) waren ein beliebtes Thema. So wurden die Leser*innen zum Beispiel über den Heiratsantrag in Amerika¹⁶⁰, über die Pariser Begräbnisse¹⁶¹, die Geburt und Taufe in Russland¹⁶², den Wiener Fasching¹⁶³, den Aschendienstag in Paris¹⁶⁴ und das Fronleichnamfest in Lissabon¹⁶⁵ informiert. Auch die Themenfelder Trachten und (Aber-)Glaube wurden wiederholt behandelt und die „Sittengeschichte der Deutschen“¹⁶⁶ besprochen.¹⁶⁷ Als Felder der späteren Brauchforschung werden sie im Folgenden unter der Begriffskombination ‚Brauch und Sitte‘ sowie dem Terminus ‚Volksleben‘ subsummiert. Diese Begriffe tauchten vereinzelt in den Titeln auf, oder wurden von den Literat*innen in regionalen Beschreibungen herangezogen.

Die ‚Bräuche und Sitten‘ waren grundlegender Bestandteil in den Beschreibungen von Regionen und ihrer Bevölkerung. Das Interesse

158 Bimmer, Andreas C., Brauchforschung, in: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, hrsg. v. Brednich, Rolf, 3., überarb. u. erw. Aufl., Berlin 2001, S. 445–468, hier S. 445.

159 Vgl. auch Bausinger (1999), S. 124.

160 Vgl. Gerstäcker, Friedrich Wilhelm Christian, Der Heiratsantrag. Eine amerikani-sche Skizze, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 26 (25.6.1854), S. 601–604. Dabei handelt es sich um eine Erzählung.

161 Vgl. Pariser Begräbnisse. Eine Skizze, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 89–92 (15.4.1846 ff.).

162 Vgl. Reinhardt, Lina, Russische Sitten, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 157 (2.7.1838), S. 625 f.

163 Vgl. Der Wiener Fasching, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 67 f. (19.3.1851 f.).

164 Vgl. J. B., Aschendienstag, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 6–9 (7.1.1841 ff.).

165 Vgl. Volksvergnügen in Portugal, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 8–11 (9.1.1838 ff.).

166 Aus der Sittengeschichte der Deutschen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 136, 138–141, 143 (7.6.1839 ff.), 157, 160, 162, 170 (2.7.1839 ff.), 185 (3.8.1839), 157 (2.7.1840), 173 (21.7.1840), 175 (23.7.1840).

167 Vgl. u.a. Willkomm, Ernst, Frauentrachten in Nordalbingen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 93–96 (18.4.1851 ff.); Die neuesten Trachten in ihrer historischen Entwicklung, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 3–7 (4.1.1848 ff.), 14–17 (17.1.1848 ff.); vgl. u.a. Ueber Geisterglaube und Geisterfurcht bei den Alten, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 120–126 (20.5.1839 ff.).

galt sowohl dem deutschen als auch nichtdeutschem ‚Volksleben‘. Die Texte versprachen dabei nicht nur Wissen über die zeitgenössische Gesellschaft, sondern auch über (vermeintliche) Wurzeln und Herkunft eben dieser. Das verdeutlicht beispielsweise der Text „Das Fischerdorf Pollet bei Dieppe“:

„Wollte man mit einiger Gewißheit die Herkunft der Polletais ermitteln, so gäbe es dazu ein sehr einfaches Mittel: das Studium ihrer Sitten und Gebräuche, und besonders ihres Volksdialekts, müßte nothwendig in Worten und Wendungen zeigen, woher sie kommen [...]. Auch die scheinbar unbedeutendste, wirklich volksthümliche [i. O. leicht hervor gehoben] Eigenheit ist von der höchsten Bedeutung in Bezug auf die Geschichte eines Volkes. – Man hat die Erde umgewühlt, um eine Münze, eine Ruine aufzufinden, und dann nach Herzenslust über die Bedeutung derselben streiten und Bücher schreiben zu können. Man hat sich den Kopf zerbrochen über den Sinn von ein paar Zeichen und Chiffren, die eine neckische Phantasie auf ein Amulet schrieb. Aber nur selten hat Jemand daran gedacht, daß jede Volkssitte, jedes eigenthümliche Wort eines Volksdialekts, jeder Gebrauch und jede Sage einen charakteristischen, leichter zu entziffernden Stempel trägt als alle Münzen des haut ou bas empire [i. O. durch veränderte Schriftart hervorgehoben]. Jedes Volk, jeder Stamm, jedes Dorf ist seine eigene Geschichte, wenn man seine Sprache, seine Sitten, Gebräuche und Sagen zu enträthseln weiß.“¹⁶⁸

Die*der Autor*in maß der Erforschung von ‚Bräuchen und Sitten‘ eine ähnliche Bedeutung bei wie den Erkenntnissen aus Archäologie und Geschichtswissenschaft. Sie boten die Möglichkeit, die Menschen historisch zu verorten.¹⁶⁹ Gerade im Kontext von Grenzregionen wurden damit die Grenzen gefestigt und national zu legitimieren versucht. Der Vergleich mit anderen, in diesem Fall historischen Wissenschaften, gibt einen Hinweis darauf, welche gesellschaftliche Aussagekraft ‚volks-

¹⁶⁸ Das Fischerdorf Pollet bei Dieppe, in: Morgenblatt für gebildete Leser 78 (31.3.1838), S. 210 f.

¹⁶⁹ Vgl. dazu Kapitel 5.4.

kundlichen‘ Themen bereits vor der Institutionalisierung der Disziplin zugesprochen wurde.

Die Darstellung von Regionen griff dabei unter anderem auf etablierte Beschreibungen der ‚Protostatistik‘ zurück. So bezeichnet der Soziologe Justin Stagl die beschreibende Statistik vor dem 19. Jahrhundert. Entstanden zur Darstellung des Staatenwesens im 16. Jahrhundert war ihre wichtigste Methode zur Wissensgenerierung die eigene Beobachtung, zentrale Inhalte waren die Beschreibung eines Territoriums mit seinen Naturgegebenheiten, seiner Geschichte, seiner Hauptstadt und ihren Gebäuden sowie der Organisation der Bevölkerung über eine Verfassung, die Verwaltung, die Kirche und nicht zuletzt das ‚Volksleben‘ mit Worten, aber auch Zahlen und Tabellen. Im 18. Jahrhundert kam es zur Krise (1750–1850), als das Zahlenmaterial zuverlässiger und mehr wurde und nicht mehr über die ursprünglichen Beschreibungsformen zu bewältigen war. Neben der sich als quantitative Wissenschaft verstehenden Statistik gingen aus dieser Krise laut Stagl auch die Volks- und Völkerkunde hervor, die sich den Themen annahm.¹⁷⁰ Mit Blick auf die Institutionalisierungsgeschichte im deutschsprachigen Raum zeigt sich jedoch, dass vor der Institutionalisierung der Ethnologien (auch) der Pressemarkt diese Themen aufgriff.¹⁷¹ Anschaulich zeigt sich dies zum Beispiel in Ernst Willkomms (1810–1886) Darstellung der Oberlausitz, die sowohl von ‚Deutschen‘ als auch von ‚Wenden‘¹⁷² bewohnt war. Seine regionale Beschreibung begann der Autor mit einer historischen und politischen Einordnung der Gegend sowie der Darlegung des ‚Grundcharakterzug[s] des Volkes‘¹⁷³ und seiner Sprache. Anschließend betrachtete er verschiedene ‚Sitten und Gebräuche‘ im Detail: die ‚Verlobung und Hochzeit (Verlobje und Huckßt.)‘¹⁷⁴, das ‚Leichenbe-

170 Stagl (2015), S. 213, S. 215 f., 220.

171 Vgl. dazu auch Kapitel 3.3.1 zu Joseph Friedrich Lentner.

172 Veralteter Begriff für Slawen.

173 Willkomm, Ernst, Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 229 (23.9.1848), S. 914 f., hier S. 914.

174 Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 229–234 (23.9.1848 ff.).

gräbniss (‘s letzte Getrede)¹⁷⁵, die „hohen Feste“¹⁷⁶ – namentlich Weihnachten und Ostern –, „nichtkirchliche Festlichkeiten“¹⁷⁷ sowie „abergläubische Gebräuche und Ansichten“¹⁷⁸. Dabei hob Willkomm hervor, was er für die Region als besonders, aber auch typisch hielt:

„Das kirchlich Herkömmliche bei Begräbnissen kann füglich übergangen werden, da es eben nicht viel Ausgezeichnetes hat. Die Beisetzung nebst dabei üblichen Gesängen, deßgleichen die kirchlichen Feierlichkeiten sind bei dem Mangel einer fest vorgeschriebenen Begräbnißliturgie nicht geregelt, weßhalb fast jedes Dorf in dieser Beziehung andere Gebräuche hat. Nur einer Ceremonie, die in dem Aberglauben des Volks ihre Erklärung findet, wird man in den meisten Ortschaften begegnen.“¹⁷⁹

Er beschrieb in der Folge die öffentliche Aufbahrung eines Toten und die Angst der Bevölkerung, vom Toten mit ins Jenseits gezogen zu werden. Mit seinen Beschreibungen ging eine Verallgemeinerung einher, auch wenn er auf den Aberglauben blickend anmerkte, dass nicht alle daran glaubten, diese Handlungen wohl aber zumindest „als zum Leben gehörige Ceremonien, die man nicht gut entbehren kann, ohne das Alltagsleben alles poetischen Schmuckes zu entkleiden“¹⁸⁰, betrachteten. Um die regionale Besonderheit hervorzuheben, griff er außerdem auf spezifische Begrifflichkeiten zurück, wie beispielsweise das „Nachziehen Lebender in’s Grab“¹⁸¹ oder das „auf die Freyt‘ gehen“¹⁸² im Kontext von Verlobung und Hochzeit. Seine Darstellungen der ‚Bräuchen

175 Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 238 f. (4.10.1848 f.).

176 Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 265 (4.11.1848) – 268 (8.11.1848).

177 Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 271 f. (11.11.1848 f.).

178 Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 292 (6.12.1848), S. 1166 f.

179 Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 239 (5.10.1848), S. 954 f., hier S. 954.

180 Willkomm (6.12.1848), S. 1166.

181 Willkomm (5.10.1848), S. 955.

182 Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 230 (25.9.1848), S. 917 f., hier S. 917.

und Sitten‘ lasen sich in erster Linie als typisch für den ganzen Landstrich, auch wenn er an manchen Stellen soziale Unterschiede besprach.

Wie sich am Beispiel Willkommns bereits zeigt, hatte die Charakterisierung von Regionen und ihrer Bevölkerung entlang von ‚Bräuchen und Sitten‘ mehrere Funktionen. Sie diente der regionalen beziehungsweise nationalen Einordnung sowie dem Aufbau eines Nationalgefühls. In seinen Ausführungen zu „Frauentrachten in Nordalbingien“ betonte Willkomm beispielsweise ihre starke Ähnlichkeit innerhalb der deutschsprachigen Länder:

„Was abweichend daran ist, zeigt sich bei näherer Betrachtung nur als äußere Zierrath, als unwesentlicher Schmuck, wie Laune und Phantasie ihn hinzufügten. Der eigentliche Tert ist überall ganz derselbe; die verschiedenen Stämme und Landsmannschaften haben nur eine Menge Variationen darauf erfunden, hinter denen sie den reinen Urton verhüllten.“¹⁸³

Die Beschreibung von ‚Bräuchen und Sitten‘ diente damit im Kontext eines zunehmenden Nationalismus und einer Forderung nach einer nationalen Einigung Deutschlands besonders in Grenzregionen wie Nordalbingien¹⁸⁴ oder der Oberlausitz zu einer Absicherung nach innen. Für die Herstellung eines Nationalgefühls wurde sich auf gemeinsame Wurzeln berufen, auch wenn Unterschiede vor allem zwischen dem Norden und dem Süden nicht ausgeklammert wurden. So zeigt sich an den Beispielen auch, dass die ‚Region‘ zu jener Zeit eine wichtige Bezugsgröße darstellte. Eine weitere Strategie zur Erzeugung eines Nationalgefühls war die Berichterstattung aus bisher weniger bekannten Landstrichen. Seine „Schilderungen aus der Oberlausitz“ begann Willkomm mit eben jenem Anspruch, eine Abgrenzung nach außen zu schaffen. Sein Vorhaben war dabei auch von nationalistischen Gedanken geprägt. So begann er seine Ausführungen mit den Worten:

183 Ders., Frauentrachten in Nordalbingien. I., in: Morgenblatt für gebildete Leser 93 (18.4.1851), S. 369 f., hier S. 369.

184 Region nördlich der Elbe, die heute v. a. dem Gebiet des westlichen Holsteins und Hamburgs entspricht.

„Viele Provinzen unseres Vaterlandes sind noch so wenig allgemein bekannt, daß es wohl der Mühe verlohnte, Entdeckungsreisen dahin anzutreten. Zu diesen gehören unter andern auch die beiden Lausitzen. [...] Es dürfte dieß um so mehr an der Zeit seyn, als die neuesten politischen Umwälzungen vieles den Lausitzern Eigenthümliche vielleicht in sehr kurzer Zeit verwischen werden, ja müssen, da die Revolution der Gegenwart in ihren Folgen auch eine Umgestaltung in den socialen und sittlichen Verhältnissen der Nationen im Ganzen, wie der verschiedenen Stämme eines Volkes nach sich ziehen wird. [...] Die Oberlausitz bewohnt, einen kleinen Bezirk ausgenommen, Volk urdeutschen Stammes [...].“¹⁸⁵

Willkomm nahm Bezug auf die ‚Nationalitätsfrage‘, die in dieser Grenzregion, die von Deutschen und Slawen bewohnt war, eine besondere Rolle zu spielen schien. Er schrieb von „der Zerrissenheit Deutschlands, wo es ja von jeher nie eine nationale, sondern immer bloß eine provinzielle, nie eine Volks-, stets nur eine Stammeseinheit gab [...]“¹⁸⁶.

In den Beschreibungen vom vermeintlich organisch gewachsenen und historisch situierten ‚Volksleben‘ schwang oftmals eine kulturpessimistische und romantische Auffassung mit, wonach dieses vom Verschwinden bedroht sei. Das Ländliche und sein ‚Volk‘ wurden dabei zu Reservaten, in denen ‚Bräuche und Sitten‘ weitgehend unangetastet blieben. Diesem Narrativ begegnete die Leser*innenschaft des *Morgenblatts* in diversen Ausführungen zu den Trachten als gefährdete ‚traditionelle‘ Kleidung und zum ‚Aberglauben‘. In beiden Fällen lassen sich in Inhalt und Darstellung Parallelen zur frühen Volkskunde ziehen. Letzterer hatte Ende des 18. Jahrhunderts im Zuge der Romantik und der sie auszeichnenden Zivilisationskritik eine Aufwertung erfahren, nachdem

185 Willkomm, Ernst, Schilderungen aus der Oberlausitz, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 228 (22.9.1848), S. 909 f., hier S. 909.

186 Ebd., S. 910. Der Begriff ‚Stamm‘ begegnete den Leser*innen des *Morgenblatts* wiederholt. Willkomm bezeichnete damit regionale Verbände, wie zum Beispiel die ‚Bayern‘, die ‚Schwaben‘ oder die ‚Friesen‘ (vgl. Willkomm (18.4.1851), S. 369). Über Riehls Buch *Die deutsche Arbeit* von 1861, in dem er Stamm „als eine größere Einheit, die der Gesamtnation mit einiger Selbstständigkeit gegenübersteht“ (zit. n. Bausinger (1999), S. 105) bezeichnete, fand die Bezeichnung Eingang in die Volkskunde, wo sie mit Kontinuität und Gemeinschaft assoziiert zur biologischen Größe wurde (vgl. ebd., S. 106).

er jahrhundertlang zuerst von der Inquisition und dann von der Aufklärung bekämpft worden war.¹⁸⁷ An der Wende zum 19. Jahrhundert wurde er „Zeugni[s] alten Herkommens und lebendiger Volksphantasie“¹⁸⁸. Damit hatte der Aberglaube im 19. Jahrhundert eine ähnliche Bedeutung und Funktion wie die ‚Volkspoesie‘ (s. 3.2.1). Ernst Willkomm sah im Aberglauben zum Beispiel den „poetischen Schmuck“¹⁸⁹ des Alltagslebens. Ihm zufolge bildete dieser zwar das Gegenstück zum Christentum, stand aber nicht in Konkurrenz dazu. Vielmehr zeichnete der Autor ein Bild, in dem abergläubische ‚Bräuche‘ ergänzend zu christlichen Riten existierten. Diese Unterscheidung zwischen Religion und Aberglaube setzte sich in der beginnenden Volkskunde fort und fand erst im 20. Jahrhundert vermehrt eine Auflösung.¹⁹⁰ Dennoch gab es bereits im 19. Jahrhundert Vorstöße gegen diese Trennung: So versuchte Jacob Grimm die nationale und ursprüngliche Mythologie mit der christlichen Religion zu vereinen, indem er christliche Glaubenssätze auf heidnische Riten zurückführte. Im Gegensatz zum 20. Jahrhundert war der Grund dafür nicht die Aufhebung der Hierarchie zwischen den beiden Glaubensformen, sondern eine nationale Besinnung auf die germanisch-mythologischen Wurzeln von Bräuchen.¹⁹¹ Auch im *Morgenblatt* fand eine solche Rückprojektion im Artikel „Weihnachten ein Wodansfest“ statt:

„Weihnachten, wie es das deutsche Volk begeht, ist das Christfest, umgeben von dunkeln, halbverklungenen Erinnerungen an das Heidenthum der germanischen Vorzeit, und wir feiern in ihm bewußt die Geburt des lichtumflossenen Christkinds mit den geheimnißvollen Personen, die seine Krippe umstanden, den heiligen Eltern, den freudverkündenden

187 Waibel, Nicole, „Anti-Aberglaubiana“ oder Mittel wider den Aberglauben der Leute. Zu einem volksaufklärerischen Diskurs im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: Kulturtechnik Aberglaube. Zwischen Aufklärung und Spiritualität. Strategien zur Rationalisierung des Zufalls, hrsg. v. Kreissl, Eva, Bielefeld 2013, S. 169–192, hier S. 170, 183 f.

188 Bausinger (1999), S. 23.

189 Willkomm (6.12.1848), S. 1166.

190 Vgl. Radermacher, Martin, Volksfrömmigkeit im Gewand moderner Esoterik?, in: Religiosität und Spiritualität. Fragen, Kompetenzen, Ergebnisse, hrsg. v. Schöne, Anja/Groschwitz, Helmut, Münster 2014, S. 387–403, hier S. 391–393.

191 Bausinger (1999), S. 43.

Engeln, den jubelnden Hirten, den königlichen Weisen, dem grimmen, finstern Mörder Herodes, unbewußt aber auch den Sieg Wodans, des Sonnengottes, über den Winter, die Nacht des Jahres.¹⁹²

Damit wurde eine Kontinuität bis in die Vorzeit hergestellt, die etwa von Bausinger und Kaschuba als Antwort auf die schnellen Veränderungen der Zeit betrachtet werden, die in einer „räsonierenden und nostalgisch eingestimmten Öffentlichkeit“¹⁹³ Zuspruch fand. Gerade in den ‚Bräuchen und Sitten‘ wurden ‚Traditionen‘ gesehen, welche die Gesellschaft zu stabilisieren versprachen und Ordnung garantierten. Ein Wandel, so Bausinger, wurde in dem Kontext als störend wahrgenommen.¹⁹⁴ So setzte sich im *Morgenblatt* ein Bild von Kultur als ein System „räumlicher und zeitlicher Kontinuität“¹⁹⁵ fest, welches anschließend in der Volkskunde institutionalisiert wurde. In diesem Kontext wurden bei ‚Bräuchen‘, „[g]emessen an sog[enannter] Urform, Sinn oder Bedeutung“¹⁹⁶, „Veränderungen als Fehlentwicklungen, Schwundformen, Fälschungen oder beginnender Untergang eines Brauchs negativ bewertet und wahrgenommen“¹⁹⁷.

Als Orte beziehungsweise Akteur*innen der Bewahrung galten im *Morgenblatt* insbesondere ländliche und Bergregionen sowie ältere Personen. So wurde vom Trachtentragen im Fürstentum Lüneburg berichtet:

„Die Nationaltracht der Landleute verschwindet leider mehr und mehr, und nur bei ganz bejahrten Leuten sieht man dieselbe noch in ihrer Ursprünglichkeit. [...] Erblickt man noch hin und wieder tief in der Heide ein uraltes stattliches Ehepaar in dieser Tracht unter der mehr neu-modisch städtisch gekleideten jüngern Generation, so meint man, die Bewohner eines versunkenen Dorfes seyen nach langem Zauberschlaf im Schooß der Erde auf die Oberwelt zurückgekehrt.“¹⁹⁸

192 Weihnachten ein Wodansfest, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 51 (18.12.1853), S. 1215–1218, hier S. 1215.

193 Kaschuba (2012), S. 167.

194 Vgl. Bausinger (1999), S. 77; Kaschuba (2012), S. 167.

195 Kaschuba (2012), S. 168.

196 Bimmer (2001), S. 448.

197 Ebd.

198 *Morgenblatt für gebildete Leser* (23.8.1849), S. 806.

Die*der Literat*in der „Skizze aus dem Fürstenthum Lüneburg“ schaffte eine Verbindung zwischen dem Ländlichen und einer älteren Generation, welche bewahrend wirkte, während junge Menschen und ihre städtische Kleidung den Verlust der Trachten vorangetrieben hätten¹⁹⁹:

„Durch das stets häufiger vorkommende Dienen der Mädchen in größeren Städten und durch das längere Garnisonsleben der jungen Bursche[n] wird jene uralte eigenthümliche Tracht mehr und mehr verdrängt. Die Leute gewöhnen sich dadurch so an die modische Kleidung, daß sie sich nach erfolgter Rückkehr in die Heimath nur bei großer Armuth dazu entschließen, den alten Schnitt wieder aufzunehmen. Darum wird die ländliche Tracht auch von Tag zu Tag geschmackloser, weil die städtische, mitunter kleidsame Mode unter den Händen der Dorfschneider und Schneiderinnen unsägliche Verdrehungen erleidet.“²⁰⁰

Dem Ländlichen stand eine industrialisierte Stadt gegenüber, wie auch die*der Autor*in in dem Artikel „Schweizerische Volkstrachten“ formulierte: „[I]n den Fabrikgegenden ist die eigenthümliche Volkstracht schon jetzt verschwunden.“²⁰¹ Auch die durch die Eisenbahntwicklung beförderte steigende Mobilität und Stadtfucht habe zur Folge, „daß bald jede Eigenthümlichkeit der einzelnen Thalschaften [...] spurlos verwischt seyn wird“²⁰² und Trachten durch „[d]ie Pariser Mode“²⁰³ verdrängt würden. Die Stadt wurde in diesen Beschreibungen zu einer dem Wandel verfallenen Umgebung, oder, wie es die*der Autor*in in des Textes „Pariser Begräbnisse. Eine Skizze“ ausdrückte: „[E]in nackter

199 Wobei die*der Literat*in in der folgenden Ausgabe anmerkt, dass in „abgelegenen Orten“ sich auch bei „jüngeren Generationen“ die Tracht noch erhalten hat „nur daß der Schnitt weniger alterthümlich und die Farben heller zu seyn pflegen“ (Skizzen aus dem Fürstenthum Lüneburg, in: Morgenblatt für gebildete Leser 203 (24.8.1849), S. 810 f., hier S. 810).

200 Morgenblatt für gebildete Leser (23.8.1849), S. 806.

201 Morgenblatt für gebildete Leser (5.6.1853), S. 529.

202 Ebd.

203 Ebd.

Materialismus, ein kalter Egoismus erfüllt die Herzen der Individuen und ist der Charakter der Massen.²⁰⁴

Das *Morgenblatt* reproduzierte eine in der bürgerlichen Gedankenwelt verankerte Polarität zwischen Stadt und Land, Tracht und Mode (modische Kleidung in größeren Städten vs. ‚uralte‘ ‚eigentümliche‘ Tracht der ‚Heimat‘).²⁰⁵ In der beginnenden Volkskunde wurde diese Polarität wissenschaftlich verankert und in der Kleiderforschung bis in die 1970er und 1980er Jahre weitergetragen. Dadurch, so die Kleiderforscherin und Volkskundlerin Gitta Böth, setzte sich das Klischee eines trachtentragenden, verschlossenen Bauers durch.²⁰⁶ Die Verschlossenheit im Kontext der „Skizzen aus dem Fürstenthum Lüneburg“ im *Morgenblatt* wurde als etwas Positives dargestellt und kann im Kontext einer romantisierenden, kulturpessimistischen Beurteilung der*des zeitgenössischen Literat*in betrachtet werden. Die Darstellung der Trachten im *Morgenblatt* ähnelte jener der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts institutionalisierten Volkskunde: Es handelte sich mehrheitlich um detaillierte Beschreibungen verschiedener Kleidungsstücke und/oder ihrer Entwicklungen.²⁰⁷ Die Autor*innen machten deutlich, dass es sich bei den Trachten „keineswegs [um] eine müßige Staffage [handelt], sondern [um] ein[en] wesentliche[n] und integriere[n] Theil der Landschaft“²⁰⁸, der „charakteristisch für einen Volksstamm“²⁰⁹ sei. Die Trachten standen damit charakteristisch für eine traditionelle, ländlich geprägte Bevölkerung, die durch Veränderungen bedroht war. Sie stand für eine alte gesellschaftliche Ordnung, die durch eine neue bedroht wurde. Gerade auch die Vermischung von Altem und Neuem wird von den Autor*innen kritisch gesehen, wie das

204 Pariser Begräbnisse. Eine Skizze, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 89 (15.4.1846), S. 354 f., hier S. 354.

205 Vgl. auch *Morgenblatt für gebildete Leser* (5.6.1853); Hier wird die Industrialisierung der Städte auch als Teil des Problems der verschwindenden Trachten interpretiert.

206 Vgl. Böth, Gitta, *Kleiderforschung*, in: *Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, hrsg. v. Brednich, Rolf W., Berlin 1988, S. 153–169, hier S. 156.

207 Vgl. u.a. *Morgenblatt für gebildete Leser* (4.1.1848 ff.); Willkomm (18.4.1851 ff.).

208 *Morgenblatt für gebildete Leser* (5.6.1853), S. 529.

209 Willkomm (18.4.1851), S. 369.

oben genannte Beispiel zeigt.²¹⁰ Diese Beurteilung der Trachten steht stellvertretend für ein Narrativ der Stadt-Land-Dichotomie, in der das Ländliche bewahrend wirkte.

Weit weniger Eingang in die Fachgeschichtsschreibung fanden Beschreibungen städtischer Traditionen, die, so zeigen Beispiele im *Morgenblatt*, jedoch genauso existierten. Während die Stadt heute ein zentrales Feld der Empirischen Kulturwissenschaft bildet, konzentrierte sich die Volkskunde in ihrer Entstehungszeit auf den ländlichen Raum. Andreas Hartmann betrachtet allerdings auch die „Stadtvolkskunde“²¹¹ als Teil der Anfänge der Volkskunde. Als Beispiele dienen ihm die *Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt München (im gegenwärtigen Zustande)* von Lorenz Westenrieder von 1782 sowie die vier Bände *Tableau de Paris* von Louis Sébastian Merciers aus demselben Jahr.²¹² Das *Morgenblatt* verdeutlicht, dass auch in Journalen städtische ‚volkstümliche‘ ‚Bräuche und Sitten‘ beschrieben wurden. Von einer ‚Stadtvolkskunde‘ möchte ich an dieser Stelle jedoch nicht sprechen, da sowohl die von Hartmann genannten Beispiele als auch jene aus dem *Morgenblatt* zur Zeit ihrer Veröffentlichung nicht als solche verstanden wurden und eine ‚Volkskunde‘ nur im Sinne eines prädisziplinären Diskurses existierte. In diesem bildete die Stadt jedoch nicht nur den modernen Moloch, den Ort des Wandels und des Untergangs, sondern auch den Ort ‚volkstümlicher‘ Überreste. Für die Entstehung der Volkskunde war dieser Teil jedoch weitgehend irrelevant. In der Beschreibung vom „Fronleichnamfest in Lissabon“ als Teil vom „Volksvergnügen in Portugal“ rückte zum Beispiel ein städtisches Volksfest ins Zentrum.²¹³ Das Fronleichnamfest wurde dabei als vom Verschwinden bedroht beschrieben: „Nur ein Schatten der früheren Pracht und

210 Diesem Muster begegnete die Leser*innenschaft auch in der Reisebeschreibung von Friedrich Wilhelm Hackländer, dem die Mischung zwischen dem europäischen Kleidungsstil und der traditionellen Tracht der Türken negativ auffiel (s. 4.2.1) und bei Joseph Friedrich Lentner (s. 3.3.1).

211 Hartmann (2001), S. 25 f. Stadtvolkskunde als Begriff wurde geprägt von Hans Moser in seiner Auseinandersetzung mit Lorenz Westenrieder (1748–1829) (vgl. Moser, Hans, Lorenz Westenrieder und die Volkskunde, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde (1953), S. 160–188, hier S. 170).

212 Hartmann (2001), S. 25 f.

213 Vgl. *Morgenblatt für gebildete Leser* (9.1.1838 ff.).

des Antheils, den das Volk daran nahm, besteht noch; es bedarf nur noch eines kleinen Rucks, und die Prozession kann künftig gar nicht mehr gehalten werden [...].²¹⁴ Daneben kam es durchaus zu positiven Bewertungen von Wandel: Ludwig Steub (› 3.3.2) befürwortete zum Beispiel die Veränderungen beim Münchner Weihnachtsfest.²¹⁵ Er beschrieb es als einen Bruch mit dem „Ueberbleibsel aus der Daumschraubenzeit“²¹⁶, dass der Heilige Nikolaus an Weihnachten nicht mehr einschüchternd auftrat.

Neben dem Fokus auf das Ländliche wurden die ‚Bräuche und Sitten‘ mit der beginnenden Volkskunde unabhängig von sozialen Zugehörigkeiten beschrieben. Der Volkskundler Andreas C. Bimmer notiert in seiner Ausführung zur Brauchforschung, dass „Bräuche von Armen, von Randgruppen und besonders die der Herrschenden, etwa des Adels, [...] nicht zum Aufgabenbereich landschaftlich orientierte[r] Brauchforschung [...]“²¹⁷ gehörten. Im *Morgenblatt* finden sich einige Stellen, in denen auch diese Bevölkerungsgruppen als Trägerinnen traditioneller Bräuche anerkannt und beschrieben wurden. Dabei ähnelten die Beschreibungen jenen bäuerlichen ‚Volkslebens‘. Im April 1846 veröffentlichte das *Morgenblatt* einen zweiteiligen Artikel mit dem Titel „Hofsitten und Adelsgebräuche in Spanien“. Auch im Adel, so die*der Autor*in, gäbe es traditionelle „moralisch[e] Ueberbleibsel des Altherthums“²¹⁸. „Jene lebendigen Anachronismen findet man nicht etwa bloß in den entlegenen Kreisen des spanischen Lebens, sondern auch in dem Mittelpunkt desselben, in Madrid, in den höchsten Ständen der Gesellschaft, am Hofe selbst.“²¹⁹

Gesellschaftlich benachteiligte Personengruppen stellte Ernst Willkomm in seinen Ausführungen zur „Frauentracht in Nordalbingien“ dar. Darin verband er regionale Zugehörigkeit und berufliche Stellung

214 Volksvergnügen in Portugal, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 8 (9.1.1838), S. 29 f., hier S. 29.

215 Vgl. Steub, Ludwig, München, December. (Schluß.). Lentners „Ritter und Bauer.“ – Christabend, in: *Morgenblatt für gebildete Stände* 14 (16.1.1844), S. 56.

216 Ebd.

217 Bimmer (2001), S. 314.

218 Hofsitten und Adelsgebräuche in Spanien, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 93 (18.4.1846), S. 369 f., hier S. 369.

219 Ebd.

mit den Trachten, zum Beispiel charakterisierte er „die Blumenverkäuferin aus den Vierlanden“²²⁰ und „die winzigen Hütchen der Milchverkäuferinnen von jenseits der Elbe“²²¹. Für die Stadt Lübeck unterschied er zwischen den Hüten der Landbewohnerinnen und jenen der Dienstmädchen und beschrieb die Tracht der Ammen, bei denen es sich um „vorzugsweise stämmige Mecklenburgerinnen“²²² handelte. Seine Ausführungen ähneln dabei den im 19. Jahrhundert verbreiteten ‚Typenbeschreibungen‘. Für Wien zeichnet der Kulturwissenschaftler Jens Wietschorke diese „exemplarischen Straßenfiguren“²²³ nach, „in denen sich soziale Verhältnisse und kulturelle Besonderheiten [einer bestimmten] Stadt“²²⁴ spiegeln. Trachten und ‚Bräuche‘ sind bei den beiden Beispielen also nicht nur nationale beziehungsweise regionale Ausdrucksformen, sondern geben auch Rückschlüsse auf soziale Einheiten.²²⁵ Vorherrschend im volkskundlichen Verständnis war jedoch die Annahme einer regional homogenen Bevölkerung. Diese Art der Beschreibung, in dem das ‚Volksleben‘ unabhängig einer Klassenzugehörigkeit als typisch für eine bestimmte Region beschrieben wurde, findet sich auch in Riehls *Die Pfälzer* (1857) wieder, in der Andreas C. Bimmer den Beginn einer „[l]andschaftlichen Volkskunde“²²⁶ sieht. Differenzierungen, so Bimmer, erfolgten allenfalls nach (ständischen) Berufsgruppen, nach Konfessionen oder nach Geschlecht.²²⁷

220 Willkomm (18.4.1851), S. 370.

221 Willkomm, Ernst, Frauentrachten in Nordalbingen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 94 (19.4.1851), S. 375.

222 Ders., Frauentrachten in Nordalbingen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 96 (22.4.1851), S. 382 f., hier S. 383.

223 Wietschorke, Jens, Urbane Volkstypen. Zur Folklorisierung der Stadt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 110 (2014), Heft 2, S. 215–242, hier S. 215. Vgl. auch Kapitel 5.2.

224 Ebd.

225 Vgl. dazu auch die Beschreibung „Der schweizerische Festmonat“ (in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 195 (15.8.1849), S. 778 f.). Darin wird klar hierarchisiert zwischen dem vom Verlust bedrohten ‚Volksfest‘ und dem ‚aristokratischen‘ Sängersfest (vgl. ebd., S. 779). Vgl. auch „Schilderungen aus der Oberlausitz“, in der Willkomm mitunter zwischen Bauern, Weber und Bürgertum unterschied.

226 Vgl. Bimmer (2001), S. 313 f.

227 Bei dem Schriftsteller Ernst Willkomm sind es die Frauen, die weiterhin Tracht tragen, während sich Männer modischer kleiden. Die Frau wurde damit zur Wahrerin der Tradition, während der Mann für Moderne und Aufbruch stand (s. 5.3). In diesem Beispiel

Die journalistischen Darstellungen von ‚Sitten und Gebräuchen‘, das haben die Beispiele gezeigt, griffen einerseits auf einen bestehenden, von der ‚Protostatistik‘ geprägten Diskurs zurück und integrierten deren Darstellungsformen und Themen. Während Stagl für die ‚Protostatistik‘ allerdings festhielt, dass es sich dabei in erster Linie um Deskriptionen und weniger um Analysen handelte, hatten die publizistischen Beschreibungen des ‚Volkslebens‘ auch eine analytische Funktion: Sie produzierten und bildeten gesellschaftliche Ordnungen und boten Informationen über (vermeintlich) historisch gewachsene Einheiten. Damit prägten sie einen Blick auf jene Themen, die bei der Institutionalisierung der Volkskunde aufgegriffen und verwissenschaftlicht wurden. Die publizistischen Beschreibungen lassen sich damit als Bindeglied zwischen den beiden Wissenschaftstraditionen des ausgehenden 18. und des ausgehenden 19. Jahrhunderts sowie als Blaupause betrachten, in der ‚volkskundliche‘ Themen erarbeitet und Perspektiven geprägt wurden. Während die kulturpessimistisch-romantischen Charakterisierungen als Entwicklungsstrang in der Fachgeschichte der Volkskunde und seiner Nachfolgefächer lange dominierten, wird mit den hier hinzugezogenen Beispielen aus dem *Morgenblatt* jener Blick gestärkt, in dem ‚Bräuche und Sitten‘ aus einer gegenwartsbezogeneren und weniger die Ländlichkeit und Bauernschaft glorifizierenden Perspektive beschrieben wurden.²²⁸

3.3 Prädisziplinäre ‚volkskundliche‘ Akteure

Zwei Literaten, die sich im *Morgenblatt* wiederholt ‚volkskundlichen‘ Themen zuwandten, waren Joseph Friedrich Lentner (1814–1852) und Ludwig Steub (1812–1888). Sie werden im Folgenden als Wissensarbeiter in den Blick genommen. Dass die beiden Personen in der heutigen Fachgeschichte weitgehend unbekannt sind, lässt sich mit ihrer fehlenden Einbindung in akademische Kontexte und ihrer primär journalistisch-literarischen Tätigkeit erklären. Denn mit dem ‚Abschied

wurde der Frau ein „feinere[r] Sinn für Geschmack“ zugeschrieben und „eine Art Instinkt [...], der sie lehrt, das herauszufinden, was sie gut kleidet und zu lieblicher Erhöhung ihrer Reize dient“ (Willkomm (18.4.1851), S. 370).

²²⁸ Ihre Bezugsgröße für die heutige Empirische Kulturwissenschaft wird in Kapitel vier weiter herausgearbeitet.

vom Volksleben ab den 1970er Jahren sank das Interesse an Figuren, die eine ‚klassisch volkskundliche‘ Forschung betrieben hatten, und selbst Wilhelm Heinrich Riehl wurde zum umstrittenen Gründungsvater, nachdem er erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts als solcher entdeckt worden war.²²⁹ Die Besprechung der beiden Literaten Lentner und Steub soll deshalb aber kein Plädoyer für ihre Stilisierung als Pioniere des Faches darstellen. Vielmehr ermöglicht der Blick auf Akteure jener Zeit, ihre Texte und Praktiken, das Werk Riehls in einen Kontext zu setzen. Die Zusammenschau mehrerer Akteure drängt einzelne Figuren in den Hintergrund und eröffnet den Blick auf das produzierte Wissen und einen ‚volkskundlichen Diskurs‘²³⁰, der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch durch die Presse mitgeformt wurde. Diese Vorgehensweise führt weg von der Suche nach Gründungspersonen und nimmt vielmehr die Netzwerke und Wissensmilieus in den Blick, die den Weg in eine institutionalisierte Volkskunde mit vorbereiteten. Lentner und Steub ordne ich zum einen historisch ein und beleuchte sie zum anderen als Verfasser ihrer Texte. Das gibt Aufschluss über die Frage, wer Wissen zu jener Zeit produzierte und produzieren konnte. Da beide Schriftsteller eine Vielzahl von Artikeln und Büchern verfasst hatten, werden exemplarische Veröffentlichungen herangezogen und analysiert. Die Auswahl wird von der Frage nach dem Verständnis der Literaten von gesellschaftlichen Themen und ihrem Beitrag zur Formierung volkskundlicher Themen und Fragestellungen geleitet. Am Ende der zwei Kapitel wird jeweils die Rezeption der Figuren in akademischen sowie außeruniversitären Zusammenhängen besprochen.

3.3.1 Joseph Friedrich Lentner (1814–1852): Sammelnder Forscher

Josef Friedrich Lentner war Maler und Schriftsteller und wurde in München als Sohn eines Buchhändlers geboren. 1835 zog Lentner zuerst nach Innsbruck, wo er „ein besonderes Wohlgefallen an Art und Sitte der tiro-

²²⁹ Weber-Kellermann/Bimmer/Becker (2003), S. 57.

²³⁰ Angelehnt an Osterhammels „sozialwissenschaftlicher Dauerdiskurs“ (vgl. (2010), S. 57).

ler Bauernschaft²³¹ gewann und eine „Vergnügtheit auch die Geschichte des gefeierten Alpendlandes“²³² betreffend entwickelte: „Er saß da manch schönen Tag auf dem Giggelberg, einem herrlich gelegenen Hofe [...], um in nächster Nähe seiner Liebliche zu sein und ihr Thun und Lassen zu studiren.“²³³ So berichtete sein Freund Ludwig Steub, der Novellen Lentners posthum veröffentlichte und darin eine Biografie seines „gute[n] Freund[es]“²³⁴ voranstellte. Nachdem er eine Zeit in Wien gelebt hatte, kehrte er nach München zurück und redigierte dort gemeinsam mit dem Schriftsteller Franz Trautmann (1813–1887) die Zeitschrift *Münchener Lesefrüchte*.²³⁵ Nach einem weiteren Umzug nach Prag im Jahr 1842, „faßte er [aufgrund eines Lungenleidens] den Entschluß, sich in dem warmen Thal von Meran niederzulassen und als deutscher Schriftsteller zu leben“²³⁶. Dort verbrachte er die Wintermonate als Kurgast, Schriftsteller und Maler.²³⁷ 1846 wurde Lentner vom damaligen Kronprinzen Maximilian von Bayern (1811–1864) beauftragt, „des Baierlandes Volksthum gleichsam [zu] inventarisir[en]“²³⁸, „eine Aufgabe, wie er sie längst gewünscht“²³⁹ hatte, beschrieb Lentners Biografie Steub:

„Alles was sich in Städten und Dörfern, in allen Ortschaften zu Berg und Thal noch an altem deutschen Herkommen finden ließe, sollte der Sammler aufzeichnen, zusammentragen, vergleichen und auslegen. Lieder und Sagen, Volksmeinungen und Bauernregeln, Glauben und Aberglauben, Gebräuche im Winter und Sommer, bei Geburten, Hochzeiten

231 Steub, Ludwig, Joseph Friedrich Lentner, in: Novellen. Mit einem Lebensabriß des Verfassers von Ludwig Steub, Bd. 1: Der Plattebner und seine Kinder, Lentner, Joseph Friedrich, Stuttgart 1855, S. 1–52, hier S. 7.

232 Ebd.

233 Ebd.

234 Ebd., S. 3.

235 Ebd., S. 9 f.

236 Ebd., S. 12.

237 Holland, Hyacinth, Lentner, (Johann) Friedrich, in: Allgemeine Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz50271.html>, 1883, eingesehen am 16.1.2026. Dabei waren seine Berichte nicht immer beliebt und er wurde wiederholt von Seiten der Behörden mit Ausweisung bedroht (vgl. ebd.).

238 Steub (1855), S. 31.

239 Ebd.

und Sterbefällen, ältere und neuere Trachten, auch die Arten des Haus- und Feldbaues, kurz das ganze Thun und Lassen, in soweit es nicht das sprachliche Gebiet einschlug [...].²⁴⁰

Aufgrund Lentners frühen Todes im Jahr 1852 konnte er diese Aufgabe nicht abschließen. Das von ihm Gesammelte wurde jedoch zum Teil posthum in der *Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern* veröffentlicht.²⁴¹

Für das *Morgenblatt* hatte der Autor zwischen 1842 und 1852 mehrere Beiträge²⁴² veröffentlicht (darunter „Sagen und Geschichten aus dem Lechrain“²⁴³, „Geschichten aus den Bergen“²⁴⁴, „Ueber Volkstracht im Gebirge“²⁴⁵ und „Aus dem bayerischen Oberlande“²⁴⁶) sowie auch Lieder gesammelt²⁴⁷. Mitunter erschienen die Texte nachfolgend als eigenständige Bücher, darunter *Geschichten aus den Bergen*²⁴⁸. Im Buch wurden dabei zum einen bereits veröffentlichte Texte nachgedruckt – neben den „Geschichten aus den Bergen“ auch „Sagen und Geschichten aus dem Lechrain“ sowie „Sommerfrisch-Phantasien“ – und ergänzt. In seinem Werk produzierte Lentner prädisziplinäres ‚volkskundliches‘

240 Ebd.

241 Das Vorhaben des damaligen Kronprinzen Maximilian von Bayern, Bayern und seine Bevölkerung erfassen zu lassen, kann nicht nur mit dem Interesse an der eigenen Bevölkerung erklärt werden. Im 19. Jahrhundert wurde auch der Staat zu einem wichtigen Beobachter der eigenen Gesellschaft, so Osterhammel. Dahinter steckten häufig politische Gründe und der Wunsch, die eigene Bevölkerung zur besseren Regierbarkeit zu erfassen. Es wurden Statistiken verfasst, die neben der Beschreibung des Territoriums, seiner Hauptstadt, kirchlicher Organisationen und der Verwaltung und der Geschichte, auch Lebensweisen wie Bräuche und Trachten aufnahmen (vgl. Osterhammel (2010), S. 60 f.).

242 Für die komplette Auflistung der Texte vgl. Fischer (2000), S. 338.

243 Lentner, Joseph Friedrich, Sagen und Geschichten aus dem Lechrain, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 301–309 (17.12.1842 ff.), 311–312 (29.12.1842 f.).

244 Ders., Geschichten aus den Bergen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 259–261 (30.10.1843 ff.), 20–27 (23.1.1844 ff.), 205–208 (27.8.1846 ff.).

245 Ders., Ueber Volkstracht im Gebirge, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 138–143 (10.6.1845 ff.), 148–150 (21.6.1845 ff.), 157–160 (2.7.1845 ff.).

246 Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 179–184 (27.7.1848 ff.), 195–198 (15.5.1848 ff.), 202 f. (23.8.1848 f.), 222–225 (15.9.1848 ff.), 251–253 (19.10.1848 ff.).

247 Ders., Lieder aus Tirol, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 181 (30.7.1845), S. 721 f.

248 Nachdem sie 1844 und 1846 im *Morgenblatt* abgedruckt worden waren, wurden sie 1851 in Buchform veröffentlicht und 1881 in vierter Auflage neu verlegt.

Wissen und formierte auf diese Weise den volkskundlichen Diskurs mit. Im Folgenden wird aufgezeigt, wie Lentner Wissen erhob, welches Wissen er produzierte und welche Bedeutung ihm im fachgeschichtlichen Kontext zukommt beziehungsweise zugekommen ist.

Lentner trat in seinen Texten als wandernder und sammelnder Forscher auf. Noch bevor Riehl in den 1850er Jahren durch die Lande wanderte und Wissen über das ländliche Leben sammelte,²⁴⁹ „pilgerete“²⁵⁰ Lentner in den Sommermonaten der 1840er Jahre durch Bayern. Der wandernde Lentner zeigte einerseits eine gewisse Nähe zum Flaneur, den der Philosoph Manfred Sommer als eine Figur des Sammlers identifiziert.²⁵¹ Von Walter Benjamin (1892–1940) als zentrale Figur der Moderne beschrieben, ließ der Flaneur sich ziel- und richtungslos durch die Stadt treiben und enthüllte mit seinem aufdeckenden Blick verborgene Bedeutungen.²⁵² Wie für den Flaneur kennzeichnend, vermitteln Lentners Texte eine gewisse Beiläufigkeit und Ungebundenheit in seinen Streifzügen durch Bayern: So sind die Themen, die Lentner in seinen Ausführungen ansprach, vielfältig, durchmischt und folgen keiner ersichtlichen Ordnung. Durch Zufallsbegegnungen, so lassen sich Lentners Ausführungen lesen, kam er ins Gespräch mit Personen vor Ort.

„Durch die niedere Pforte schlüpft man zu einer zweiten noch demüthigeren, und geräht so in ein Kämmerlein, geräuchert, gebeizt und eingestaubt von den ausgetretenen Dielen des Bodens bis zu den Spinnweben der Decke. [...] auf [einem] schwachbeinigem Schemel [sitzt] ein alter Mensch, der Maler Rentsch. Er malt eben derbe Röslein auf den hölzernen Sarkophag eines Bauernmädchens. Es bedurfte wenig, um ihn zum sprechen zu bringen über die einzige Luft, fast möchten wir sagen den einzigen Zweck seines Lebens, das Theaterspielen.“²⁵³

249 Kaschuba (2012), S. 42.

250 Steub (1855), S. 32.

251 „Alles kommt auf ihn zu, alles geschieht ihm – aber nur, weil er es mit Willen und Bewußtsein auf sich zukommen und mit sich geschehen läßt. Lassen: das ist, was er tut“ (Sommer (1999), S. 328). Vgl. dazu Kapitel 3.1.3.

252 Neumeyer (1999), S. 11, 17; Lauster (2007), S. 175.

253 Lentner, Joseph Friedrich, Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 182 (31.7.1848), S. 726 f., hier S. 726 f.

Andererseits streifte Lentner nicht völlig planlos durch Bayern, sondern mit dem Ziel, die Region zu dokumentieren. Dieses Vorhaben ordnete er als Forschung ein:

„Wie für alte Sprache, altes Recht und ähnliches vielfach die lebenden Belege dort zur Hand sind, so auch für die ernstere vergleichende Betrachtung der Volkstracht, besonders in ihren Beziehungen zur Geschichte und Volkskunde. [...] Wer sich damit ernstlicher zu schaffen machen will, der genießt dieselben Vortheile, die das Gebirge auch andern Forschern bietet. – Wie für den Botaniker auf einer einzelnen Hochalpe oft die gesammte Flora der Berge wächst und der Steinkundige aus dem Runn eines Wildbaches Proben aller Gebirgsarten holt, so sammelt sich in enger Umzirkung ein ergiebiges Musterhäuflein von Kleidern und Putzdingen, wie diese den stammverschiedenen Trägern zu allen Zeiten gerecht geworden.“²⁵⁴

Sein Anliegen bestand nicht nur darin, Informationen zu sammeln. Vielmehr habe er, so zitierte ihn Steub, „die Küchenezettel der gesammten Nation studirt, [so dass er] Schneider und Näherin, Hochzeitlader und Todtengräber werden könnte in allen Gauen, ohne gegen Ritus und Mode zu sündigen“²⁵⁵. Er baute direkte Reden ein und verortete das Gebiet, welches er beschrieb, geografisch: „Um nicht von vornherein mir selbst eine allzuschwere Last abgetragener und neugiltiger Röcke aufzubürden, will ich, eh' ich sie vor den Lesern ausbreite, angeben, von woher ich sie zusammenzuholen gedenke.“²⁵⁶ Direkte Zitate im Dialekt des Gesprächspartners, wie des „unbefangene[n] Schuljungen aus besagter Eulenau“²⁵⁷, der Lentner berichtete „der Herr Lehrer ‚wär nôt so letz [...]“²⁵⁸, boten den Leser*innen Nähe zum Erlebten und machten sie selbst zu Beobachter*innen der beschriebenen Szene.

254 Lentner, Friedrich Joseph, Ueber Volkstracht im Gebirge. I., in: Morgenblatt für gebildete Leser 138 (10.6.1845), S. 549 f., hier S. 549.

255 Steub (1855), S. 33.

256 Lentner (10.6.1845), S. 549.

257 Lentner, Joseph Friedrich, Aus dem bayerischen Oberlande. 1., in: Morgenblatt für gebildete Leser 179 (27.7.1848), S. 713 f. hier S. 713.

258 Ebd.

Lentner verwendete für sein Vorhaben, die Volkstracht in ihrer Bedeutung zu untersuchen, den Begriff ‚Volkskunde‘. Mit dem Vergleich mit naturwissenschaftlichen/naturkundlichen Bestrebungen (Botanik, Steinkunde) legitimierte er den Gegenstand Tracht und den noch nicht institutionalisierten ‚volkskundlichen‘ Zugang als aussagekräftig für eine Region, wie das vorangehende Zitat belegt. Wenn bei Lentners Forschungen auch nicht von einem wissenschaftlich-systematischen Zugang gesprochen werden kann, wie wir ihn heute kennen, so fand seine Herangehensweise, seine ‚Methode‘, in seinen Texten dennoch Erwähnung und diente zur Authentifizierung des Geschriebenen: „Was ich hier erzählen werde, ist nicht erdichtet; wirklich Geschehenes versuche ich wieder zu geben, wie ich es hörte. Ich will ein paar Stücke bringen, wie sie das Leben dichtet – etwas ‚Poesie der Wirklichkeit‘, wie man heute sagt.“²⁵⁹ Wie viele bekannte ‚Volkspoesie-Sammler*innen‘ betonte Lentner etwa, Geschichten „aus dem Munde des Volks der bayerischen und tyrolischen Hochgebirge“²⁶⁰ erfahren zu haben.

Inhaltlich vereinte er volkskundliche Themen mit der romantischen Auffassung einer verschwindenden alten Welt. In seinen Darstellungen griff Lentner auf zeitgenössische Wissenschaften und Lehren wie die Protostatistik und die Physiognomie, die von der äußeren Erscheinung auf Charaktereigenschaften und soziale Merkmale zurückzuschließen versuchte,²⁶¹ zurück. Die Physiognomie wurde als Lehre im 19. Jahrhundert populär.²⁶² Anschaulich zeigen sich diese Bezüge in Lentners umfang- und thematisch abwechslungsreichen Beitrag „Aus dem bayerischen Oberlande“, der 1848 im *Morgenblatt* veröffentlicht wurde. Da Lentner seit 1846 Bayern für den späteren König Maximilian II. dokumentierte, liegt die Vermutung nahe, dass seine Ausführungen auf Daten beruhen, die er auf diesem Wege zusammengetragen hatte. In seinen Texten nahm Lentner die Lesenden mit auf seine Wanderschaft durch das bayerische Oberland. Er beschrieb darin unter anderem

259 Lentner, Joseph Friedrich, Geschichten aus den Bergen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 259 (30.10.1843), S. 1033 f., hier S. 1033.

260 Ders., Geschichten aus den Bergen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 205 (27.8.1846), S. 817 f., hier S. 817.

261 Vgl. Schwab (2016), S. 43.

262 Ebd.

Kulturstätten (kunst-)historisch²⁶³, die Natur und Gegend rund um eine Ortschaft²⁶⁴, kulturelle Angebote²⁶⁵, Wohnräume²⁶⁶ sowie die Bevölkerung. Themen, die im Wesentlichen zentralen Aspekten der protostatistischen Beschreibungen jener Zeit entsprachen.²⁶⁷ In den August-Ausgaben näherte sich Lentner der Bevölkerung an und betonte ihre ‚Reinheit‘:

„Im Volksleben gewinnen heutzutage jene Reste an Werth und Anziehungskraft, an welchen man Ursprüngliches, Eingelebtes, Ausschließliches eines Stammes zu erkennen meint. Der gesteigerte Eifer für nationales Bewußtwerden schlägt Alles sehr hoch an, was ihm Aufschlüsse gibt und Erhebung gewährt. In Deutschland sondern sich in diesem Forschen die Stämme, um so zu rechter Einigkeit zu kommen. Sie werden es oft gelesen haben, der bayerische sey der wohlerhaltenste, reinste. Besehen wir uns ein Fragment bayerischen Volkes, bei dem wir nicht weit fehlgehen werden, wenn wir Urtypisches daran zu schauen meinen.“²⁶⁸

Lentner entwarf in seinen Ausführungen ein Bild des ‚guten Wilden‘²⁶⁹. Dieser bürgerliche Blick auf Bergbewohner*innen setzt der Volkskundler Martin Scharfe in Beziehung zu einer ‚Krise der bürgerlichen Kultur‘²⁷⁰ seit der Mitte des 18. Jahrhunderts: Die Äpler*innen wur-

263 Lentner, Joseph Friedrich, Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 180 (28.7.1848), S. 719.

264 Ders. (27.7.1848), S. 714.

265 Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 181 (29.7.1848), S. 721 f., hier S. 722.

266 Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 197 (17.8.1848), S. 785 f., hier S. 785.

267 Zwischen dem 16. und 19. Jahrhundert bestanden protostatistische Auseinandersetzungen vor allem aus der Beschreibung des Territoriums und seiner Natur, einem historischen Abriss anhand der Veränderung seiner Bezeichnung, der Beschreibung der Hauptstadt mit seinen Gebäuden, seiner Verfassung, Verwaltung und kirchlichen Organisationen sowie Trachten, Bräuchen und Lebensweisen (Stagl (2015), S. 216). Vgl. auch 3.2.2.

268 Lentner, Joseph Friedrich, Aus dem bayerischen Oberlande. II., in: Morgenblatt für gebildete Leser 195 (15.8.1848), S. 777 f., hier S. 777.

269 Er verwendete den Begriff der ‚Wilden‘ auch in der Beschreibung einer Samerbergerin (vgl. ebd., S. 778).

270 Scharfe, Martin, Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750–1850, Wien-Köln-Weimar 2007, S. 68.

den – ähnlich wie außereuropäische ‚Völker‘²⁷¹ – zum Gegenbild eines dekadenten und kranken, städtischen Bürgertums.²⁷² Besondere Deutlichkeit findet dieses Bild in seiner Beschreibung der Bevölkerung am Samerberg, in der er „Urtypisches“²⁷³ zu finden glaubte und die er auch selbst als ‚Wilde‘ beschrieb. Sie sei „eines der tüchtigsten Volkshäuflein“²⁷⁴, die in „kargster Einfachheit“²⁷⁵ leben und der ihr „Hoam“²⁷⁶ das Wichtigste sei. Nachdem er ihre Geschäfte historisch eingeordnet hatte, beschrieb er eine Hochzeitsfeier. Diese sei, so Lentner, „eine Art Liebesgeschichte, [die] die vernünftige Alltagsregel durchkreuzen will“²⁷⁷. Normalerweise sei die Ehe hier „ein nothwendiges Uebel, zum mindesten ein gleichgültiger Hausbrauch“²⁷⁸. Lentner nutzte die Beschreibung eines Einzelfalls, der von einer „Gegenwarts- und Lebensnähe“²⁷⁹ zeugte, die die Volkskundlerin Ingeborg Weber-Kellermann Riehl zu- und den Romantiker*innen abspricht,²⁸⁰ um zugleich allgemeine Informationen über das gesamte ‚Volk‘, eine Hausbeschreibung²⁸¹ sowie physiognomische²⁸² und charakterliche Darlegung²⁸³, zu teilen. Anschließend führte er aus:

271 Dennoch gibt es einen zentralen Unterschied in der Bewertung der ‚Völker‘: Ist das Bild der Alpenländer*innen ein positives, schwingt in der Bewertung außereuropäischer ‚Völker‘ ein Othering und eine Exotisierung mit, die von einem rassistischen Weltbild durchdrungen ist. Vgl. auch Kapitel 5.1.

272 Vgl. Scharfe (2007), S. 68.

273 Lentner (15.8.1848), S. 777.

274 Lentner, Joseph Friedrich, Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 196 (16.8.1848), S. 782 f., hier S. 782 f.

275 Ebd., S. 783.

276 Ebd.

277 Ebd.

278 Ebd.

279 Weber-Kellermann/Bimmer/Becker (2003), S. 49.

280 Ebd.

281 Lentner (17.8.1848), S. 785.

282 „[...] vier Männer, größer als sie im flachen Land unten vorkommen, doch von eben so ungelinken, unschönen Formen, robuste, eingearbeitete Gliedmaßen, der Kopf stark, eckig, eben so die länglichen Gesichtszüge“ (ebd.).

283 „Für diese schöne Anhänglichkeit, für die wahrhafte Verehrung des Familienerbes und den Eifer, es vor entehrendem Verfall und unwürdigem Besitz zu sichern, ward mir bei meinem Besuche des Samerbergs ein lebendiger Beleg gegeben [...]“ (Lentner (16.8.1848), S. 783).

„So sind denn Sprache, Haus und Hausbrauch, Liebe zum angestammten Boden in altväterlichen Typen vorhanden. Dazu kommt aber noch manches, was Umriß und Färbung eines Musterbildes gut bayerischer Volksphysiognomie vervollständigt. Der Samererger ist ein ausdauernder, fleißiger Arbeiter, vor keiner Mühsal erschreckend, gutmüthig, hilfreich und wohlthätig oft über seine Kräfte; fromm ist er auch, hält viel auf prunkhaften Gottesdienst, und fünf Stunden ununterbrochenen Kirchenbesuchs sind ihm nicht zu viel. Größte Redlichkeit, Halten auf Wort und Glauben sind nichts seltenes, selbst im Handel, wo doch anderwärts viele weite Gewissen erfunden werden. [...] [S]ie denken schwer und behalten nur mit Anstrengung das Erworbene, obwohl für Verkehr und Handthätigkeit viel Geschick sich zeigt. Ihr Verstand ist schlecht und recht [...].“²⁸⁴

Inhaltlich zeugen seine Ausführungen von einer klar romantischen und ethnisierenden Position. Lentner ordnete die Bevölkerung über ihre Abstammung – und verwendet dafür den Begriff ‚Stamm‘, aber auch ‚Race‘²⁸⁵ – wobei er kein einheitliches nationales ‚Volk‘ zeichnete, sondern selbst innerhalb von Bayern zwischen verschiedenen Stämmen unterschied.²⁸⁶ Diese Komponenten werden auch in seinen Naturmetaphern deutlich. Sie verweisen auf eine Biologisierung der Kategorie ‚Volk‘, welche bei Herder ihren Ausgangspunkt gefunden hatte.²⁸⁷

Wesentlich in diesem ethnisierenden beziehungsweise kulturpessimistischen Narrativ waren die Berge als zentraler Ort des Bewahrens. Abgeschiedenheit versprach laut Lentner eine Art Konservierung der Urtümlichkeit:

284 Lentner, Joseph Friedrich, Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 198 (18.8.1848), S. 790 f.

285 Siehe nachstehendes Zitat.

286 Vergleiche hierzu auch Kapitel 3.2.2.

287 Herder verwendete zur Beschreibung von ‚Völkern‘ organologische Metaphern, die eine natürliche Trennung jener durch Sprache, Sitten und Bräuche veranschaulichen sollte (vgl. Jansen, Christian/Borggräfe, Henning, Nation – Nationalität – Nationalismus, Frankfurt am Main 2007, S. 40). Auch bei Lentner war die Vermischung von ‚Völkern‘ negativ konnotiert, wie das nachstehende Zitat belegt.

„Die Samerberger sind nur ein leztes Aestlein aus dem Kernstocke des bayerischen Stammes. Derselbe erscheint heute in einer durch Wohnort und Bildungsgeschichte bestimmten unverkennbaren Scheidung in zwei Hälften. Die eine, an Zahl überwiegende, auch im Blute unreinere verbreitet sich über das ebene Land südlich der Donau mit geringem Uebersprung auf's linke Ufer, von West nach Ost, vom Lech bis über die Ens hinaus. Hier wohnt der Bayer der Fläche. In den Bergen aber sitzt die viel kleinere zweite Hälfte [...]. [...] Es ist vor allem die physische Beschaffenheit, welche den Bewohner des bezeichneten Landestheils seinem Stammesbruder in der Ebene vortheilhaft gegenüberstellt. Dauerbar, langlebig, bei härtester Arbeit und mäßiger Nahrung, ist der Bayer im Allgemeinen, aber der Oberländer ist bei aller Rüstigkeit und Kraft gelenk und rührig. Der flachländische Bayer ist meist unschön; im Gebirge dagegen sind schöne Gestalten und Gesichtszüge nichts Seltenes; ein regelmäßiges Oval, ein wohlgebauter Leib von oft mächtigem Maße kommen im Durchschnitt allen zu. [...] Wir heben diesen körperlichen Vorzug der kleineren Hälfte, die Schönheit der Race darum hervor, da im Charakter des bayerischen Stammes und das sinnliche Element als das wesentlich hervorragende erscheint.“²⁸⁸

Der Berg wird in dieser Erzählung zum Bewahrer, zum Beispiel von Trachten:

„Was in den Ebenen längst verschwemmt und überfluthet worden, bewahren uns die Berge. In ihrem Schooße barg sich die urzeitliche Thier- und Pflanzenwelt, in ihren Herzkammern pocht ein dauerbareres Leben, und mit den kräftigeren Menschen erreicht dort ihre Art und Sitte ein höheres Alter. Von manchem, das im offenen Land und Leben allen Boden verloren, finden wir die unversehrten Wurzeln, und aus ihnen sehen wir, wenn auch oft arg beschnitten oder von fremdem Unkraut überwuchert, die grünsten Triebe keimen.“²⁸⁹

288 Lentner (18.8.1848), S. 791.

289 Ders. (10.6.1845), S. 549.

Lentner prägte mit seinem Bild des Gebirges ein Narrativ des 19. Jahrhunderts, das den Berg mit seiner Natürlichkeit und Ursprünglichkeit in einen Gegensatz zu der schnellen Veränderung in den Städten stellte. Die Berge waren für Lentner auch der Ort, an dem die ‚Volkspoesie‘ vor dem Verschwinden bewahrt werden konnte. Einführend zu den „Sagen aus dem Lechrain“ formulierte er:

„Wenn nun aber auch das Märchen Abschied nimmt, nebst seiner Schwester, der Sage, an der ohnedem die Gelehrten so viel zu tadeln haben, so gibt es dennoch im deutschen Vaterland allerlei Winkel und Stellen, wo die Verbannten sich blicken lassen und gerne verweilen, und solch ein Plätzchen ist auch meine Heimath, der Lechrain.“²⁹⁰

Lentners Texte als ganzes Werk betrachtet, geben Einblick in Themen, die am Ende des Jahrhunderts als Teil des volkskundlichen Kanons etabliert wurden: Trachten, Bauweisen, Feiertage und Sitten²⁹¹, Handwerk²⁹², Religion²⁹³, Erzähl- und Liedformen. In populär(wissenschaftlich)en Kontexten werden Lentners Werke bis in die Gegenwart veröffentlicht und herangezogen. Besonders im Kontext regionaler ‚Laienvolkskunde‘²⁹⁴ wurden und werden sie vereinnahmt. 1988 veröffentlichte die *Sänger- und Musikantenzeitung* einen Artikel unter dem Titel „Berchtesgadener Volksleben um 1850. Auszüge aus Friedrich Joseph Lentners Landesbeschreibung um die Mitte des 19. Jahrhunderts“.²⁹⁵ Paul Ernst Rattelmüller, ‚Heimatpfleger‘ und ehemaliger Mitarbeiter beim *Bayerischen Rundfunk*, publizierte in den 1980er Jahren unter dem Titel *Bavaria. Land und Leute im 19. Jahrhundert* Texte Lentners in den drei

290 Lentner, Joseph Friedrich, Sagen und Geschichten aus dem Lechrain, in: Morgenblatt für gebildete Leser 301 (17.12.1842), S. 1201 f., hier S. 1201.

291 Vgl. Lentner, Joseph Friedrich, Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 223 (16.9.1848), S. 890 f.

292 Vgl. ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 253 (21.10.1848), S. 1009 f.

293 Vgl. Ebd., S. 1010.

294 Zum Begriff ‚Lai(e)‘ und seiner Problematik vgl. den Absatz zu *Akteur*innen* im Abschnitt *Wissen als Analyse-kategorie und Aufbau der Arbeit* (s. 1).

295 Berchtesgadener Volksleben um 1850. Auszüge aus Joseph Friedrich Lentners Landesbeschreibung um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in: *Sänger- und Musikantenzeitung* 31 (1988), S. 151–161.

Bänden *Oberbayern: Von Almen, Schützen, Wirtshäusern, Märkten etc. etc.* (1987), *Oberbayern: Die Landgerichte der Voralpen* sowie *Oberbayern: Die Landgerichte im Gebirge* (beide 1988).²⁹⁶

In den volkskundlichen Nachfolgefächern ist Lentner heute kaum mehr bekannt.²⁹⁷ Dabei war er noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts rezipiert worden: 1905 publizierte die *Zeitschrift für österreichische Volkskunde* Teile von Lentners Abhandlung „Über Volkstracht im Gebirge“²⁹⁸ und ergänzte den ursprünglich 1845 im *Morgenblatt* abgedruckten Text mit Illustrationen. Die Redaktion der *Zeitschrift für österreichische Volkskunde* merkte in einer Fußnote an:

„Vorstehender die Trachten Tirols, Vorarlbergs und Oberbayerns vergleichend zusammenfassender Aufsatz hat, obwohl durch die Trachtengeschichte in einigen Punkten überholt, auch noch heute hohen Wert, weshalb derselbe an dieser Stelle, wenn auch sehr verspätet, zum Abdruck gelangt.“²⁹⁹

Der Volkskundler Leopold Schmidt (1912–1981) nannte Lentners Ausführungen in seiner 1951 veröffentlichten *Geschichte der österreichischen Volkskunde* „wegweisend“³⁰⁰.

Teile von Lentners Arbeit haben bis heute wissenschaftliche Relevanz, wobei der Autor selbst weitestgehend hinter dem produzierten Wissen und dem Diskurs verschwunden ist. Als nachhaltigstes und bekanntestes Beispiel ist die *Bavaria. Landes- und Volkskunde des*

296 Lentner, Joseph Friedrich, *Bavaria. Land und Leute im 19. Jahrhundert. Oberbayern: Von Almen, Schützen, Wirtshäusern, Märkten etc. etc.*, München 1987; ders., *Bavaria. Land und Leute im 19. Jahrhundert. Oberbayern: Die Landgerichte im Gebirge*, München 1988; ders., *Bavaria. Land und Leute im 19. Jahrhundert. Oberbayern: Die Landgerichte im Voralpenland*, München 1988.

297 Er findet kürzlich zum Beispiel Erwähnung im Aufsatz von Claudia Selheim, allerdings nicht als Forscher, sondern als erster Vorsteher der Kurkommission in Meran (1836 gegründet) (vgl. Selheim, Claudia, *Ein Kirchtag in Tirol. Das Innsbrucker Trachtenfest von 1894 und seine Fotografien*, in: *Bilder – Sachen – Mentalitäten: Arbeitsfelder historischer Kulturwissenschaften*, Wolfgang Brückner zum 80. Geburtstag, hrsg. v. dies./Alzheimer, Heidrun/Rausch, Fred G., Regensburg 2010, S. 481–490, hier S. 483).

298 Lentner, Joseph Friedrich, *Über die Volkstracht im Gebirge*, in: *Zeitschrift für österreichische Volkskunde XI* (1905), S. 1–16.

299 Ebd., S. 1.

300 Schmidt, Leopold, *Geschichte der österreichischen Volkskunde*, Wien 1951, S. 105.

Königreichs Bayern (1860–1867)³⁰¹ zu nennen. Lentners Name wird im Literaturverzeichnis genannt, sein Mitwirken wurde im Text über Fußnoten und direkte Zitate sichtbar gemacht.³⁰² In der Fußnote zu „Haus und Wohnung“ (zweites Buch, zweiter Abschnitt) vermerkte der Autor der Ausführungen, der Schriftsteller, Jurist und Historiker Felix Dahn (1834–1912):

„Das Material, welches dem zweiten und dritten Kapitel dieses Aufsatzes, sowie den weiter unten Folgenden über Trachten und Nahrung zu Grunde liegt, ist von mir zum größten Theil den ethnographischen Manuscripten entnommen, welche der für dieses Werk zu früh verstorbene Joseph Lentner im Auftrage des Königs Max II. über die altbayerischen Kreise niedergeschrieben hatte. Dabei mußte jedoch dieses nach ganz andern Gesichtspunkten gesammelte und zur Veröffentlichung in der ursprünglichen Form weder bestimmte noch taugliche Material vollständig umgearbeitet werden.“³⁰³

Zwar betonte Dahn, dass das Material Lentners für die Publikation überarbeitet werden musste, sprach ihm aber gleichzeitig eine ethnographische Perspektive zu. Die Vorarbeiten, die Lentner machte, während er Bayern „durchfuhr“ und „studierte“³⁰⁴, bildeten das Grundgerüst und den Ausgangspunkt der Textabschnitte. Bis heute ist die *Bavaria* für den volkskundlich arbeitenden Zweig der Empirischen Kulturwissenschaft von wissenschaftlicher Bedeutung, gilt sie als erste „umfassende volkskundliche Darstellung [...] aller bayerischen Regio-

301 Eine genaue Übersicht über die insgesamt fünf Bände plus Kartenband findet sich unter: Bavarikon (Hrsg.), *Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern*, online unter: <https://www.bavarikon.de/object/bav:BSB-CMS-000000000003985>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.

302 „Die Darstellung der genannten beiden Grundformen und einiger ihrer wichtigsten Unterarten wollen wir zunächst in Lentner’s eigenen lebensvollen Worten wiedergeben: [...]“ (*Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern* bearbeitet von einem Kreise bayerischer Gelehrter, Bd. 1: Ober- und Niederbayern, München 1860, S. 281, vgl. auch S. 283).

303 Ebd., S. 278 f., Fußnote.

304 Die beiden Begrifflichkeiten verwendete Lentner laut Steubs Ausführungen selbst zur Beschreibung seiner Tätigkeit (vgl. Steub (1855), S. 32).

nen³⁰⁵. Gerade diese Teile waren es, die auch auf den Vorbereitungen Lentners beruhten und die der Autor – so lässt sich vermuten – teilweise vorab im *Morgenblatt* abdrucken ließ.

3.3.2 Ludwig Steub (1812–1888): Ethnographischer Beobachter

Ludwig Steub wurde 1812 in Aichach im damaligen Oberbayern geboren. 1823 zog er mit seiner Familie nach München, wo er das Gymnasium besuchte und mit dem Studium der Philologie begann, bevor er zu Jura wechselte. Sein philologisches Interesse wird dennoch in vielen seiner später veröffentlichten Texte deutlich. Nach dem Studium war er beim Landgericht Au bei München tätig. 1834 übersiedelte er nach Griechenland und arbeitete dort bis 1836 unter König Otto (1815–1867) als Regentchaftssekretär im Staatsdienst.³⁰⁶ Über Griechenland veröffentlichte Steub seine ersten Texte im *Morgenblatt*: Im April 1839 berichtete er als „bayrische[r] Philhellen[e]“³⁰⁷ von der Piräeusstraße in Athen, ab August unter dem Titel „Leben in Athen. Des Deutschen Dienerschaft“³⁰⁸. 1841 gab er schließlich das Buch *Bilder aus Griechenland* heraus.³⁰⁹ Zurück in Bayern war Steub als Rechtsanwalt tätig und widmete sich parallel dazu seinen historischen und Sprachstudien sowie seinen literarischen Bestrebungen und schrieb für verschiedene Zeitschriften, darunter bis 1844 für das *Morgenblatt*³¹⁰ und die *Allgemeine Zeitung*.³¹¹

305 Bavarikon (Hrsg.) (o.D.).

306 Heigel, Karl Theodor von, Steub, Ludwig, in: Allgemeine Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz81365.html>, 1893, eingesehen am 16.1.2026.

307 Steub, Ludwig, Die Piräeusstrasse. (Von einem bayrischen Philhellenen.), in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 97 (23.4.1839), S. 385 f., hier S. 385.

308 Ders., Leben in Athen. Des Deutschen Dienerschaft, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 184–186 (2.8.1839 ff.), 203–206 (24.8.1839 ff.).

309 1885 wurden diese neu aufgelegt und ergänzt mit neuen Reiseberichten. Das Buch wurde auch ins Griechische übersetzt und dort „mit warmen Lobsprüchen bedacht“ (vgl. Heigel (1893)). In der Wiederauflage schwang in seinem Vorwort ein in jenen Tagen sich ausbreitender Nationalismus mit, der klar hierarchisierend wirkte: „Es klingt jetzt fast wie ein Märchen, daß vor einem halben Jahrhundert ein bairisches Landekind nach dem schönen Hellas zog, um den Griechen als ihr König die alten glanzvollen Zeiten wieder zu bringen“ (Steub, Ludwig, *Bilder aus Griechenland*. Altes und Neues, Leipzig 1885, S. III).

310 Für die komplette Auflistung der Texte vgl. Fischer (2000), S. 542.

311 Heigel (1893).

Für das Projekt *Deutschland im 19. Jahrhundert* des Stuttgarter Professors Bauer³¹² wurde Steub 1842 beauftragt, die Grafschaft Tirol bis Vorarlberg zu beschreiben.³¹³ Seine Aufgabe war es,

„[...] hinsichtlich des Lebens und der Sitten der Bewohner, wie der Stufe, worauf Wissenschaft, Kunst und Gewerbe daselbst stehen, in Form einer Reisebeschreibung oder in einer andern ihnen [den Mitarbeitern des Projekts] besonders zusagenden Darstellungsweise gründlich, ansprechend und im deutschen Sinne [zu] schildern [...]“³¹⁴

Das Projekt wurde zwar nicht umgesetzt, doch veröffentlichte Steub Teile seiner Ergebnisse in der *Allgemeinen Zeitung* und schließlich, nach weiteren Aufenthalten in Tirol, in seinem berühmtesten Buch *Drei Sommer in Tirol*. Während seines dortigen Aufenthalts lernte er unter anderem Joseph Friedrich Lentner kennen. Neben seinen Beschreibungen von Land und Leuten, nahm Steub auch sprachwissenschaftliche Studien auf.³¹⁵ 1843 promovierte Steub sich mit der Arbeit *Ueber die Urbewohner Rhätians und ihren Zusammenhang mit den Etruskern* zum Doktor der Philosophie. Neben seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt und Notar veröffentlichte er weiterhin Texte und widmete sich nach Beendigung seiner Karriere als Notar 1880 landeskundlichen Themen, etwa in *Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen* (1885) und *Zur Ethnologie der deutschen Alpen* (1887).³¹⁶ Bis zu seinem Tod im Jahr 1888 schrieb Steub Texte für verschiedene Publikationsorgane, teilweise klar literarisch, teilweise mit wissenschaftlichem Anspruch. Wie dieser biografische Abriss bereits andeutet, finden sich in seinen Arbeiten zahl-

312 Es waren keine weiterführenden Informationen zur Person auffindbar.

313 Für Westfalen wurde der Literat Levin Schücking angefragt, der dabei von Anette Droste-Hülshoff unterstützt wurde. Beide waren ebenfalls Autor*innen des *Morgenblatts* (vgl. Pohl-Weber (1966), S. 12).

314 Steub, Ludwig, *Drei Sommer in Tirol*. Erster Band, 2., verm. Aufl., Leipzig 1871, S. III. Das Buch wurde zuletzt 2020 wiederaufgelegt.

315 Heigel (1893).

316 Bayerische Staatsbibliothek/Czoik, Peter, Ludwig Steub, in: Literaturportal Bayern, online unter:

reiche ‚volkskundliche‘ sowie ethnographische Beobachtungen. In der Fachgeschichte der Volkskunde blieb Steub dennoch weitgehend unbekannt. Während in den Texten Lentners viel stärker eine kulturpessimistisch-romantische Sicht auf das ‚Volsleben‘ hervortritt, zeugen die Ansichten Steubs von einem weitaus positiveren Blick auf die zeitgenössischen Veränderungen und einer feinen Beobachtungsgabe. Gerade seine späten Publikationen, vornehmlich aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, veranschaulichen außerdem die enge Verknüpfung von Literatur/Journalismus und Wissenschaft. Sie umfassen sowohl literarische Texte als auch wissenschaftliche Abhandlungen.

Mit ‚volkskundlichen‘ Themen, wie ‚Bräuchen und Sitten‘ beschäftigte sich Steub unter anderem in mehreren Texten über und aus Bayern, das er sich wandernd erschloss. So berichtete er unter anderem „aus dem bayrischen Hochlande“³¹⁷, „[a]us der Gegend von Reichenhall in Bayern“³¹⁸ und in Korrespondenznachrichten aus Dießen am Ammersee und aus Peißenberg³¹⁹. Sein Fokus lag auf der Beschreibung der Landschaft, wobei er gerade in seinen Korrespondenznachrichten die Ortschaften und Gegenden auch (kultur-)historisch einordnete und ‚volkskundliche‘ Themengebiete anschnitt, zum Beispiel den Aberglauben. Über Grafenraht, eine, „vielbesuchte Wahlfahrt“³²⁰, berichtete er zum Beispiel

„Der heilige Graf Rath, dessen modernde Gebeine hier in ritterlichem Schmucke mit Krone und Wappenrock in einem Glaskasten zur schauernden Verehrung ausgestellt sind, [...] wird von dem Landvolke der Umgebung in den verschiedensten Nöthen angerufen, und soll laut der volksthümlichen ‚Lebensgeschichte,‘ welche 1839 zu Kaufbeuren gedruckt wurde, in dem kurzen Zeitraum von 191 Jahren mehr als fünf-

317 Steub, Ludwig, Aus dem bayrischen Hochlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 299–305 (15.12.1840 ff.), 311–313 (29.12.1840 ff.), 24 f. (28.1.1841 f.), 27–30 (1.2.1841 ff.).

318 Ders., Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern, in: Morgenblatt für gebildete Leser 283–285, 287–291 (26.11.1841 ff.).

319 Ders., Dießen am Ammersee, August, in: Morgenblatt für gebildete Leser 202–206 (24.8.1842 ff.); ders., Peißenberg, September, in: Morgenblatt für gebildete Leser 230–233 (26.9.1842 ff.).

320 Steub, Ludwig, Dießen am Ammersee, August. (Fortsetzung.). Grafenraht. – Greifenberg, in: Morgenblatt für gebildete Leser 203 (25.8.1842), S. 812.

zehntausend Wunder gewirkt haben; dessen zum Zeugniß sind in der Kirche eine Anzahl Krücken zu sehen, deren ehemalige Besitzer gesund davongingen und diese Zeichen ihrer Krüppelhaftigkeit zum Andenken zurückließen [...].³²¹

In diesen ‚volkskundlichen‘ Charakterisierungen nahm Steub die Veränderungen jener Zeit wahr und in seine Ausführungen auf. Dabei drückte er mitunter sein Bedauern darüber aus, zum Beispiel in Bezug auf die Verdrängung der Tracht in Jachenau, denn „[m]it den Eigenthümlichkeiten der Tracht schwinden die der Sitten, und auch die alte volle Sprache der Bojoaren wird verklingen“³²².

Insgesamt fällt Steub weniger durch eine romantisierende Huldigung der Landbevölkerung auf, als durch seine feine Beobachtungsgabe, etwa in Bezug auf Reichenhalls Sagenreichtum und den Umgang mit ihm:

„Diese Geschichten nun erzählen der Seebühler und seine Altersgenossen einfach, treuherzig und ohne alle Zweifellei. Sie mäckeln nicht daran und scheinen wenigstens geneigt, sie in so lange für wahr zu halten, als ihnen nicht das Gegentheil bewiesen wird. Die Leute mittlern Alters vermeiden es, sich entschieden über ihre Glaubwürdigkeit auszusprechen, die reifere Schuljugend aber lacht dazu ganz unverholen. Der halbe Unglaube der Einen und das Lachen der Andern ficht aber den Seebühler eben so wenig an, als wenn ihn die junge Frau Kaitlwirthin das ‚Lügenhaferl‘ nennt, was man zu hochdeutsch etwa mit ‚Lügentöpfchen‘ wiedergeben könnte.“³²³

Szenenhafte und lebensnahe Beschreibungen werden besonders in seinen städtischen Korrespondenzen aus München sichtbar. Im Zentrum standen dabei ‚Volksfeste‘, wie der Karneval oder das Oktoberfest sowie andere Festlichkeiten, beispielsweise Allerseelen und Weihnachten. Auch wenn Steub in erster Linie als Reiseschriftsteller aus Tirol bekannt ist, sind es im Besonderen diese Beschreibungen aus seinem

321 Ebd.

322 Steub, Ludwig, Aus dem bayrischen Hochlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 28 (2.2.1841), S. 109 f., hier S. 109.

323 Steub (3.12.1841), S. 1555.

langjährigen Wohnort³²⁴, die von seiner Beobachtungsgabe zeugen und die Stadt als Ort des ‚Volkslebens‘ und der traditionellen, christlichen Festlichkeiten charakterisieren. Damit ergänzen sie die von Hartmann als ‚Stadtvolkskunde‘ benannten Beispiele.³²⁵ So berichtete Steub 1842 über das Allerseelenfest in München:

„Der November beginnt hier mit dem Allerseelenfeste, und dieses wird auf dem Friedhofe gefeiert. Es ist der solenne Tag, an dem sich die Lebenden der Dahingegangenen erinnern und ihre stillen Wohnungen freundlich schmücken. Blumen werden auf das Grab gestellt, grüne Kränze herumgelegt oder in den geliebten Namenszug verschlungen, die Denksteine selbst mit Flor umhängt, und in dunkelfarbigen Glaskugeln glänzen wehmüthige Lichter. Wenn eine milde Herbstsonne scheint, ist's ein schöner Gang zu diesen Gräbern, voll Auferstehungsahnung, ein Gang, dessen eindruckliche Feierlichkeit durch die Menge der Besuchenden allerdings etwas beeinträchtigt wird; denn oftmals ist ein beängstigendes Gedränge in den sonst so lautlosen Gassen des Friedhofs. An diesem Tage kommen nämlich gar Viele, die sonst dem öden Todtenfelde aus dem Wege gehen; jetzt, wo Alles von Menschen wimmelt, mag es Jedem geheimer erscheinen. [...] Manche Weise steht mit thränenschweren Augen an dem Grabe ihrer Eltern, manches tief verschleierte Frauenbild beugt sich weinend über einen blüthenreichen Leichenhügel. Viele sprengen mit leisen Klagelauten Weihwasser auf die Blumenkränze; bei den Gräbern der Wohlhabenden sitzen arme Frauen und beten mit geschlossenen Augen unaufhörliche Gebete – Alles recht rührend und feierlich. – Die ‚Seelenzeit‘ hat übrigens auch ihr Wahrzeichen. Seltsam, oder vielmehr sehr erklärlich und ein uralter Gebrauch ist es, daß auch in diesen Tagen eine Speise genannt und genossen wird, von der sonst das ganze Jahr hindurch nichts zu hören ist. An das Weihnachtsbrod, die Fastenbrezeln, die Ostereier, die Martinsgans reiht sich der Seelen-

324 Vgl. u.a. Steub, Ludwig, München, Februar. (Schluß). Carneval. – Brand, in: Morgenblatt für gebildete Leser 57 (8.3.1842), S. 227 f.; ders., München, November. Einzug der Kronprinzessin 274–277 (16.11.1842 ff.); ders., München, December. Allerseelentag. – Gemälde von Mende, in: Morgenblatt für gebildete Leser 307 (24.12.1842), S. 1227 f.; Steub (16.1.1844), S. 56.

325 Vgl. Hartmann (2001), S. 25. Ich möchte hier jedoch nicht von ‚Stadtvolkskunde‘ in dieser prädisziplinären Phase sprechen, vgl. dazu Kapitel 3.2.2.

zopf, ein rautenförmig in einander geflochtenes Backwerk aus verschiedenem Stoffe, vom einfachen Kreuzerzopfe, wie er an jedem Brodladen zu haben, bis zum comibinirtesten Kunstprodukte des Zuckerbäckers, dessen Werth bis in die Thaler steigt.³²⁶

Steub beschrieb das zeitgenössische Begehen des Feiertages und ordnete ihn ein in einen ‚uralten Gebrauch‘ und andere Festlichkeiten, wie das Weihnachtsfest oder Ostern. Seine Beschreibungen der Menschen vermitteln, anders als Lenters, keine romantische Überzeichnung des ‚Volkes‘, sondern zeugen vielmehr von Alltäglichkeit und Empathie.³²⁷

Städtische ‚Bräuche‘, so machte Steub deutlich, waren auch einer Veränderung unterlegen, die er aber, wie das Beispiel Weihnachten zeigt, nicht zwangsläufig negativ bewertete:

„Weihnachten ist wohl das schönste Fest der Christenheit, und wir Münchener dürfen uns über die Art und Weise, wie es jetzt gefeiert wird, um so mehr freuen, als hiedurch ein alter Brauch verdrängt wurde, welcher eben nicht sehr erfreulicher Natur war. Noch ist es nicht lange her, so konnte man die Familien zählen, bei welchen der heilige Christ Einkehr hielt. Beim größern Theil der Einwohner, namentlich unter der Bürgerklasse, war es der Nikolaus, welcher an diesem Abende oder am folgenden Morgen Heimsuchung hielt, – in der That eine Heimsuchung für die armen Kinder. Auch das Christkind, welches seine Gaben stillgeheim und unsichtbar auf den mit weißen Linnen bedeckten Tisch legt, bringt wohl hie und da für den lebhaften Jungen eine Ruthe mit, die jedoch, mit güldenen Kastanien und bunten Papierstreifen geschmückt, unter dem dunkelgrünen Tannengezweige just nicht mit gar grämlichem Gesichte hervorlugt. Aber der heilige Niklo, wie er genannt wurde, kam in leibhaftiger Gestalt, unter Gerassel und Kettengeklirr, mit einer hässlichen Larve, drohte und polterte, und manches Mädchen, welches vom bösen Gewissen etwas gedrückt wurde, erkrankte in der bloßen Erwartung

326 Steub (24.12.1842), S. 1227 f.

327 Dadurch zeichnen sich viele Korrespondenz-Nachrichten im *Morgenblatt* aus; als Genrebilder werden sie in Kapitel 4.1 genauer besprochen.

dieser unfreundlichen Erscheinung. Dieses Ueberbleibsel aus der Daum-schraubenzeit ist nun doch einmal aus der langen Reihe unserer Gebräuche und Mißbräuche verschwunden.³²⁸

Im Unterschied zu vielen sammelnden Romantiker*innen war es nicht das Ziel Steubs, die ‚Bräuche‘ durch das Aufschreiben festzuhalten und so vor dem Verschwinden zu bewahren. Gerade seine Beschreibung veränderter ‚Bräuche‘, wie dem Weihnachtsfest, lassen sich nicht nur inhaltlich, sondern beinahe auch in der Herangehensweise als ethnographisch bezeichnen. In der im 19. Jahrhundert beginnenden Brauchforschung war kaum Platz für solche Interpretationen, wurden die Veränderungen doch vor allem negativ bewertet.³²⁹ Steub erlaubt demnach einen alternativen Blick auf das ‚Volksleben‘ und lässt sich in jene Reihe einordnen, die der Europäische Ethnologe Rolf Lindner 2005 mit dem ‚Stadtethnographen‘ Henry Mayhew begründet hat, dessen „ethnographische Leistung der zeitgenössischen voraus“³³⁰ gewesen sei. Steub ist ein gutes Beispiel dafür, dass sich ähnliche Tendenzen auch in den deutschen Ländern zeigten.

Zugleich lässt sich der Literat auch in eine Gruppe europäischer Literat*innen des 19. Jahrhunderts einreihen, die jene zu dieser Zeit beliebten Typen-Darstellungen produzierten, die von Lauster als ‚social sketches‘ bezeichnet werden.³³¹ Diese setzten sich in Deutschland weit

328 Steub (16.1.1844), S. 56.

329 Vgl. Bimmer (2001), S. 314. Vgl. Kapitel 3.1.3.

330 Lindner (2005), S. 17. Lindner kritisiert Mayhew unter anderem jedoch wegen seiner rassistischen Weltansichten, die „[a]us heutiger Sicht die ethnographische Leistung Mayhews [entwerten]“ (ebd.). Auch bei Steub lassen sich problematische Äußerungen lesen, zum Beispiel in seinen durchwegs nationalistischen Äußerungen in seinem Buch *Herbsttage in Tirol*: „Noch zeigen die blonden Haare und die blauen Augen, von welchem Volk [die Deutschen] diese neuen Italiener ausgegangen. Aber in diesem unserm Jahrhundert ist die deutsche Zunge durch Kirche und Schule mit einem Fleiß und einem Eifer ausgerottet worden, der seines Ziels nicht verfehlen konnte. Und so legte denn ein Hauswesen nach dem andern seine Sprache ab und ging zu den Wälschen über“ (vgl. Steub, Ludwig, *Herbsttage in Tirol*, München 1867, S. 169). Dabei spricht er von ‚verlorenen‘ Dörfern und Tälern, die er bei vorangegangenen Forschungen gemahnt und gewarnt hätte: „Unsere besten Leute sind verloren und das fabelhafte Trentino ist jetzt eine moralische Macht“ (ebd., S. 170).

331 Vgl. Lauster (2007).

weniger durch,³³² waren aber auch dort von den Texten aus Frankreich und England inspiriert, wo die Literat*innen die „codes of modernity [...] down to the latest developments in sign-reading and sketch-writing“³³³ adaptierten. Steub beschäftigte sich in einer seiner Darstellungen, die auch seine erste Novelle bildete und zuerst im *Morgenblatt* veröffentlicht wurde, mit dem „Staatsdienstaspiranten“ und stellte „das leere geistlose Leben eines gewöhnlichen k[öni]g[lichen] bairischen Landgerichtspraktikanten in heiterer Ironie“³³⁴ dar. Das Leben der Staatsdienstaspiranten, so führte Steub ein, „dieser allenthalben in Deutschland verbreiteten Gattung, [sei] bisher noch gänzlich übersehen worden“³³⁵:

„In dieser Meinung haben wir uns daran gemacht, den nunmehr abgeschlossenen Lebenslauf eines jüngst Dahingegangenen zu schildern, welcher, war er auch kein Musterbild der ganzen Art, doch viele charakteristische Züge, die sonst in ihr zerstreut angetroffen werden, in sich vereinigte. Wir geben diese Skizze um so leichteren Herzens, als wir von dem Verstorbenen außer einigen Eigenthümlichkeiten nur Rühmliches zu melden haben [...]“³³⁶

Steubs ethnographischer Blick war außerdem differenzierend, etwa zwischen verschiedenen ‚Klassen‘, Geschlechtern und Regionen (› 5). Das Weihnachtsfest, welches er in seiner Münchner Korrespondenz beschrieben hat, betraf dem Literaten zufolge zum Beispiel das Bürgertum. In seiner Beschreibung des Karnevals unterschied er zwischen dem Bürgertum, den „höhere[n] Stände[n]“ und den „untern Klassen“.³³⁷ Geschlechter nahm er in ihren vermeintlich spezifischen Rollen wahr. Auf einer Bergwanderung beobachtete Steub, „deutsch[e]

332 Vgl. zu den Gründen ebd., S. 18. Lauster nennt zum Beispiel die fehlende Hauptstadt und die strenge Zensur als Gründe.

333 Ebd.

334 Steub, Ludwig, *Mein Leben*, Breslau 1884, S. 31.

335 Steub, Ludwig, *Der Staatsdienstaspirant*. Aus dem deutschen Leben, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 1 (1.1.1842), S. 2 f, hier S. 3.

336 Ebd.

337 Vgl. Steub (8.3.1842), S. 227 f.

Häuslichkeit³³⁸ bei Mädchen, und Mütter, die „kauernd malerisch auf den Felsblöcken umher[sitzen] und stricken“³³⁹ und stützte damit die dem 19. Jahrhundert typische bürgerliche Geschlechterordnung. Martin Scharfe setzt sich mit dem Bild der Frau in den Bergen auseinander und verzeichnet für das 19. Jahrhundert für die Frau eine „Reduktion [...] als Geschlechtswesen“³⁴⁰, wobei die wandernde Frau, besonders aber die Bergbewohnerin, wenig Beachtung fand.³⁴¹ Bei Steub fand die Wanderin Erwähnung.

Auch zwischen Nord- und Süddeutschen sah Steub Unterschiede, wobei er den Norddeutschen aus seiner süddeutschen Perspektive heraus kritisch beäugte. Folgendes Zitat, wie auch einige in Kapitel 3.1.3 aufgeführte Textbeispiele, zeigt, dass die Region einen wichtigen Bezugspunkt darstellte.

„Ist ein Norddeutscher dabei [bei der Wanderung], was jezt kaum mehr fehlen kann, so benützt dieser den Augenblick, stellt sich in die Mitte und deklamirt etwas, zum großen Verdruß eines andern, der die Erreichung des Zieles mit einem Sturme auf der Guitarre feiern wollte, die ihm über dem Rücken hängt, und zum nicht mindern Aerger eines Dritten, der ein Flageolet bei sich hat.“³⁴²

Steub ordnete die Gesellschaft in seinen Texten nach verschiedenen ‚Ständen‘ beziehungsweise ‚Klassen‘, nach der Herkunft und dem Geschlecht der Menschen. Seine Beschreibungen lassen sich als volkskundlich-ethnographisch bezeichnen, und zeugen von einem Verständnis für die gesellschaftlichen Veränderungen, für das ‚Brauchtum‘ und die Landschaft. Sein Blickwinkel war dabei jener eines männlichen, (klein-)bürgerlichen Süddeutschen.

338 Steub, Ludwig, Aus dem bayrischen Hochlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 26 (29.1.1841), S. 98 f., hier S. 99.

339 Ebd.

340 Scharfe (2007), S. 57.

341 Ebd., S. 58.

342 Steub, Ludwig, Aus dem bayrischen Hochlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 25 (28.1.1841), S. 93 f., hier S. 94.

Steubs spätere Werke, besonders seine Bücher, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erschienen sind, veranschaulichen, wie eng journalistische, literarische und wissenschaftliche Wissensarbeit zu jener Zeit miteinander verwoben waren. Viele der Texte, die der Literat in Büchern veröffentlichte, waren vorher von Zeitungen und Zeitschriften abgedruckt worden.³⁴³ Im Jahr 1887 gab Steub *Zur Ethnologie der deutschen Alpen* heraus: Darin vereinte er unter anderem Ausschnitte aus der *Meraner Zeitung*, einen bei der anthropologischen Gesellschaft in München gehaltenen Vortrag von 1885 sowie Ergebnisse seiner Forschungen.³⁴⁴ 1854 veröffentlichte er sein „linguistisches Hauptwerk“³⁴⁵ *Zur räthischen Ethnologie*, aufbauend auf seinem Interesse für die räthischen Alpen. In seinen Texten sprach Steub immer wieder von ‚Studien‘, bezeichnete sich selbst aber, trotz abgeschlossenem Sprachstudium, als ‚Dilettant‘:

„In jungen Jahren hab' ich zwar die Sprachwissenschaften gerne als mein künftiges Fach betrachtet und ihnen viel Zeit gewidmet, aber später kam es anders und es war mir beschieden, mehr als ein Menschenalter in den Kanzleien zu verleben. So bin ich denn leider Dilettant geblieben, aber ich habe mich immerdar bemüht, das was ich aus den Tiefen der Wissenschaft bedurfte, fleißig herauszuschöpfen und anzuwenden. Es war nicht sonderlich viel, denn die Aufgaben, denen ich nachging, waren meist leicht und klar.“³⁴⁶

Gleichzeitig machte Steub an anderer Stelle klar, dass diese Forschungen eben auch von „Liebhaber[n]“³⁴⁷ durchgeführt werden können,

343 Steub dazu in der „Vorrede“ von *Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen* (1885): „Da diese Disziplin zur Zeit so mäßige Teilnahme findet, so sollte das geringe Häuflein ihrer Pfleger wenigstens der Mühe enthoben sein, jene Abhandlungen in alten, weit zerstreuten und schwer zu beschaffenden Zeitschriften mühselig zusammenzusuchen“ (Steub, Ludwig, *Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen*, Nördlingen 1885, S. III).

344 Vgl. Steub, Ludwig, *Zur Ethnologie der deutschen Alpen*, Salzburg 1887.

345 Heigel (1893). Mit dem Thema beschäftigte er sich außerdem in *Herbsttage in Tirol* (1867). Es gehörte zu seinen zentralen Interessensfeldern.

346 Steub (1885b), S. IV.

347 Steub (1867), S. 114.

besonders bei Themen, die wenig allgemeines Interesse und Anklang fänden:

„Indessen ist die rhätische Ethnologie noch ein ziemlich neues Studium und liegt zur Zeit nur wenigen am Herzen. Auch diese wenigen sind fast alle nur als ‚Liebhaber‘ zu betrachten, die auf ihr Pensum nicht mehr Muße verwenden können, als ihnen ihre anderweitigen Berufsgeschäfte frei lassen. Wie mitunter ein bürgerlicher Leinwandhändler sich eine Wappensammlung anlegt, oder ein friedlicher Appellationsrath Schlachten malt, so treiben wir andern unsere Ethnologie.“³⁴⁸

Er vertrat damit das Verständnis einer offenen Wissenschaft, wie sie auch von Johann Georg Kohl (> 4.2.2) definiert worden war. Dennoch unterschied Steub in seinen Ausführungen klar zwischen ‚Laienwissen‘ und wissenschaftlich produziertem Wissen, wobei er ersterem eine gewisse Mittelstellung zusprach:

„Bei so mäßigen Ansprüchen verbitten wir uns nur, öffentlich als ‚Dilettanten‘ angeschnurrt zu werden, denn zuerst soll der gestrenge Richter doch immer fragen, was der neue Forscher bringt, und dann erst, ob er bei der Zunft gehörig immatriculirt sei oder nicht. Ohnehin dürfte man den Dilettanten in unserer Zeit schon deswegen ein wenig die Stange halten, weil diese Mittelwesen, gleichzeitig abstehend von den patentirten Lichtelfen der Gelehrsamkeit wie von den gewöhnlichen irdischen Dickköpfen, mit ihrer angenehmen Feder manche gute Idee und hübsche Kenntniß unter die Leute bringen und sie an der Leine der Wissenschaft mit Geschmack zu führen wissen, während die wahrhaft Gelehrten ihr Zeug oft nicht so vorzutragen verstehen, daß man’s mit Vergnügen lesen kann.“³⁴⁹

Wie auch Lentner verstand Steub die forschende Person also nicht zwangsläufig als wissenschaftlich ausgebildet und die Nähe zwischen ‚Laien‘- und Berufsforscher*innen kaum als problematisch. Das wird

348 Ebd.

349 Ebd., S. 115.

auch daran ersichtlich, dass Wissenstransfer und -auseinandersetzung über diese Grenze hinweg stattfanden. Dem ‚Dilettanten‘ wie dem Journal kamen im 19. Jahrhundert Vermittlerfunktionen zu, die (wissenschaftliches) Wissen in die Bevölkerung trugen. So entstand Steubs *Zur Landes- und Namenskunde der deutschen Alpen* in Auseinandersetzung mit zwei wissenschaftlichen Abhandlungen, deren Ergebnisse jedoch „meinen Ansichten völlig entgegengesetzt war[en]“³⁵⁰. Gleichzeitig bemängelte Steub, dass „der erste Gelehrte, der sich mit den Alpendörfern befaßte, nicht für nothwendig befunden [hat], von [s]einen Studien die mindeste Notiz zu nehmen“³⁵¹. Steub trat demnach in diesen Zitaten selbstbewusst gegenüber den akademischen Forschern auf.

Bis heute ist Steub nicht als Ethnograph oder Sprachwissenschaftler bekannt. Dabei bezeichnete sein Zeitgenosse und Historiker Felix Dahn Steubs Beschäftigung mit den Ortsnamen als „mit seltenem Scharfsinn, mit Jahrzehnte hindurch fortgeführtem Sammelfleiß und mit souveräner Beherrschung correcter Methode“³⁵² durchgeführt. In vielen seiner Bücher – zum Beispiel *Drei Sommer in Tirol* (1846), *Herbsttage in Tirol* (1867) und *Altbayerische Culturbilder* (1869) – beschrieb er ähnlich wie Riehl eigene Erlebnisse, Landschaften sowie historische und ‚volkskundliche‘ Betrachtungen.³⁵³ Außerdem trugen Steubs Buchtitel in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts vermehrt die Bezeichnungen ‚Ethnographie‘ beziehungsweise ‚Ethnologie‘.³⁵⁴ Obwohl der Ethnologe Han F. Vermeulen rückblickend klar zwischen den Termini ‚Ethnologie‘, ‚Ethnographie‘ und ‚Volkskunde‘ unterscheidet,³⁵⁵ wurden sie in der Praxis, das legt Steubs Verwendung der Bezeichnungen nahe, nicht so eindeutig voneinander getrennt. So nutzte Steub sowohl ‚ethnographisch‘ als auch ‚ethnologisch‘ als Verb und damit als Beschreibung seiner Studien.

350 Steub (1885b), S. 1.

351 Ebd.

352 Zit. n. Heigel (1893).

353 Bayerische Staatsbibliothek/Czoik (o.D.).

354 Zum Beispiel *Zur rätihischen Ethnologie* (1854), *Zur Ethnologie der deutschen Alpen* (1887) oder die Kapitel *Ethnographische Betrachtungen in Herbsttage in Tirol* (1867).

355 „Ethnography in the eighteenth century was a description of people and nations; ethnology was a general (comparative) study of the world’s peoples and nations; whereas Volkskunde [Herv. i. O.] was the study of a single people or nation” (Vermeulen (2015), S. xv). Vgl. Auch Kapitel 1.2.

Unter ‚ethnologisch‘ fasste er unter anderem „Ueberlieferungen und Sagen, Sitten und Gebräuche“³⁵⁶. Die ‚Ethnologie‘ bezeichnete er als „ein[e] Wissenschaft, die jetzt noch in den Windeln liegt“³⁵⁷.

Trotz seiner philologischen und ethnographischen Beschreibungen, seinem Interesse an volkskundlichen Themen sowie seiner durchaus kritischen Betrachtung zeitgenössischer Lebenswelten, blieb Steub in der volkskundlichen Fachgeschichte weitgehend unbekannt, sowohl nach der Institutionalisierung der ‚klassischen‘ Volkskunde als auch im Nachgang des ‚Abschieds vom Volksleben‘.³⁵⁸ Seine Texte wurden zwar in den 1970er Jahren teilweise neu aufgelegt und fanden, rezensiert durch den österreichischen Volkskundler Leopold Schmidt (1912–1981), auch Eingang in die *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*. Zu seinen im Jahr 1977 abermals veröffentlichten *Drei Sommer in Tirol* schrieb Schmidt:

„Wer sich mit der Volkskunde von Tirol beschäftigt oder mit der Geschichte der Volkskunde in Süddeutschland und Österreich, kennt seinen Steub und hat ihn für die verschiedensten Zwecke schon benützt. [...] [S]eine Feuilletons haben eben den Vorteil, leserlich zu sein, und das späterhin als volkskundlich Erfasste noch kräftig in historische und sprachgeschichtliche Erkenntnisse zu verpacken. Das schadet dem Leser auch heute noch nicht, wenn er sich auch in diesen Dingen besonders kritisch wappnen muß.“³⁵⁹

356 Steub (1867), S. 196.

357 Ebd., S. 197.

358 So erscheint er nicht im Gesamtregister der Zeitschrift für Volkskunde zwischen 1891 und 1994 (vgl. Gerndt, Helge/Roth, Klaus (Hrsg.), Gesamtregister der Zeitschrift für Volkskunde. Jahrgang 1–90 (1891–1994), Göttingen 1995). Auch in der *Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde* taucht sein Name nur vereinzelt auf. 1991 veröffentlichte die Volkskundlerin Heidrun Alzheimer eine Liste an volkskundlichen Vorläufern und Fachvertretern, in der sie sowohl Lentner als auch Steub als solche anführt (vgl. Alzheimer, Heidrun, Volkskunde in Bayern Ein biobibliographisches Lexikon der Vorläufer, Förderer und einstigen Fachvertreter, Würzburg 1991).

359 Schmidt, Leopold, Ludwig Steub, *Drei Sommer in Tirol*. Neudruck. Mit einem Vorwort von Josef Pfennigmann. Bd. I 275, Bd. II 275, Bd. III 310 Seiten. Bavarica Reprint im Süddeutschen Verlag, München 1977, in: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* XXXI/80 (1977), S. 320.

Dennoch ist es vor allem die ‚Heimatkunde‘, der Steubs Beschreibungen bis heute als romantische Projektionsfläche dienen. Zuletzt vertonte der *Bayerische Rundfunk* (BR) 2020 Steubs Alpenreisen.³⁶⁰ Die Vereinnahmung als romantischer Reiseschriftsteller wird jedoch seinem Blick auf die Zeit und die Menschen nicht gerecht, verdeutlicht das Beispiel Steub doch, wie differenziert der Blick auf ‚Volkskundliches‘ und Alltäglichkeiten in der Publizistik des 19. Jahrhunderts aussehen konnte.

3.4 Zwischenresümee: Einübung von Wissenspraktiken und die Formierung des volkskundlichen Kanons

Im vorangegangenen Kapitel habe ich zwei unterschiedliche Aspekte betrachtet, die in diesem Zwischenresümee zusammengeführt werden: Der Fokus lag zum einen auf den Praktiken beziehungsweise ‚Methoden‘ der Wissensgenerierung und zum anderen auf den volkskundlichen Themen im Spiegel des *Morgenblatts*. Beide Aspekte wurden in Bezug zur volkskundlichen Fachgeschichte (und anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen) gesetzt, um sich den die Dissertation und das Kapitel leitenden Fragen nach der Bedeutung publizistischer Gesellschaftsbeschreibungen als prädisziplinäre, ethnographische und für die Formierung der Volkskunde relevante Formate, anzunähern.

Drei zentrale Praktiken der Wissensgenerierung ließen sich aus dem *Morgenblatt* herausarbeiten: das Beobachten, Sammeln und Spazieren/Wandern beziehungsweise Reisen. Ihnen war gemeinsam, dass sie sowohl bürgerlich-moderne Praktiken jener Zeit waren als auch in unterschiedlichen Wissenschaften zur Anwendung kamen. Alle drei ‚Methoden‘, wobei in diesem publizistischen Kontext nicht von systematisch durchgeführten Vorgängen gesprochen werden kann, wurden schließlich von der Volkskunde aufgegriffen. In der publizistischen Auseinandersetzung mit dem ‚Volksleben‘ wurde auf alle drei

³⁶⁰ Vgl. BR Heimat (Hrsg.), Ludwig Steub. Alpenreisen, online unter: <https://www.br.de/radio/br-heimat/sendungen/ludwig-steub-alpenreisen-100.html>, 8.9.2020, eingesehen am 16.1.2026.

Zugänge zurückgegriffen. Mitunter erfüllten sie unterschiedliche Funktionen: Während das Sammeln als konservierende Praktik vor allem einer kulturpessimistischen wie romantischen Weltanschauung entsprach, in der es darum ging, bestimmte Bereiche des ‚Volkslebens‘ vor dem Verschwinden zu bewahren, kann dem Beobachten eine weitaus gegenwartsbezogenere Sichtweise unterstellt werden, die aus Interesse am Wandel diesen dokumentierte. Dennoch standen die ‚Methoden‘ nicht zwangsläufig im Gegensatz zueinander. Die Analyse des *Morgenblatts* verweist darauf, dass diese eindeutige Unterscheidung in der Ausführung nicht immer bestand. Am Beispiel Ludwig Steub wurde deutlich, wie diese beiden Zugänge zusammenwirkten. Inwiefern die ‚Methode‘ zur Herstellung ‚volkskundlichen‘ Wissens eher als Sammeln, wie in der volkskundlichen Fachgeschichte, oder als Beobachten, wie es Anthony Oberschall beim Beispiel Riehl annimmt, gesehen werden kann, obliegt nicht zuletzt dem eigenen fachlichen Interesse. Oberschall unternimmt in seinem Aufsatz den Versuch, romantisch-ethnographische Herangehensweisen, die Quellen und Akteure für die „Beobachtungswissenschaft“³⁶¹ Soziologie fruchtbar zu machen.³⁶² Alle drei Methoden wurden letztlich dafür verwendet, Wissen über Regionen und ihre Bevölkerung herzustellen und sie zu ethnographieren. Ist das Ethnographieren heute in erster Linie als wissenschaftliche systematische Methode bekannt, verdeutlichen die in dieser Arbeit beleuchteten Literaten Lentner und Steub, dass es sich dabei um einen zeitgenössischen Begriff handelte, der nicht nur im Kontext akademischer Forschungen Verwendung fand. So lassen sich die Artikel über ‚Volkspoesie‘ und ‚Volksleben‘ als frühe ethnographische Formate betrachten.

Mit der Analyse des *Morgenblatts* konnte die bekannte volkskundliche Fachgeschichte um eine Quellengattung ergänzt werden. Das Journal lässt sich als Spiegel jener Zeit auch in Bezug auf die Beschäftigung mit der ‚Volkspoesie‘ und dem ‚Volksleben‘ lesen: Romantische und kulturpessimistische Betrachtungen von ‚Bräuchen und Sitten‘ sowie Märchen und Sagen, die, wie Helge Gerndt anmerkt, das Narrativ bis in die heutige Empirische Kulturwissenschaft prägen, waren genauso

361 Maus (2018), S. 700.

362 Vgl. Oberschall (1997), S. 118–122.

Teil des *Morgenblatts* wie quellenkritisch-philologische Zugänge zur ‚Volkspoesie‘ und ‚orientalische‘ Märchen. Städtische, adelige und bürgerliche ‚Bräuche und Sitten‘ – von der Volkskunde weniger beachtet – wurden ebenso betrachtet wie jene des ‚einfachen Volkes‘. Der Wegfall bestimmter ‚Bräuche‘ konnte sogar als Gewinn bewertet werden. Die Beschäftigung mit Themen, die zum Ende des Jahrhunderts in der Volkskunde kanonisiert wurden, fand demnach im Spannungsfeld zwischen romantischer und aufklärerischer, kulturpessimistischer und gegenwartsorientierter Betrachtung statt. Wie diese Weltansichten und Geistesströmungen sich nicht nur widersprachen, sondern in einzelnen Artikeln sogar zusammenwirkten, lässt sich am *Morgenblatt* beispielhaft verdeutlichen.³⁶³

Die publizistischen Texte waren zudem in die wissenschaftlichen Diskurse jener Zeit eingebettet und nahmen hier eine Mittlerstellung ein: Die Literat*innen bauten Erkenntnisse und Perspektiven verschiedener Wissenschaften, wie der Protostatistik oder der Physiognomie, in ihre Texte ein. Laut Stagl waren es die Volks- und Völkerkunde, die mit der ‚Krise der Statistik‘ um 1800 den gesellschaftlichen Blick und qualitativen Zugang der Protostatistik aufgriffen. Setzt man den Beginn der Volks- und Völkerkunde als Wissenschaften jedoch in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts an, wie ich es in der vorliegenden Arbeit mache, so waren es publizistische Formate, unter anderem in Journalen, die die Motive und Themenfelder aufnahmen, ausarbeiteten und – gemeinsam mit anderen Wissenschaften wie der Philologie – die wissenschaftliche Volkskunde vorbereiteten. Diese fachgeschichtliche Einordnung folgt unter anderem den Ergebnissen der Volkskundlerin Vera Deißner, die in ihrer Dissertation die These aufstellt, dass jegliche Zuschreibungen einer volkskundlichen Wissenschaft beziehungsweise Vorgängerwissenschaft im 18. und 19. Jahrhundert eindeutig anderen Disziplinen zuzuordnen sind. Sie setzt den Beginn der akademischen Volkskunde gar erst mit den 1890er Jahren an.³⁶⁴

363 Vgl. dazu auch Kaschuba (2012), S. 28 f.

364 Vgl. Deißner (1997), S. 31. Als zentrale Figuren der volkskundlichen Fachgeschichte, die eigentlich anderen Wissenschaften angehörten, nennt Deißner Justus Möser, Jacob Grimm und Wilhelm Mannhardt (vgl. ebd.).

Joseph Friedrich Lentner und Ludwig Steub lassen sich als Ergänzung zu bereits bekannten Akteuren wie Wilhelm Heinrich Riehl betrachten und eröffnen den Blick auf ein – wenn auch homogenes – Wissensmilieu. In der (neueren) wissenschaftlichen Rezeption weitgehend in Vergessenheit geraten, lassen sich ihre Arbeiten als eine Hinführung zu Riehls *Volkskunde als Wissenschaft* betrachten. Der Abschied vom Kanon war auch ein Abschied von Akteuren, die das Fach im 19. Jahrhundert vorbereitet und Themen vorweggenommen hatten. Diese Arbeit verfolgt nur beiläufig das Ziel, diese Figuren in die Fachgeschichtsschreibung zu (re-)integrieren. Vielmehr zeigt sie auf, dass ein volkskundlicher Diskurs in journalistischen Texten mitgetragen wurde.

Literarisch-journalistische Formate waren für die Einübung, Etablierung und Verbreitung wissenskonstituierender Praktiken bedeutsam. Aber auch in die Literatur hineinwirkende wissenschaftliche Herangehensweisen, etwa solche zur Darstellung von ‚Wirklichkeit‘, beeinflussten die künstlerische Auseinandersetzung mit der Gesellschaft: Der Blick auf (vermeintliche) Tatsachen wurde auch in der Publizistik eingeübt, wenn auch weit weniger systematisch und mathematisch als von wissenschaftlichen Methoden erwartet. Das Interesse an der ‚Volkspoesie‘ oder dem ‚Volksleben‘ war dabei keineswegs neu und wurde nicht ausschließlich von der Publizistik befördert. Gerade durch sie wurden aber besonders viele (vor allem bürgerliche) Leser*innen erreicht, die wiederum die erste Generation volkskundlicher Forscher*innen beziehungsweise Wissenschaftler darstellten. Die Zeitschriften boten einen Ort des Erprobens unterschiedlicher ‚Methoden‘. Das Interesse an ‚volkskundlichen‘ Themenfeldern wurde gefestigt und es konnte sich auf diese Weise – angelehnt an Osterhammel – nicht nur ein sozialwissenschaftlicher, sondern auch ‚volkskundlicher‘ Diskurs bilden.

4 Wissen (re-)produzieren: Wissensformate und -akteur*innen

Neben dem Generieren von Wissen gehört auch das Reproduzieren zu den Praktiken der Wissensarbeit. Durch das Schreiben und Beschreiben wird Wissen erfahrbar. Am Beispiel von Formaten und Akteur*innen steht dieser Aspekt im Fokus des zweiten Hauptkapitels.¹ Die beiden Kategorien werden im Folgenden in den Kontext einer prädisziplinären Entwicklung der Sozial- und Kulturwissenschaften und der Entstehung ethnographischen Wissens gesetzt, indem Bezüge zu anderen (wissenschaftlichen) Formaten sowie Netzwerke aufgezeigt werden.

Die Europäische Ethnologin Michaela Fenske bezeichnet mit Wissensformaten „die mediale, sinnlich-ästhetische Gestaltung von Wissen entlang spezifischer Regeln und Gepflogenheiten“², deren Analyse Aufschluss über die „Vielförmigkeit ethnografischen Wissens und deren gesellschaftliche Bedeutung“³ gibt. Die Empirische Kulturwissenschaft kennt eine Vielzahl an (auch prädisziplinären) Formaten, in denen volkscundlich-ethnographisches Wissen produziert wurde.⁴ Ich beleuchte im Folgenden drei bei den Leser*innen für den Untersuchungszeitraum populäre Textformate, die in der Fachgeschichtsschreibung teilweise bekannt, teilweise neu sind: Genrebilder (> 4.1), Reisebeschreibungen (> 4.2) und sozialreformerisch-philanthropische Texte (> 4.3). Die Grenze zwischen ihnen ist fließend und die verschiedenen Muster wirkten aufeinander ein, sodass eine Unterscheidung vor allem von analytischer Bedeutung ist. Sie ermöglicht einerseits das Setzen verschiedener thematischer Schwerpunkte. Andererseits knüpfen die Texte an unterschiedliche literarische, künstlerische sowie wissenschaftliche

1 Darüber hinaus sind über Formate und Akteur*innen Wissensordnungen erfassbar (vgl. Dietzsch u.a. (2009), S. 14), ein weiterer Gegenstand der Wissensgeschichte. Ordnungen, die von den in diesem Kapitel erörterten Literat*innen mitgeformt wurden, werden teilweise nachfolgend angesprochen, ausführlicher in Kapitel fünf erörtert.

2 Fenske (2011), S. 116.

3 Dietzsch u.a. (2009), S. 14.

4 Vgl. Fenske (2011), S. 116. Konkrete Beispiele sind Enzyklopädien, Wörterbücher und Sammlungen.

Traditionen an. Nicht zuletzt haben sie in unterschiedlicher Weise Eingang in diverse Fachgeschichten gefunden. Reisebeschreibungen lassen sich in ihrer Tradition als klassisch ethnographische Quellen und als wichtige historische Bausteine der Ethnologien bezeichnen.⁵ Sozial-reformerisch-philanthropische Texte werden als Ausgangspunkt der qualitativen Sozialforschung definiert,⁶ während Genrebilder bisher außerhalb der Kunstgeschichte weitgehend unbeachtet blieben. Welche Bedeutung ihre Aufnahme in den Quellenkanon der Sozial- und Kulturwissenschaften haben kann, wird im Unterkapitel ausgeführt.

Akteur*innen⁷ bilden neben den Wissensformaten eine weitere grundlegende Dimension der Wissensproduktion. Akteur*innen wissenshistorisch zu untersuchen bedeutet Sarasin zufolge „von ihnen produzierte[s] und gehandhabte[s] Wissen und ihre Verstrickung in Diskurse“⁸ zu analysieren. Darüber – und weniger über sozialhistorische Zugänge – würde die „Verkopplung von Wissen und Macht“⁹ sichtbar. Die Historikerin Margit Szöllösi-Janze betont die Bedeutung biographischer Forschung für die Wissenschaftsgeschichte. Biographien verdeutlichen „sozioökonomisch[e], politisch[e], kulturell[e] und psychologisch[e] Koordinaten menschlichen Handelns“¹⁰ und geben Aufschluss über sozialgeschichtliche Bedingungen. Auch biographische Daten zeigen demnach Machtstrukturen der jeweiligen Zeit auf. Insgesamt finden im Folgenden sechs Literat*innen als Wissensarbeiter*innen biographisch Betrachtung und werden anhand ihrer Texte in den von ihnen jeweils mitgeprägten gesellschaftlichen Diskursen eingeordnet. Zur Stärkung des jeweiligen Arguments fanden außerdem ergänzende, den eigentlichen Untersuchungszeitraum nicht betreffende *Morgen-*

5 Vgl. u.a. Kaschuba (2012), S. 31 f.; Metz-Becker (2011); Weber-Kellermann/Bimmer/Becker (2003), S. 12.

6 Vgl. u.a. Maus (2018), S. 597–720; Oberschall (1997); für die Empirische Kulturwissenschaft: Schwab (2016), S. 51 f.

7 Im Folgenden werden die Literat*innen des *Morgenblatts* als Akteur*innen bezeichnet, dennoch geht die Arbeit nicht vom Gegensatz von aktiven Wissensvermittler*innen und passiven Wissensempfänger*innen aus, sondern von einem Wissenstransfer als Zirkulation (vgl. Kapitel 1).

8 Sarasin (2011), S. 169.

9 Ebd.

10 Szöllösi-Janze (2000), S. 20.

blatt-Artikel sowie weitere Veröffentlichungen Eingang in die Arbeit. Konkret werden Amalie Schoppe (1791–1858) und Alfred von Reumont (1808–1887) als Verfasser*innen von Genrebildern (› 4.1.1 und 4.1.2), Friedrich Wilhelm Hackländer (1816–1877) und Johann Georg Kohl (1808–1878) als Reiseschriftsteller (› 4.2.1 und 4.2.2) sowie Amely Bölte (1811–1891) und Ottilie Assing (1819–1884) als Autor*innen sozialreformersich-philanthropischer Texte besprochen (› 4.3.1 und 4.3.2).

4.1 Genrebilder: Interesse am Alltag

Der Begriff ‚Genremalerei‘ beziehungsweise ‚Genrebild‘ bezeichnete zunächst eine Gattung in der bildenden Kunst, eine Malerei, „die Szenen des Alltagslebens wieder[gab], und zwar konventionalisierte beziehungsweise traditionsgeleitete Lebensformen und Verrichtungen des ‚Volkes‘“¹¹. Im Mittelpunkt standen dabei vor allem Bürger*innen, die Bäuer*innenschaft sowie soziale Randgruppen.¹² Nach einer ersten großen Blüte in der niederländischen Malerei des 17. Jahrhunderts wurde dieses Bildthema im 19. Jahrhundert auch in den deutschen Ländern zu einer zentralen Darstellungsform.¹³ Das Interesse an der Wirklichkeit, ein „Sinn für Realität, für das Sichtbare und Tatsächliche, [ein] Verlangen nach Echtheit und Natürlichkeit“¹⁴ löste althergebrachte Darstellungsweisen, wie biblische, mythologische und historische Themen, ab.¹⁵ Die Genremalerei stellte Menschen in dem für ihre Gesellschaftsschicht typischen und charakteristischen Handeln dar. Die Bilder zeigten „allgemein menschliches, nicht etwa Einmaliges [...]“. Die Menschen treten nicht als Individuen auf, sondern als Vertreter

11 Schneider, Norbert, *Geschichte der Genremalerei. Die Entdeckung des Alltags in der Kunst der Frühen Neuzeit*, Berlin 2004, S. 7.

12 Ebd.

13 Peer, Peter, *Zur Natur des Menschen. Gedanken zur Entwicklung der Genremalerei im 19. Jahrhundert*, in: *Zur Natur des Menschen. Genremalerei des 19. und frühen 20. Jahrhunderts*. Aus der Sammlung der neuen Galerie, hrsg. v. Steinle, Christa/Danzer, Gudrun/Peer, Peter, Graz 2007, S. 30–45, hier S. 31 f.

14 Ebd., S. 32.

15 Ebd., S. 30–32.

ihres Standes, Berufs, Geschlechts, Lebensalters¹⁶. Das Dargestellte sollte für die Betrachtenden nachvollziehbar sein und an eigene Erfahrungen anknüpfen, es sollte unterhalten und belehren. In der Zeit des Biedermeier (1815–1848) wurde die Genremalerei moralisierend.¹⁷ Die „sittlich-moralische Erziehung des Menschen“¹⁸, so der Kunsthistoriker Peter Peer, wurde zu ihrer Aufgabe. Die Genremalerei war jedoch nicht sozialkritisch. Zwar machte sie Probleme der Zeit sichtbar, aber ohne eine Auseinandersetzung damit einzufordern.¹⁹

Der Begriff ‚Genrebild‘ wurde ebenso für literarische Beschreibungen jener Zeit verwendet. Seit dem 18. Jahrhundert wurden Begrifflichkeiten aus der bildenden Kunst für die Literatur entlehnt und ab dem 19. Jahrhundert verbreiteten sich die Termini ‚(Genre-)Bilder‘, ‚Skizzen‘ oder ‚Gemälde‘ in literarischen Titeln. Diese Entwicklung begründet der Literaturwissenschaftler Friedrich Sengle einerseits mit der Orientierung an Begrifflichkeiten aus der westeuropäischen Publizistik, wie ‚Sketches‘ oder ‚Sketch-book‘, und dem „Einbruch des Empirismus in die Literatur“²⁰ andererseits: „An der Malerei orientierte man sich deshalb so gern, weil diese als optische Kunst der Beobachtung früher Einlaß gewährt hatte.“²¹ Besonders den ‚Genrebildern‘ aus der späten Biedermeierzeit wohnte ein solches empirisches Potenzial inne, während die Ästhetik in den Hintergrund geriet.²² Gestützt werden kann diese Betonung der Bedeutung empirischer Zugänge von einem Zitat aus dem *Morgenblatt*. 1847 brachte das Journal Erzählungen unter dem Titel „Genrebilder aus einer kleinen Stadt“²³ heraus. „Was kann aus einem Landstädtchen Gutes kommen?“²⁴, fragte die*der Autor*in am Beginn

16 Max J. Frieländer, zit. n. Seybold, Eberhard, Das Genrebild in der deutschen Literatur. Vom Sturm und Drang bis zum Realismus (= Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur, Bd. 3), Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1967, S. 9.

17 Peer (2007), S. 31 f.

18 Ebd., S. 33.

19 Vgl. ebd.

20 Sengle (1972), S. 787.

21 Ebd.

22 Ebd., S. 788–790, 793.

23 Genrebilder aus einer kleinen Stadt, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 44–46 (20.2.1847 ff.), 75–80 (29.3.1847 ff.).

24 Genrebilder aus einer kleinen Stadt, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 44 (20.2.1847), S. 173 f., hier S. 173.

des Textes und betonte anschließend die Bedeutung eigener Erfahrungen für eine authentische Wiedergabe von Lebensverhältnissen:

„Alle Bilder, die uns bis jezt aus solchen Orten zugekommen sind, waren mehr oder weniger Karrikaturen, und wer das Leben in einer kleinen Stadt nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, der bringt meist noch den Maßstab dafür aus Kotzebueschen Lustspielen mit. [...] Es ist wahr, es fand und findet sich in solchen Kreisen manches Gerümpel, das der Geist der Zeit nur allmählig verweht; aber Manches gibt es auch, von dem ich nicht möchte, daß er es jemals hinweg nähme.“²⁵

Ab den 1840er Jahren häuften sich in Journalen Artikel, die den Begriff ‚Genrebild‘ im Titel trugen.²⁶ Das *Morgenblatt* druckte ‚Bilder‘ aus verschiedenen Regionen, Räumen und Landschaften. *Die Judenbuche*, Hauptwerk der Schriftstellerin Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848), untertitelt mit „Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen“²⁷, wurde zunächst in der Zeitschrift veröffentlicht. Alltägliche²⁸, charakteristische Darstellungen finden sich jedoch nicht nur unter Titeln wie ‚Genrebilder‘ oder ‚Sittengemälde‘, weshalb der Begriff in der vorliegenden Arbeit vielmehr als analytischer Begriff zu verstehen ist. Regelmäßig boten sich solche Darstellungen in den Korrespondenzen des *Morgenblatts*, die den Abschluss jeder Ausgabe bildeten. Es sind pro Ausgabe meistens aus zwei verschiedenen Städten oder Regionen, je über ein bis zwei Spalten lange Berichte zu verschiedenen Themenkomplexen. Die Idee hinter den Korrespondenzen, so formulierte der Herausgeber Johann Friedrich Cotta, bestand darin, „mög-

25 Ebd.

26 Und wurden dabei mitunter „zu einer publizistischen Waffe umfunktioniert“ (Sengle (1972), S. 798), die als ‚politische Genrebilder‘ bezeichnet wurden. Im *Morgenblatt* erschien zum Beispiel als solches Format die „Genrebilder aus der Pariser Revolution“ (in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 100–102 (26.4.1848 ff.).

27 Droste-Hülshoff, Annette von, *Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 96 (22.4.1842), S. 381 f.

28 Alltag wird hier verstanden als „de[r] jeweils konkret[e] Ort und die konkrete Zeit [...], in denen Kultur ‚gelebt‘ und zugleich beobachtet wird“ (Kaschuba (2012), S. 125). Soziale Akteur*innen stehen dabei im Zentrum (ebd., S. 126).

lichst kurz[e]²⁹ Nachrichten ohne „politische Tendenz“³⁰ zu bieten: „Uns intreibiren vorzüglich Kunsterscheinungen, Volkscharacterzüge, öffentliche ausgezeichnete Feste, Veränderungen die mit ausgezeichneten Personen vorgehen, Anstalten zur Beförderung der Menschen Bildung in jeder Hinsicht.“³¹ Besonders bei „Volkseigenthümlichkeiten oder Sittengemähld[e]n“³² akzeptierte Cotta einen längeren „elegant geschriebene[n] Aufsatz“³³.

In der empirisch-kulturwissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung blieb die Genremalerei als Wissensformat bisher weitgehend unbeachtet. Dabei verdeutlicht das Genrebild ein Interesse am Alltag bis mindestens in die 1830er Jahre und kann so als Quelle für eine volkscundliche-kulturwissenschaftliche Disziplingeschichtsschreibung erkenntnisreich eingesetzt werden. In die Fachgeschichte eingeordnet, lässt sich zwar argumentieren, dass dieser Strang der Alltagsbeobachtung und-beschreibung durch eine national-romantische Betrachtung von ‚Volkstümlichkeit‘ in der institutionalisierten Volkskunde einen Abbruch fand und erst in den 1960er und -70er Jahren mit dem ‚Abschied vom Volksleben‘ wiederentdeckt wurde. Dennoch lassen sich Spuren dieser Betrachtung des Alltags eben bereits im 19. Jahrhundert finden. Anhand der beiden Literat*innen Amalie Schoppe und Alfred von Reumont zeige ich nachstehend auf, wie Genrebilder im *Morgenblatt* gestaltet, mit welchen Inhalten sie gefüllt und welche Bezüge zu wissenschaftlichen Feldern durch sie hergestellt wurden.

4.1.1 Amalie Schoppe (1791–1858): Alltag und Bevölkerung in Hamburg

Die Biographie der Publizistin Amalie Schoppe ist, wie auch der Vergleich mit den beiden anderen Autorinnen in Kapitel 4.3 zeigen wird,

29 Zit. n. Fischer, Bernhard, Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände“ in der Zeit von 1807 bis 1823 und die Mitarbeit Therese Hubers, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens (1995), Bd. 43, S. 203–239, hier S. 206.

30 Ebd.

31 Ebd.

32 Ebd.

33 Ebd.

in mehrfacher Hinsicht nicht außergewöhnlich für ihre Zeit: Schoppes bürgerliche Herkunft, ihre Verbindung in literarische Netzwerke und die Bedingungen ihrer publizistischen Tätigkeit finden bei vielen anderen Autorinnen des 19. Jahrhunderts Entsprechung. Im *Morgenblatt* veröffentlichte sie Korrespondenzen zuerst aus Hamburg, dann aus New York, die Einblick in das Leben und den Alltag in den beiden Städten gaben. Die Texte aus Hamburg,³⁴ die nachfolgend besprochen werden, verdeutlichen folgende Aspekte: In ihren Genrebildern wird die empirische Herangehensweise, die der Literaturwissenschaftler Sengle für das Genre als signifikant benennt, ersichtlich. Ausgehend von Beobachtungen stellte Schoppe den Alltag im Jahres-, Tages- und historischen Verlauf dar. Sie ordnete die Gesellschaft in Gruppen und verortete sie in einer konkreten, städtischen Umgebung. Zum thematischen Standardrepertoire von Schoppe gehörten der Handel, die Literatur, das Theater und die Presse sowie die Themenfelder Verfassung, Wahlen und Reformen. Ihre Korrespondenzen, die 1840 über vier, 1841 über fünf Monate, 1848 über sechs und in den Jahren 1849 und 1850 sogar über sieben Monate hinweg erschienen, erlaubten Schoppe eine detaillierte Wiedergabe der Ereignisse der Stadt und des (sich verändernden) Alltags ihrer Bewohner*innen.³⁵ Ihre Texte sind dabei teilweise dokumentarisch und teilweise moralisch. Ihre moralisierende Berichterstattung entsprach einerseits dem Ideal der bürgerlichen Frau: Das Einfügen in die eigene Rolle beziehungsweise in die gesellschaftliche Vorstellung von Frausein gehörte im 19. Jahrhundert zur Strategie vieler Schriftstellerinnen, um als solche tätig sein zu können.³⁶ Andererseits waren Genrebilder der Biedermeierzeit per se häufig moralisierend, Unsittlichkeit und verfallende Moral gehörten zu den gängigen Motiven von Stadtbeschreibungen. Die Auflösung sozialer und mora-

34 Gerade norddeutsche Gebiete, geprägt von preußischer Sachlichkeit, das stellt Sengle fest, brachten bessere Voraussetzungen für Genrebilder als Süddeutschland. Süddeutsche Beschreibungen waren vielmehr idealisierend (Sengle (1972), S. 799). Vgl. dazu Kapitel 3.2.2 und 3.3.1.

35 Für die komplette Auflistung der Texte vgl. Fischer (2000), S. 424.

36 Vgl. Peters, Anja, „Federkriege“. Autorinnenbriefe an Hermann Hauff, Redakteur des „Morgenblatts für gebildete Stände“, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (2010), Bd. 35/Heft 1, S. 177–212, hier S. 177 f., 212; vgl. auch Zwischenresümee dieses Kapitels.

lischer Ordnungen, Alkoholismus, Putzsucht beziehungsweise Luxusbedürfnisse und Unsittlichkeit führten laut diesen Erzählungen häufig zur Verarmung der Bevölkerung.³⁷ Einen Einfluss auf Schoppes Genrebilder nahmen außerdem weitere Genres, wie die Stadtreportage oder die urbanen Volkstypendarstellungen, deren Muster und Strategien von der Literatin bewusst oder unbewusst aufgegriffen wurden. Diese Aspekte machen die Genrebilder Schoppes einerseits, nicht zuletzt für den Zweig der Stadtforschung, zu relevanten Quellen für eine prädisziplinäre Fachgeschichte. Andererseits produzierte Schoppe in ihren Texten ethnographisches Wissen, indem sie Gesellschaft beschrieb und kategorisierte.

Amalie Schoppe wurde 1791 als Tochter eines Arztes auf der Ostseeinsel Fehmarn geboren. Nach dem Tod ihres Vaters und dem Bankrott ihres Stiefvaters war sie als Hauslehrerin in Hamburg tätig. Ihre Kontakte in literarische Kreise ermöglichten ihr erste publizistische Arbeiten. Diese Netzwerke waren besonders für Frauen ein zentrales soziales Kapital, das ihnen den Einstieg in die Schriftstellerei ermöglichte.³⁸ Mit ihrem publizistischen Engagement sicherte Schoppe den finanziellen Unterhalt ihrer Familie. Sie war für über vierzig Journale teils als Autorin und teils als Herausgeberin tätig. Zwischen 1827 und 1846 gab sie das Journal *Pariser Modeblätter* heraus, zwischen 1837 und 1839 die Jugendzeitschrift *Iduna*. Daneben veröffentlichte sie über 130 Titel, unter anderem Unterhaltungsromane im Bereich der Frauen, Kinder- und Jugendliteratur, aber auch Lese-, Sagen- und Sachbücher und war als Übersetzerin tätig. Teile ihres Werks erschienen unter ihrem Pseudonym Adalbert von Scho(onen).³⁹ Die Verwendung (männli-

37 Hüctker, Dietlind, Der „Schmutz der Juden“ und die „Unsittlichkeit der Weiber“. Ein Vergleich der Repräsentationen von Armut in Stadt- und Reisebeschreibungen von Galizien und Berlin (Ende des 18./Mitte des 19. Jahrhunderts), in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 51 (2002), Heft 3, S. 351–369, hier S. 362. Vgl. auch Kapitel 5.2.

38 Vgl. dazu auch die Kapitel zu den anderen beiden Literatinnen Amely Bölte und Ottilie Assing im Unterkapitel 4.3.

39 Brinker-Gabler, Gisela/Ludwig, Karola/Wöffen, Angela, Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1800–1945, München 1986, S. 277; Gatter, Nikolaus, Schoppe (1814–17 auch Schuppe), Emerentia Catharina Amalia (auch Amalie) Sophia, geborene Weise (Pseudonyme unter anderem Adalbert von Schonen, Julius von Meerheim, Marie), in: Neue Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd11861049X.html#ndbcontent>, 2007, eingesehen am 16.1.2026.

cher) Pseudonyme war für Literatinnen im 19. Jahrhundert keine Seltenheit. Diente das Pseudonym im 18. Jahrhundert noch zur Verschleierung der eigenen Identität, war der Grund dafür im 19. Jahrhundert im Besonderen die „Verhüllung des Geschlechts der Autorin“⁴⁰. Für viele Frauen war das Publizieren eigener Texte bis ins 19. Jahrhundert hinein nur mittels Strategien – wie das Zurückgreifen auf Pseudonyme, anonymes Schreiben oder durch die Kennzeichnung der Texte als didaktisch-moralisch wertvoll – möglich, was das Publizieren als Schritt in die Öffentlichkeit auch zu einem politischen Akt machte.⁴¹ Dass sich Frauen dabei dennoch häufig in den Grenzen ihrer bürgerlichen Rolle bewegten,⁴² zeigen auch Schoppes Texte. 1851 zog sie ihrem Sohn nach Amerika hinterher. Hier gab sie Privatunterricht und verkehrte mit Professoren des *Union College*. 1851 stellte sie für Ottilie Assing (› 4.3.2), die Tochter ihrer verstorbenen Freundin, den Kontakt zum *Morgenblatt* her und unterstützte sie bei ihrer Ausreise in die USA. Schoppe verstarb 1858 in Schenectady, New York.⁴³

In ihren Hamburger Genrebildern näherte sich Schoppe der Stadt über den Alltag und Routinehandlungen an, die sich entlang von Tages-, Jahres- und historischen Verläufen vollzogen. In ihrem Schreiben wurde die Stadt zu einem sich stetig verändernden Raum, und ihre Texte somit zu Quellen für eine Alltagsgeschichte der Stadt. 1840 berichtete sie zum Beispiel von der Einführung sogenannter Pferdeomnibusse, welche das Leben vor Ort erleichterten:

„Das verflossene Jahr [...] brachte uns gegen seinen Schluß auch noch drei Omnibuslinien, denen sich bald mehrere anschließen werden. In langen, sehr eleganten und bequemen Wagen, die an jeder Seite einen Sitz für sechs Personen haben, kann man für vier Schillinge (zwei Gro-

40 Kord, Susanne, *Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft 1700–1900*, Stuttgart-Weimar 1996, S. 55.

41 Vgl. Hilmes, Carola, *Skandalgeschichten. Aspekte einer Frauenliteratur*, Königstein/Ts. 2004, S. 43, 45, 49.

42 Vahsen, Mechthilde, *Wie alles begann – Frauen um 1800*, in: *Dossier Frauenbewegung*, hrsg. v. Bundeszentrale für politische Bildung, online unter: <https://www.bpb.de/themen/gender-diversitaet/frauenbewegung/35252/wie-alles-begann-frauen-um-1800/>, 2008, eingesehen am 16.1.2026.

43 Brinker-Gabler/Ludwig/Wöffen (1986), S. 277; Gatter (2007).

schen zwei Pfennige) nicht nur die ganze Stadt durchfahren, sondern fast bis zum Ende des nahegelegenen Altona gelangen. Man kann überall ein- und aussteigen und die Fahrt geht sehr geschwind. [...] Um die Börsenzeit ist daher nur selten ein Platz in den Omnibus zu erhalten; hat ein solcher die gehörige Personenzahl aufgenommen, so wird dies durch eine aufgesteckte Fahne angezeigt. Eine hinten am Wagen angebrachte Scheibe, deren Mechanismus mir aber fremd ist, führt, zum Bes- ten der Unternehmer, eine Art von Controlle über die durch den Omni- bus beförderten Personen.⁴⁴

1850 veröffentlichte Schoppe in drei aufeinanderfolgenden Ausgaben eine Textserie mit dem Titel „Anblick der Stadt in den verschiedenen Tageszeiten“. Darin führte sie am Beispiel eines gewöhnlichen Tages in Hamburg die „Physiognomie der Stadt“⁴⁵ auf und machte deutlich, wie die Bevölkerung den Raum über den Tag verteilt mitproduzierte und veränderte: „Das Leben und Treiben einer großen Stadt“, eröffnete sie ihre Ausführungen, „hat in den verschiedenen Tageszeiten sein eigenthümliches Gepräge. Es sey mir vergönnt, in dieser Beziehung ein Bild unserer Weltstadt zu entwerfen.“⁴⁶ Ein herkömmlicher Tag beginne mit den „fleißigen Bäcker[n], welche keine Nachtruhe kennen“⁴⁷ und ihren Rufen „Brod! Brod!“⁴⁸ um fünf beziehungsweise sechs Uhr morgens, abhängig von der Jahreszeit. „Um fünf Uhr verändert sich schon die Scene und die bis dahin stillen Gassen werden

44 Schoppe, Amalie, Hamburg, Januar. (Fortsetzung.). Geldverwirrung. Fabrikswesen. Omnibus, in: Morgenblatt für gebildete Leser 116 (3.2.1840), S. 116. Daneben berichtete sie 1850 über die Gasbeleuchtung und Unfälle, die in neu beleuchteten Gebäuden passierten (Schoppe, Amalie, Hamburg, März. (Fortsetzung.). Gasbeleuchtung. – Gartenkultur. – Exreichsminister, in: Morgenblatt für gebildete Leser 64 (15.3.1850), S. 256). Auch politische Ereignisse beeinflussten ihre Berichterstattung und so waren insbesondere die Jahre ab 1848 zum einen geprägt von der Frankfurter Nationalversammlung (1848/49) und zum anderen von der Schleswig-Holsteinischen Erhebung (1848–1851) (vgl. u.a. Schoppe, Amalie, Hamburg, Januar. (Fortsetzung.). Zeitungswesen. – Blick auf Frankfurt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 26 (30.1.1849), S. 104; Schoppe, Amalie, Altona, April. Schleswig-Holsteinische Zustände, in: Morgenblatt für gebildete Leser 92 (17.4.1848), S. 368).

45 Schoppe, Amalie, Hamburg, Oktober. Anblick der Stadt in den verschiedenen Tageszeiten, in: Morgenblatt für gebildete Leser 255 (24.10.1850), S. 1020.

46 Ebd.

47 Ebd.

48 Ebd.

bereits belebt⁴⁹, etwa von Straßenarbeitern, Zimmerleuten, Schiffbauern und Gewerbeleuten. Diese eilten mit ihrem zweiten Frühstück durch die Gassen, welches um acht Uhr eingenommen wurde und „in der Regel aus Butterbrod, etwas Käse oder Speck, Wurst oder Fleisch, einem Krug Bier, leider auch aus Schnaps besteht“⁵⁰. Währenddessen warteten Fisch- und Gemüsehändler bereits vor den Toren der Stadt, teilweise seit vorangegangenen Abend. Gegen sechs Uhr wachten die Mägde der großen Häuser auf, um gegen sieben oder halb acht das erste Frühstück bereitzustellen, während auf den Gassen „charakteristisch[e] Ruf[e]“⁵¹ der verschiedenen Verkäufer*innen und um neun Uhr jene der „Principale und Commis in die Comptoirs und öffentlichen Bureaux“⁵² erklangen.

„Gegen zwölf Uhr tritt eine Pause, eine ganz auffallende Stille, ein. [...] der ‚kleine Mann‘ ißt zu Mittag, der Kaufmann, und was ihm anhängt, eilt zum Frühstück, wozu er eine Stunde Zeit hat, und das aus Butter, Brod, Käse, Fleisch u[nd] s[o] w[eiter] und zum Getränk aus Wein für die Männer, aus Thee für die Frauen besteht.“⁵³

Schoppe beschrieb des Weiteren die Vorgänge in der Börse sowie die sich im Tageslauf verändernde Stimmung in den Gassen (um fünf starteten die Mittagsgesellschaften, um acht oder neun die Abendgesellschaften, Theater und Konzerte um halb sieben/sieben). Die Handwerker hörten um sechs (Winter) beziehungsweise sieben (Sommer) mit der Arbeit auf, „man sieht sie in Schaaren, unter vergnüglichem Geplauder, ihren Wohnungen zueilen, wo die süße Ruhe und ein kräftiges Abendbrod, das oft die Stelle des Mittagessens vertritt, ihrer wartet“⁵⁴.

49 Ebd.

50 Ebd.

51 Ebd.

52 Ebd.

53 Ebd.

54 Schoppe, Amalie, Hamburg, Oktober. (Fortsetzung.). Anblick der Stadt in den verschiedenen Tageszeiten. – Verfassungssachen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 257 (26.10.1850), S. 1027 f., hier S. 1028.

„Erst zwischen zehn und elf Uhr fängt es in den Gassen an still zu werden, mit Ausnahme der schönen Promenaden um das Alsterbassin, die sich im Sommer dann erst recht beleben. Leider dienen diese herrlichen Spaziergänge, die so schön sind, wie kaum irgend eine andere Stadt sie aufzuweisen hat, Abends den Priesterinnen einer sehr unreinen Göttin zum Tummelplatze, so daß der Sittenreine sich dort im Grund in sehr schlechter Gesellschaft befindet.“⁵⁵

Auch in den Jahresverlauf der Stadt gaben die Ausführungen Schoppes den Leser*innen der Zeitschrift einen Einblick: Für den Herbst berichtete Schoppe etwa von der Gewohnheit, Verwandte oder Freunde zu besuchen, um „den geschlachteten, ausgeweideten und mit Papierkragen und Manschetten schön verzierten Hausochsen zu besehen und zu bewundern“⁵⁶, eine ‚Sitte‘, die sich „beim begüterten Mittelstande [...] erhalten [hat]“⁵⁷. „Um Weihnachten“, so Schoppe in der darauffolgenden Ausgabe, „nimmt unsere Stadt eine ganz eigenthümliche Physiognomie an, und Einiges hierüber mag zu Bezeichnung des hiesigen Lebens dienen.“⁵⁸ In der Folge beschrieb Schoppe keine besinnliche Weihnachtsfeier, sondern vielmehr eine geschäftige Zeit für Käufer und Verkäufer, „[a]lles hat vollauf zu thun, keiner hat Zeit [...]“⁵⁹.

Das städtische Leben gehörte zu den gängigen Motiven der publizistischen Beschreibungen des 19. Jahrhunderts. Die Stadt war jener Ort, an dem gesellschaftliche Transformations- und Distinktionsprozesse mit all ihren Vor- und Nachteilen am deutlichsten sichtbar wurden. Ab der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelte sich die ‚Stadtbeschreibung‘ als eigenständiges Genre: Nicht mehr nur kunsthistorische Betrachtungen von Gebäuden waren für die Lesenden interessant, sondern vielmehr der soziale und politische Wandel in der Stadt. Autor*innen übten Kritik und regten Reformen (▷ 4.3) an.⁶⁰ Ab Mitte

55 Ebd.

56 Schoppe, Amalie, Hamburg, Januar. Herbstwetter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 23 (26.1.1838), S. 91 f., hier S. 92.

57 Ebd.

58 Schoppe, Amalie, Hamburg, Januar. (Fortsetzung.). Der Christmarkt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 24 (27.1.1838), S. 96.

59 Ebd.

60 Hüchtker (2002), S. 354.

des 19. Jahrhunderts gab es aus fast allen europäischen Großstädten urbane Reportagen.⁶¹ Schoppe prägte in ihren Texten ein Bild von Hamburg, welches Narrative und Imaginationen rund um die Stadt aufgriff, diese aber genauso prägte.⁶² Für die (gegenwartsbezogene wie historische) empirisch-kulturwissenschaftliche Stadtforschung bieten Schoppes Hamburger Korrespondenzen einerseits einen wissen(schaft)s-geschichtlichen Anknüpfungspunkt für die Entstehungsgeschichte des Feldes, das bisher als männlich geprägt verstanden und verfasst wurde.⁶³ Sie bieten andererseits auch eine Perspektive für eine historische Hamburger Stadt- und Alltagsforschung. Hält der Kulturwissenschaftler Jens Wietschorke für die entstehende Stadtforschung am Ende des 19. Jahrhunderts fest, dass die „kulturell[e] Einzigartigkeit ganz bestimmter Städte“⁶⁴ nicht thematisiert wurde, nahm sich Schoppe in ihren 1836 und 1837 herausgegebenen Korrespondenzen genau das vor: „Das eigentlich Interessante an unserer wie an jeder Stadt ist das, was sie zu einem großen Individuum macht, ihr durch Geschichte und Volksart gebildeter Totalcharakter.“⁶⁵

Zum ‚Totalcharakter‘ der Stadt gehörte auch die Darstellung ihrer Bevölkerung. Dafür ging Schoppe sowohl dokumentierend als auch moralisierend vor und griff unter anderem auf Ideen aus der Physiognomie zurück:

61 Vgl. Brunt, Lodewijk, Die Stadt als Leviathan. Henry Mayhew und die Londoner Welt, in: Historische Anthropologie 3 (1995), S. 460–477, hier S. 466.

62 Vgl. Wietschorke, Jens, Anthropologie der Stadt: Konzepte und Perspektiven, in: Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch, hrsg. v. Mieg, Harald A./Heyl, Christoph, Stuttgart-Weimar 2013, S. 202–221, S. 203.

63 Beispiele für Stadtbeschreibungen, die Wietschorke nennt, sind von Männern produzierte topografische Sammelwerke im 16. und 17. Jahrhundert (vgl. (2013), S. 207), der Flaneur als Teil der historischen Städteforschung, verbunden mit den Namen Walter Benjamin (1892–1940), Edgar Allan Poe (1809–1849) oder Charles Baudelaire (1821–1867) (vgl. ebd., S. 203) und die Stadthethnographen Henry Mayhew und Charles Booth (1840–1916) im 19. Jahrhundert (ebd., S. 207).

64 Wietschorke (2013), S. 207.

65 Schoppe, Amalie, Hamburg, December. Einleitung, in: Morgenblatt für gebildete Stände 299 (14.12.1836), S. 1195 f., hier S. 1196.

„Der Menschenschlag [Hervorh. i. O.] ist, was den geborenen Hamburger betrifft, nicht schön zu nennen. Das Gesicht ist meistens breit, flach und ohne Ausdruck, der Mund groß, die Zähne ziemlich schlecht, die Nase unschön, die Backenknochen etwas hervorstehend, die Augen sind häufiger grau, als blau oder schwarz, und Kinn und Stirne klein; [...] Allen diesen Gesichtern fehlt Jugendlichkeit und Frische; Sorge, Arbeit, Leidenschaften drücken frühzeitig ihren Stempel darauf, und selten begegnet man blühenden Wangen und einer glatten Stirne, [...]. Der Volkscharakter [Hervorh. i. O.] ist im Ganzen ernst, sehr ernst.“⁶⁶

Ausgehend von dieser allgemeinen Beschreibung entwarf sie im Folgenden „Volksbilder in aufsteigender Linie“, in denen sie Bevölkerungsgruppen hierarchisierte.⁶⁷ Dafür begann sie mit der „alleruntersten Stufe“⁶⁸ mit der Wasserträgerin im Dezember 1836 und beendete ihre Ausführungen am 13. Januar 1837 mit den Ärzten. Angelehnt an Wietschorke lassen sich diese sozialen und kulturellen Figuren als ‚urbane Volkstypen‘ definieren. Als solche bezeichnet Wietschorke Straßenfiguren, welche im 19. und 20. Jahrhundert als Repräsentanten sozialer Verhältnisse und kultureller Besonderheiten europäischer Städte erzählt und imaginiert wurden. Dabei handelte es sich im Besonderen um Figuren aus den sogenannten ‚unteren Schichten‘:

„Der Blick auf das soziale Unten dient in diesen Darstellungen der Bekräftigung hegemonialer symbolischer Ordnungen des Sozialen, zugleich aber wird das Soziale zugunsten ‚kulturalistischer‘ Darstellungsmodi ausgeblendet, indem die Typen als authentisches Personal traditioneller Stadtkultur erscheinen.“⁶⁹

Bei Schoppe sind es zwar nicht ausschließlich Figuren aus den ‚unteren Schichten‘, die sie in ihren ‚Volksbildern‘ zeichnete, aber ein Fokus

⁶⁶ Dies., Hamburg, December. (Fortsetzung). Menschenschlag. Volkscharakter, in: Morgenblatt für gebildete Stände 301 (16.12.1836), S. 1203 f., hier S. 1203 f.

⁶⁷ Dies., Hamburg, December. Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 302 f. (17.12.1836 f.), 7–13 (9.1.1837 ff.).

⁶⁸ Schoppe (16.12.1836), S. 1204.

⁶⁹ Wietschorke (2014), S. 218.

lag durchaus auch auf diesen Gruppen. Erste ‚Volkstypen‘, in denen bekannte Gewerbe und Tätigkeiten in populären bildlichen Darstellungen gezeigt wurden, kamen um 1500 in Paris auf und verbreiten sich Ende des 17. Jahrhunderts als Einzelblattdrucke in Europa. In ihnen manifestierte sich ein ordnender und kategorisierender Blick auf die Gesellschaft.⁷⁰ In ihren Beschreibungen ‚urbaner Volkstypen‘ verschleierte Schoppe nicht – wie es Wietschorke für die ‚Wiener Typen‘ festhält⁷¹ – Klassenstrukturen und Herrschaftsverhältnisse. Sie malte kein horizontales Bild der ‚Typen‘, sondern setzte sie in eine klare Hierarchie, die durch sozioökonomische Bedingungen geprägt war.

Mit moralisierenden Anmerkungen verstärkte sie diese gesellschaftliche Hierarchie zusätzlich und setzte die Charaktereigenschaften und Tätigkeitsfelder in Kausalität zueinander. In Ausgabe 302/1836 beschrieb sie unter anderem die Gemüsehändlerinnen. Diese seien

„meist Bauerweiber, die mit den aufgekauften oder selbst erzielten Grünwaren wöchentlich einige Male zur Stadt kommen. [...] Ihre Tracht ist ländlich und besteht aus einem kurzen dunkeln Rock von grober Wolle, einem grüntuchenen kurzen Leibchen mit silbernen Knöpfen, einer blauen Schürze, einem schreiend rothen Halstuche, einer dunkeln kattunenen Mütze und einem runden, wie ein Deckel gestalteten Strohhute, den sie auf die Spitze des Kopfes stülpen und durch breite Bänder unter'm Kinn festhalten. Sie sind größtentheils gute, ehrliche und höfliche Geschöpfe von weniger Rede, sehen gesund und wohlgenährt aus und halten in der Regel feste Preise.“⁷²

Das Ansehen und der Charakter der Berufsgruppe stieg bei Schoppe mit ihrer Position in der gesellschaftlichen Hierarchie: Die Wasserträgerinnen charakterisierte sie als „elendeste aller menschlichen Geschöpfe“⁷³,

70 Lauster (2007), S. 153; Für Wietschorke (2014) ist dabei zentral, dass es sich bei den Beschreibungen nicht ausschließlich um Klischees oder Darstellung von ‚Wirklichkeit‘ handelte, sondern – wie am Beispiel Wien aufgezeigt – vielmehr um ein reziprokes Zusammenspiel (S. 220).

71 Vgl. Wietschorke (2014), S. 224.

72 Schoppe, Amalie, Hamburg, December. (Fortsetzung.). Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 302 (17.12.1836), S. 1207 f., hier S. 1208.

73 Schoppe (16.12.1836), S. 1204.

sie trügen „fast ohne Ausnahme den Stempel der Verworfenheit, [der] sich auf ihren abscheulichen, zum Theil vom Laster entstellten und verstümmelten Gesichtern nur zu deutlich ausspricht“⁷⁴. Man könne ihre „fleischlosen Gesichte[r] [mit] den roth gesäumten Augen, den eingedrückten Nasen kaum ohne Entsetzen ansehen“⁷⁵. Im Gegensatz dazu seien die Detaillisten, „welche den Kleinhandel treiben“⁷⁶, für ihren „unermüdliche[n] Fleiß, die Betriebsamkeit und de[n] Spekulationsgeist“⁷⁷ zu bewundern und die Kaufleute „mit recht de[r] ehrenwerthes[t[e] und ehrenvollst[e] Stand“⁷⁸ in Hamburg. Die Ärzte, die in Schoppes Aufzählung den Abschluss bildeten und damit in ihrer Rangordnung am höchsten standen, seien „regsam und geistreich, und obendrein im höchsten Grade ehrenfest“^{79, 80}.

In ihren moralisierenden Darstellungen werden einerseits die bürgerlichen Vorstellungen von Moral sowie die Verknüpfung derselben mit den Geschlechterrollen sichtbar und auch die moralisierende Funktion der ‚Genrebilder‘ an sich. Eine der Hauptsorgen Schoppes war die steigende Kriminalität, deren Gründe sie zum Beispiel in der Vermischung gesellschaftlicher ‚Schichten‘ sah, sodass sie sich unter anderem für ein Teilnahmeverbot ‚unterer Schichten‘ an Maskenbällen aussprach und auf die Verrohung der Jugendlichen ‚höherer Stände‘ durch die Verführung zum Alkoholkonsum durch ‚niedere‘ hinwies.⁸¹

74 Ebd.

75 Ebd.

76 Schoppe, Amalie, Hamburg, December. (Fortsetzung.). Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 8 (10.1.1837), S. 32.

77 Ebd.

78 Dies., Hamburg, December. (Fortsetzung.). Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 9 (11.1.1837), S. 36.

79 Dies., Hamburg, December. (Beschluß.). Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 11 (13.1.1837), S. 43 f., hier S. 43.

80 In ihren Ausführungen lässt sich auch eine Genderhierarchie feststellen: Während sich bei den Männern das Ansehen und der Charakter mit der gesellschaftlichen Position verbesserte, stellte Schoppe für die (bürgerliche) Frau fest: „[...] unsere Damen sind weder der schönere, noch der liebenswürdigere Theil unserer Bevölkerung. Woher mag das kommen? und ist die Schul- oder die häusliche Erziehung Schuld daran, daß man so wenig geistreiche, so wenig liebenswürdige Frauen unter uns antrifft? Ich glaube, daß beide gleiche Schuld tragen“ (Schoppe, Amalie, Hamburg, December. (Fortsetzung.). Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 10 (12.1.1837), S. 39 f. hier S. 40).

81 Vgl. Schoppe, Amalie, Hamburg, November. (Fortsetzung.). Sittliches Verderben der Jugend, in: Morgenblatt für gebildete Leser 299 (15.12.1840), S. 1195 f.

Biografisch mit Anja Peters und wissenshistorisch mit Philipp Sarasin argumentierend, lässt sich mit dieser moralisierenden Haltung Schoppes auch ihr langjähriges Engagement in der Zeitschrift begründen: Sarasin folgend, ordnete sich Schoppe in einen zentralen Diskurs ein und mit Peters entsprach Schoppe der Vorstellung einer schreibenden Frau. Sie erfüllte ein Ideal, wie es sich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts von Frankreich ausgehend durchgesetzt hatte, in dem Mädchen zum moralischen Geschlecht erzogen werden sollten.⁸² Sittlichkeit und Moral (vor allem im Kontext von Sexualität) gehörten zu den Anforderungen an die bürgerliche Frau. Vielmehr noch galt sittliches Verhalten als der weiblichen Natur eingeschrieben, Frauen als „Hoffnungsträgerinnen einer neuen, einer besseren Welt“⁸³. Dieser Vorstellung entsprach Schoppe mit ihren moralisierenden Texten. Mit der Moralstatistik, verbunden vor allem mit Lambert Adolphe Jacques Quetelet (1796–1874), erfuhren von ihr behandelte Themen rund um Kriminalität und Unsittlichkeit auch eine wissenschaftliche Beschäftigung. Laut Oberschall liegt in der Moralstatistik eine der Wurzeln der Soziologie.⁸⁴ Ihre Themen wurden auch publizistisch bearbeitet.

Schoppes Texte weisen wiederholt einen empirisch geprägten Zugang auf, wie zum Beispiel über Hinweise zur Wissensgenerierung (› 3.1) wiederholt herauszulesen ist. Schoppe betonte die Bedeutung längerfristiger Beobachtungen⁸⁵ (› 3.1.1) und beteuerte, „treue und auf Sachkenntniß gegründete Berichte“⁸⁶ zu geben. Mit ihnen wollte sie den „Lesern [des *Morgenblatts*] ein Bild von unserem Leben und Treiben [...], wie ich es in langjährigen Beobachtungen aufgefaßt habe“⁸⁷, anbieten. Schoppe kritisierte im Zuge dessen die Beschreibungen Ham-

82 Steinbrügge, Lieselotte, *Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung* (= Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 11), Weinheim-Basel 1987, S. 115.

83 Döcker, Ulrike, *Zur Konstruktion des ‚bürgerlichen Menschen‘. Verhaltensideale und Lebenspraxis im Prozeß der ‚Verbürgerlichung‘*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichte* 1 (1990), Heft 3, S. 7–47, hier S. 17.

84 Vgl. Oberschall (1997), S. 26, 81–83.

85 Vgl. Schoppe, Amalie, *Hamburg, Juli. Bewohner der Umgebung*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 221 (14.9.1839), S. 884.

86 Ebd.

87 Schoppe (14.12.1836), S. 1196.

burgs von Reisenden, welche nur „flüchtig[e], einseitig[e] Schilderungen“⁸⁸ „je nach dem Kreise, in denen der Reisende durch Wahl oder Zufall gerieth“⁸⁹ boten, und verfasste damit in Ansätzen bereits ein Ideal, welches später in den Ethnologien und im Credo der Empirischen Kulturwissenschaft als ‚Forschen vor der eigenen Haustür‘ institutionalisiert wurde. Daneben verwies Schoppe mit der Wahrheitsbeteuerung auf einen gängigen Topos für Schriftstellerinnen im 19. Jahrhundert als Form weiblicher Bescheidenheit in einem männlich dominierten Markt⁹⁰ und auf einen den Genrebildern inhärenten Anspruch auf eine „dargestellte empirische Wirklichkeit“⁹¹. Schoppe selbst erklärte dementsprechend ihre Aufgabe. 1839 formulierte sie:

„Wie die Kinder, im sogenannten Geduldspiele, kleine Stückchen hervorsuchen, um daraus ein ganzes Bild zusammensetzen, so möchte ich in diesen Blättern nach und nach ein getreues Gemälde Hamburgs durch meine von Zeit zu Zeit eingesandten Artikel vor das Auge der Leser stellen.“⁹²

Es war Schoppes Wunsch, eine möglichst gesamtheitliche Darstellung des Hamburger Stadtlebens zu erstellen, wobei sie selbst den Begriff des Gemäldes als Metapher heranzog. Die Darstellung sollte möglichst realitätsgetreu sein, denn

„[u]eber wenige Städte ist wohl so viel Unwahres und Fabelhaftes gesagt und geschrieben worden, wie über die unsrige, was schon darin seinen Grund hat, daß das Leben und Treiben derselben aus so verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt ist, daß eine lang fortgesetzte Beobachtung dazu gehört, beide aus dem richtigen Gesichtspunkte aufzufassen.“⁹³

88 Ebd.

89 Ebd.

90 Heuser, Magdalene, „Ich wollt dieß und das von meinem Buche sagen, und gerieth in ein Vernünfteln“. Poetologische Reflexionen in den Romanvorreden, in: Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800, hrsg. v. Gallas, Helga/Heuser, Magdalene, Tübingen 1990, S. 52–98, hier S. 56.

91 Sengle (1972), S. 794.

92 Schoppe (14.9.1839), S. 884.

93 Ebd.

In ihren Korrespondenzen gab Schoppe nicht nur Auskunft über Hamburgs Bewohner*innen und ihren im Wandel begriffenen Alltag, sondern zeichnete die Stadt für die Leser*innen des *Morgenblatts* in ihrer Einzigartigkeit nach. Dabei wurden die beschriebenen Veränderungen, wie die Durchlässigkeit gesellschaftlicher Gruppierungen, einerseits als Bedrohung wahrgenommen, oder aber, wie am Beispiel der Einführung von Omnibussen ausgeführt, als positiv sich auf das Leben der Bewohner*innen auswirkend. In ihrer Berichterstattung malte Schoppe ein Bild Hamburgs, welches sie als für den Ort charakteristisch betrachtete, und schuf so ein spezifisches Stadtwissen. Ihre empirischen Genrebilder zeugen von einem Interesse am Alltag, das im 20. Jahrhundert von verschiedenen Forschungsströmungen, wie der Chicago School, und schließlich auch in der Empirischen Kulturwissenschaft in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aufgegriffen wurde. Versteht man Wissenschaftsgeschichte und Fachgeschichte jedoch als Erzählungen von Brüchen und Diskontinuitäten, lassen sich Spuren der Alltagsforschung in den publizistischen Genrebildern des 19. Jahrhunderts entdecken.

4.1.2 Alfred von Reumont (1808–1887): Gegenwart und Vergangenheit in Rom und Florenz

Alfred von Reumont war im Gegensatz zu Amalie Schoppe nicht nur publizistisch, sondern auch wissenschaftlich tätig. Sein Beispiel verdeutlicht die enge Verknüpfung zwischen den beiden Feldern in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Seine Texte – exemplarisch werden in diesem Kapitel seine Beschreibungen aus den italienischen Städten Rom und Florenz betrachtet – waren von seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und Perspektive beeinflusst. Damit, so der Historiker Jens Petersen, stand er „zwischen einer älteren, noch ganzheitlich geprägten und literarisch wie künstlerisch inspirierten Italien-Erfahrung und der neuen wissenschaftlich objektivierten und ernüchterten Italien-Betrachtung der jüngeren Generation“⁹⁴.

⁹⁴ Petersen, Jens, Alfred von Reumont und Italien, in: Italienbilder – Deutschlandbilder. Gesammelte Aufsätze (= Italien in der Moderne, Bd. 6), ders., Köln 1999, S. 9–34, hier S. 14.

Reumont bediente in seinen Ausführungen einerseits die Erwartungen einer bürgerlichen Leser*innenschaft (und die der Redaktion), indem er zum Beispiel über italienische⁹⁵ Kunst, Literatur und Bildhauerei berichtete. Seine Korrespondenzen gaben aber auch einen Einblick in eine Bevölkerung, die über das stereotype Bild von Italiener*innen hinausging. Reumont entwarf mitunter ein differenziertes Bild der Gesellschaft, deren Bedingungen historisch gewachsen und deren Alltag und Erfahrungen von der Gegenwart beeinflusst waren. Als zwei Zäsuren finden sich bei Reumont die Revolutionen von 1848/49 als Marke für ein ‚Davor‘ und ‚Danach‘⁹⁶ sowie die Cholera 1837⁹⁷. Als ‚Genremaler‘ skizzierte er römische Feierlichkeiten und Besonderheiten sowie marginalisierte Gruppen. Seine Korrespondenzen und Texte⁹⁸ waren im Kontext seines preußischen Staatsdienstes zwischen den 1830er und den 1850er Jahren entstanden. Reumont betonte die

95 Wie Deutschland wurde auch Italien erst im Laufe des 19. Jahrhunderts (1861) als Nation ‚geeint‘.

96 In seinen Ausführungen zu „Rom im Winter 1849“: „Mit dem alten Italien ist’s für jezt zu Ende und doch ist das neue so unbehaglich, daß man sich immer wieder zu jenem wenden möchte, so vielfach auch dessen Gebrechen waren“ (Reumont, Alfred von, Rom im Winter 1849, in: Morgenblatt für gebildete Leser 1 (1.1.1850), S. 2 f., hier S. 3) und in der anschließenden Ausgabe: „Man wendet sich, wie gesagt, gerne zum alten Italien zurück, wenn nur die Gegenwart es zuläßt“ (Reumont, Alfred von, Rom im Winter 1849, in: Morgenblatt für gebildete Leser 2 (2.1.1850), S. 5 f., hier S. 6).

97 Seine Dokumentation aus dem Leben während der Cholera ist gerade im Kontext der Coronapandemie spannend und verführt Historiker*innen und Kulturwissenschaftler*innen zum Abgleich und Vergleich von heutigem mit vergangenem Geschehen. Durchaus lassen sich interessante Parallelen entdecken, etwa die Allgegenwärtigkeit des Themas („Woran denkt man? An die Cholera. Wovon redet und träumt man? Von der Cholera. Wofür sorgt man? Für die Cholera. [...] Hat man Betten in gehöriger Menge angeschafft? Sind in den Apotheken diejenigen Arzneien vorräthig, deren Anwendung [...] sich gemeinhin als wirksamsten gezeigt hat? [...]“) (Reumont, Alfred von, Rom, Ende Juli. Vorbereitungen auf die Cholera, in: Morgenblatt für gebildete Leser 195 (16.8.1837), S. 784), die Unzufriedenheit der Bevölkerung aufgrund von Quarantänemaßnahmen („In Neapel hat die Cholera gänzlich aufgehört, und wenn die Quarantänen noch nicht aufgehoben sind, so können sie um so weniger lange mehr bestehen, da das ganze Volk murret, und man im gesammten Staate die Folgen der Absperrung empfindlich spürt“) (Reumont, Alfred von, Rom, April, Girandola. Kunst und Künstler. Gemäldeausstellung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 95 (21.4.1837), S. 379 f.). Die Beschäftigung mit Reumonts Ausführungen lassen sich aus einer medizin- wie alltagshistorischen Betrachtung gewinnbringend analysieren. Dies wiederum stützt die Bedeutung der Quelle für die vorliegende Arbeit beziehungsweise das Kapitel.

98 Für die komplette Auflistung der Texte vgl. Fischer (2000), S. 403–405.

Zuverlässigkeit seiner Informationen, indem er sich von Fremden⁹⁹ und von Reiseliterat*innen abgrenzte, die durchwegs positive, klischeehaftete Zeichnung italienischer Zustände böten, die seiner Meinung nach ein Zeichen fehlender Kenntnisse bedeuteten.¹⁰⁰ Er hingegen versprach Authentizität und Kennerwissen und führte dafür etwa Zitate in italienischer Sprache an oder bezeichnete sich selbst 1840 in seiner ersten von vier Sammlungen mit Texten aus Rom (teilweise im *Morgenblatt* erschienen) als ‚Florentiner‘.¹⁰¹

Schon früh interessierte sich der 1808 im damals französischen Aachen geborene Sohn eines Mediziners für klassische und moderne Sprachen, für Literatur, Länderkunde und Geschichte. Nach dem Tod seines Vaters 1828 gab er sein Medizinstudium auf, zog als Hauslehrer nach Florenz und veröffentlichte Sagen und Geschichten aus Aachen und dem Rheinland (1829, 1837), die ihn bekannt machten. 1833 promovierte er. Sein von der Romantik geprägtes Geschichtsverständnis veränderte sich durch seinen Kontakt zu Leopold von Ranke (1795–1886)¹⁰² 1833 und wurde zu einem modernen, quellenbasierten Ansatz, der ihn in seiner Arbeit begleitete. Mit diesem Blick setzte er sich mit der Geschichte Italiens auseinander und gründete 1844 unter anderem das Journal *Archivio Storico Italiano* mit. Im Auftrag des preußischen Staatsdienstes lebte er bis in die 1850er Jahre unter anderem in den italienischen Städten Rom und Florenz, von denen aus er für das *Morgenblatt* berichtete. Ab 1861 arbeitete er auf Idee des bayerischen Königs Maximilian II. hin an seinem Werk zur Geschichte Roms (veröffentlicht in drei Bänden zwischen 1867 und 1870). 1879 gründete er den *Aachener*

⁹⁹ Vgl. u.a. Reumont (21.4.1837), S. 379 f.; ders., Lucca, August. Die Bäder von Livorno und Viareggio, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 210 (1.9.1838), S. 840; ders., Sommerleben in Rom, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 216 (9.9.1842), S. 861 f., hier S. 862.

¹⁰⁰ Vgl. Reumont (1.1.1850), S. 2 f.

¹⁰¹ Vgl. ders., *Römische Briefe von einem Florentiner 1837 – 1838. Erster Theil*, Leipzig 1840.

¹⁰² Leopold von Ranke gilt bis heute als einer der Begründer der modernen Geschichtswissenschaft, die sich ab den 1820er Jahren als quellenkritische und textnahe Wissenschaft formierte. Die Geschichtswissenschaft wurde rekonstruierbar, überprüfbar und damit „wissenschaftlicher“ (vgl. Osterhammel (2010), S. 32).

Geschichtsverein.¹⁰³ Der „Italienkenner und Italiendeutsch[e]“¹⁰⁴ starb 1887 in Aachen und gilt „in Wissenschaft und Publizistik [als] einer der großen Brückenbauer zwischen Italien und Deutschland“¹⁰⁵.

Als ‚Genremaler‘ bot Reumont Wissen über Rituale und Routinen des Alltags, die den Tages-, Jahres- sowie Lebenslauf ordneten, und sowohl zu den Motiven des Textgenres als auch der späteren Volkskunde gehörten. „Jeder Monat bringt hier seine eigenthümlichen Feste und Aufzüge, religiöse und profane“¹⁰⁶, stellte der Literat fest. So interessierte sich Reumont für ‚volkskundliche‘ Themenfelder, die er in den urbanen italienischen Raum überführte.¹⁰⁷ Die Darstellungen waren dokumentierend. Den Leser*innen wurden sie als für die Region kennzeichnend präsentiert. Ein in seinen Texten zentrales Fest war der Karneval. Er beschrieb ihn als Teil der „italienischen Sittengeschichte“¹⁰⁸, verglich ihn in seiner Gegenüberstellung von Rom und Konstantinopel¹⁰⁹ mit dem Ramadan und betonte die Wichtigkeit der Festlichkeit für die Bevölkerung: „Für einen so löblichen Zweck verkauft man zur Noth auch den letzten Stuhl [...]“¹¹⁰ Im Jahr 1837 wurde der Karneval aufgrund des drohenden Cholera-Ausbruchs in Rom verkleinert, wodurch die Bedeutsamkeit des Festes nochmal deutlich hervortrat:

103 Lepper, Herbert, Reumont, Alfred von (preußischer Adel 1846), in: Neue Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz76248.html#ndbcontent>, 2003, eingesehen am 16.1.2026; Pohle, Frank, Alfred von Reumont (1808–1887) – ein Diplomat als kultureller Mittler. Vorwort und Einführung, in: Alfred von Reumont (1808–1887) – ein Diplomat als kultureller Mittler (= Historische Forschungen, Bd. 107), hrsg. v. ders., Berlin 2015, S. 7–18.

104 Reudenbach, Hermann-Josef, Der König aus dem Norden in Florenz: Ein Streiflicht auf Alfred v. Reumont (1808–1887) und seine Geschichtsschreibung, in: Katholiken im langen 19. Jahrhundert. Akteure – Kulturen – Mentalitäten. Festschrift für Otto Weiß, hrsg. v. Burkhard, Dominik/Priesching, Nicole, Regensburg 2014, S. 212–244, hier S. 213.

105 Lepper (2003).

106 Reumont, Alfred von, Rom, Juni. (Beschuß.) Frohnleichnam. Rom und die Campagna, in: Morgenblatt für gebildete Leser 159 (5.7.1837), S. 636.

107 Der italienische Alltag gehörte in der Genremalerei zu den beliebten Motiven (‚italienisches Genre‘) (vgl. Peer (2007), S. 36–39).

108 Vgl. Reumont, Alfred von, Beiträge zur italienischen Sittengeschichte, in: Morgenblatt für gebildete Stände 258–260 (27.10.1848 ff.).

109 Ders., Rom und Constantinopel, von A. Reumont, in: Morgenblatt für gebildete Leser 91 (17.4.1837), S. 361 f.

110 Ders., Rom. Februar. (Beschuß.) Literatur. Carneval, in: Morgenblatt für gebildete Leser 42 (17.2.1838), S. 168.

„Es gibt zwei Dinge, welche das römische Volk außer sich zu bringen im Stande sind: ein regnichter Oktober und das Verbot des Carnevals.“¹¹¹ Neben einem Verbot von Masken („Ma cosa é un carnevale senza maschere?“¹¹²) blieb etwa der traditionelle, sogenannte ‚Moccoliabend‘ bestehen. „[D]ie Moccoli hatte man nicht verboten: eine seltsame Inconsequenz, weil es gerade an diesem Abend am tollsten zugeht. Aber es scheint beinahe, als habe man darauf gerechnet, das Volk werde zu übler Laune seyn, um sich zu amüsiren, und so war’s.“¹¹³

Neben dem Karneval als profanem wie charakteristischem Fest der Römer*innen waren es sakrale Feiertage, die Reumont als für die Region bezeichnend galten. Dazu gehörte zum Beispiel das Fronleichnamsfest:

„Während der Octave des Corpus Domini gab es täglich feierliche Processionen, welche die Stadt in allen Richtungen durchzogen, von St. Peter bis zum Lateran. Für die Andacht ist dabei nicht allzuviel zu suchen und zu erwarten, desto mehr aber für malerische Effekte, wenn die langen Reihen der Mönche aller Orden und des Clerus in ihren verschiedenartigen weiten Gewändern, die weißgekleideten, durch ihre sonderbare Vermummung an den Orient erinnernden Mädchen, das Militär, gut uniformirt, aber ohne Haltung, die zahlreichen Kirchendiener, mit Baldachinen, Fahnen und Bannern, und gewaltigen Glocken unter Sonnenschirmen, die mit Menschen gefüllten Straßen entlang ziehen, wo von den Fensterbrüstungen der Wohnungen die schönen, in ganz Italien üblichen seidenen Teppiche herabwallen, welche dem Ganzen ein so heiteres, festliches Aussehen geben.“¹¹⁴

Auch Mariä Himmelfahrt, das „größte Fest“¹¹⁵, war laut Reumonts Darlegungen zentral für die Stadt:

111 Ders., Rom, Februar. Der Carneval und die Cholera, in: Morgenblatt für gebildete Leser 51 (1.3.1837), S. 204.

112 Ebd.

113 Ebd.

114 Reumont (5.7.1837), S. 636.

115 Reumont, Alfred von, Sommerleben in Rom, in: Morgenblatt für gebildete Leser 217 (10.9.1842), S. 866 f., hier S. 866.

„Es gibt keine Straße in Rom, in welcher nicht mehrere Tabernakel und Heiligenbilder an den Ecken, über den Thüren und sonst an den Häusern sich befinden, meist Madonnen, vor denen Lampen brennen [...]. Jeden Abend hört man vor diesen Madonnenbildern die lateinische, an poetischen Bildern so reiche Litanei der h[eiligen] Jungfrau beten, und es gehen ganze Reihen von Männern, Weibern und Kindern umher und bleiben vor den Tabernakeln stehen, zwischen der Litanei ein Loblied singend [...].“¹¹⁶

Neben diesen Feierlichkeiten waren es auch Unterhaltungsformate, die er als charakteristisch für das Leben und den Alltag betrachtete, zum Beispiel Feuerwerke als „nationale[s] Hauptvergnügen“¹¹⁷ („[K]eine Festlichkeit würde ohne ein solches vollständig seyn. [...] [J]e mehr dabei geschossen wird, um so größer ist die Freude.“¹¹⁸) oder das Lotospiele. Dieses sei eine Eigenheit der italienischen Bevölkerung, die ihn als „Neuling im Lande“¹¹⁹ überrascht hatte, ihm seitdem aber öfter begegnet war. Er zeichnete das Phänomen historisch und in verschiedenen italienischen Städten und Regionen nach, sprach vom Einfluss des Lottospiels auf die Bevölkerung sowie auf den (städtischen) Raum. Seinen Ablauf beschrieb er wie folgt:

„In Florenz baut man unter dem gegen den Arno zugewandten Portikus der Uffizien ein großes hölzernes Gerüst auf, dessen Wände das Bild der Fortuna auf ihrem Rade zeigen und aus welchem die Lotterie gezogen, die gewinnenden Nummern unter Trompetenschall verkündet werden. Der ganze von den Säulengängen eingeschlossene Platz der Uffizien ist dann mit Volk gefüllt wie während der letzten Carnevalstage, wo die frohe Menge sich hier herumtreibt: Hunderte stehen da, mit pochendem Herzen auf die fünf Glücksnummern wartend, die zwischen 1 und 90 liegen, und nachdem sie bekannt geworden, zerstiebt die Menge, der Platz wie beschneit mit zerrissenen Billets, die Mehrzahl aergerlich, Viele

116 Ebd.

117 Ebd., S. 867.

118 Ebd.

119 Reumont, Alfred von, Das Lotto. Vom Verfasser der „römischen Briefe“, in: Morgenblatt für gebildete Leser 159 (3.7.1844), S. 634 f., hier S. 634.

niedergeschlagen, Manche wüthend, beinahe Alle schon neue Pläne machend, neue Nummern ersinnend für die nächste Ziehung. An der Fronte des Hauses der Lotteriedirektion, des ehemaligen Klosters S. Pancrazio, werden dann die gewinnenden Zahlen ausgestellt.¹²⁰

„Alles spielt“, stellte er fest: „Handwerker spielen, Dienstboten spielen, Bettler spielen und, kehren wir die Scala um, Kinder guter Häuser spielen, Advokaten und Beamte spielen – der Himmel weiß, wer nicht spielt.“¹²¹ Und dennoch sah er, dass „Lottospiel und Lottowuth“¹²² gerade bei den „niedern Ständen Verheerungen anrichte[n]“¹²³. Diesen Bevölkerungsgruppen begegnete Reumont ähnlich moralisierend wie Schoppe und reproduzierte damit eine Hierarchie innerhalb der Gesellschaft (> 5.2).¹²⁴ So verband Reumont vermeintlich nationale Charakteristika mit sozialen. Damit griffen Reumonts Darstellungen mitunter der Perspektive der Empirischen Kulturwissenschaft nach den 1970er Jahren vorweg, in dem er Festlichkeiten nicht nur als nationale Veranstaltungen betrachtete, sondern soziale Unterschiede feststellte: „[D]en Oktober für das Volk, den Winter für die Gesellschaft, Karneval und Ostertage für beide.“¹²⁵

Die gesellschaftliche Ordnung floss thematisch wiederholt in Reumonts Texte ein, als ‚Genremaler‘ machte er dabei auch marginalisierte Bevölkerungsgruppen sichtbar – wenn er sie auch teilweise negativ bewertete. In zwei Ausgaben aus dem Jahr 1837 beschäftigte er sich zum Beispiel mit den Kärnern, eine Gruppe von Menschen, die harte Arbeit verrichteten, und stellte sie in ihrem vermeintlich typischen Aussehen¹²⁶ und Handeln dar:

120 Ebd., S. 634 f.

121 Ebd., S. 635.

122 Ebd., S. 634.

123 Ebd., S. 634.

124 Vgl. auch Reumont, Alfred von, Rom, Januar. Das Volksschulwesen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 16 (18.1.1838), S. 63 f.

125 Reumont (9.9.1842), S. 861.

126 „[E]s ist eine wahre Bettlerwelt, zum Theil gleichsam kokettirend mit ihrem Schmutz und Elend, die mannichfaltigsten Attitüden, die abenteuerlichsten Physiognomien, hie und da selbst eine Elegantscarrikatur mit langen, frisirten Locken, schief aufgestülptem

„Daß man unter ihnen die mannichfaltigsten Physiognomien und Kostüme sieht, braucht kaum gesagt werden. Alle Lebensalter finden sich, vom vierzehnjährigen Buben bis zum müden Greis, der sich kaum fortzuschleppen vermag. [...] An den wärmsten Tagen erblickt man die Hälfte in Mänteln; Ausruhen scheint die Hauptbeschäftigung, und wenn ja einmal die Hände an's Werk gelegt werden, so schleicht man schneckenähnlich mit einem Schubkarren einher, der einige Zoll hoch mit Erde angefüllt ist, und den man höchstens zwanzig Schritte weit schleppt, um sich von Neuem auf seinen Rand niederzusetzen. Zu allen Tagesstunden kann man den Ort besuchen, und jedesmal wird man die Hälfte der Leute in Gruppen stehen oder sitzen sehen, die Arme übereinandergeschlagen, den leeren Karren am Boden. Und dies ist nicht bloß bei abgelebten Alten der Fall, deren es freilich viele darunter gibt, die so schwach scheinen, daß man fürchtet, sie jeden Moment hinstürzen zu sehen: ein großer Theil sind kräftige Kerle, die aber eben nicht mehr thun als die Uebrigen.“¹²⁷

Das Motiv, so Reumont selbst, würde sich für ‚Genremaler‘ anbieten.¹²⁸ Neben den Kärnern beschrieb Reumont auch die Juden als marginalisierte Gruppe. An diesem Beispiel lässt sich veranschaulichen, wie Reumont seine Genrebilder mit einer historischen Perspektive verknüpfte und wie seine wissenschaftliche Prägung die journalistische Textarbeit beeinflusste. In „Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana“ zeichnete er die Situation und Stellung der Juden in den genannten Regionen historisch nach. Beginnend mit dem sechsten und siebten Jahrhundert, als Juden noch unter päpstlichem Schutz standen, verzeichnete Reumont den Beginn ihrer Verfolgung im elften Jahrhundert:

Hut, hoher Halsbinde, die Cigarre im Munde, der indispensable Mantel malerisch drapirt“ (Reumont, Alfred von, Römische Briefe. Im Februar 1837. Engländer. – Das Forum, in: Morgenblatt für gebildete Leser 67 (20.3.1837), S. 265–267, hier S. 266).

127 Ebd.

128 Ebd.

„Die Reichthümer, welche sie durch Gewandtheit, Thätigkeit, Ausdauer, Entsagung und Entbehrungen aller Art, zum Theil wohl auch durch unerlaubte Mittel erwarben, gaben in den meisten Fällen (außer wenn, wie bei den Kreuzzügen der Fall war, religiöser Fanatismus anregte) die Hauptveranlassung zu diesen Verfolgungen [...]“¹²⁹

Damit stärkte Reumont nicht die biologisch-rassistische Begründung für die Diskriminierung der Juden, sondern verortet die Wahrnehmung der Minderheiten als Feindbilder (> 5.3) historisch: „Wie das Mittelalter in seinem Charakter und seinen Institutionen sich mehr und entschiedener entwickelte und das germanische Element die Oberhand erhielt, modificirte sich auch die Stellung der Juden [...]“¹³⁰ Über die nächsten drei Ausgaben bildete er die historische Entwicklung bis hin zur Errichtung sogenannter Judenquartiere nach – die Bezeichnung ‚Ghetto‘, so Reumont, hätte sich aus Venedig kommend durchgesetzt, wo „man schon früher diesem Volke eine besondere Insel angewiesen“¹³¹ hätte –, die er anschließend aus der Gegenwartsperspektive beschrieb.

Reumont entwarf in seinen Texten italienische Genrebilder, in deren Fokus der Alltag der beiden Städte Rom und Florenz stand und nahm damit volkskundliche wie empirisch-kulturwissenschaftliche Forschungsgegenstände vorweg. Er präsentierte einerseits ‚nationale‘ Besonderheiten, die er andererseits sozialen Gruppen zuordnete. So boten Reumonts Artikel den deutschen Leser*innen ein Bild einer ausdifferenzierten italienischen Gesellschaft, zu der auch marginalisierte Gruppen gehörten, und die er als historisch gewachsen darstellte. Am Beispiel Reumont, der sowohl als Historiker als auch als Literat tätig war, wird die personelle Überschneidung vom wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Schreiben im 19. Jahrhundert deutlich.

129 Reumont, Alfred von, Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana. Vom Verfasser der „Römischen Briefen.“ Erster Brief, in: Morgenblatt für gebildete Leser 189 (9.8.1841), S. 753 f., hier S. 753 f.

130 Ebd., S. 753.

131 Reumont, Alfred von, Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana, in: Morgenblatt für gebildete Leser 191 (11.8.1841), S. 761 f., hier S. 761.

4.2 Reisebeschreibungen: Interesse am ‚Anderen‘

Im Gegensatz zu den literarischen Genrebildern gehören Reisebeschreibungen zum empirisch-kulturwissenschaftlichen Kanon prädisziplinärer Wissensformate und wurden als Genre vielfach rezipiert und analysiert.¹³² Spätestens seit den 1980er Jahren gehören sie auch in vielen geisteswissenschaftlichen Fächern zu den relevanten Quellen.¹³³ Dieser Faktor macht sie zu einem wesentlichen Wissensformat des 19. Jahrhunderts. Osterhammel sieht in den Reiseberichten dieser Zeit eine „Quelle wissenschaftlicher Autorität“¹³⁴, die sie weder vorher noch nachher erreichte.¹³⁵ Die Kulturwissenschaftlerin Marita Metz-Becker bezeichnet die Reiseberichte als jene Wissensformate, die anthropologisches und naturkundliches Wissen verbreiteten.¹³⁶ Oft verfolgten männliche Entdeckungsreisende¹³⁷ eine akademische Karriere, die sie mit einem genauen, wissenschaftlichen Vorgehen in ihren Beschreibungen voranzutreiben versuchten.¹³⁸ Daneben erfüllten Rei-

132 Vgl. u.a. Kaschuba (2012), S. 31 f.; Metz-Becker (2011); Weber-Kellermann/Bimmer/Becker (2003), S. 12; Teuteberg, Hans Jürgen (Hrsg.), *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte* (= Wolfenbütteler Forschungen, Bd. 21), Wolfenbüttel 1982.

133 Die Entwicklung lässt sich nachvollziehen bei: Bönisch-Brednich, Brigitte, *Reiseberichte. Zum Arbeiten mit publizierten historischen Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts*, in: *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitswesen in der Europäischen Ethnologie*, hrsg. v. Göttisch, Silke/Lehmann, Albrecht, 2., überarb. u. erw. Aufl., Berlin 2007, S. 125–139.

134 Ebd.

135 Der Blick ist in diesen Ausführungen ein klar eurozentrischer, der sich aufgrund der der Arbeit zugrundeliegenden Quelle nicht vermeiden lässt, jedoch an verschiedenen Stellen hinterfragt werden soll. Jürgen Osterhammel betont in seinem umfassenden Werk *Die Verwandlung der Welt*, dass gerade im 19. Jahrhundert auch Reisende aus anderen Weltteilen (nicht nur) nach Europa kamen und die Verhältnisse vor Ort für die Leser*innen in ihren Ländern beschrieben. Er nennt Amerikaner, „chinesische Gesandte, japanische Minister, indische und nordafrikanische Gelehrte, ein König aus dem heutigen Botswana, [...] orientalische Monarchen [...], Schah Nasir al-Din von Iran [...] und de[n] siamesische[n] König Chulalongkorn [...]“ (Osterhammel (2010), S. 52).

136 Metz-Becker (2001), S. 386.

137 Für eine erweiterte Perspektive zum Thema Frauen als Reiseberichterstatterinnen vgl. u.a. Ueckmann, Natascha, *Frauen und Orientalismus. Reisetexte französischer Autorinnen des 19. und 20. Jahrhunderts* (= Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 56), Stuttgart-Weimar 2001.

138 Osterhammel (2010), S. 52.

sebeschreibungen einen literarischen Zweck, dienten als „Quelle der Weltkenntnis“¹³⁹ und waren Bestandteil der bürgerlichen sowie adeligen Lesekultur.¹⁴⁰ Als solche nahmen sie auch einen zentralen Platz im *Morgenblatt* ein. Um ein Gefühl der Unmittelbarkeit zu überliefern, wurden sie seit dem 18. Jahrhundert häufig in Briefform verfasst.¹⁴¹ Im *Morgenblatt* waren die „Briefe aus der Normandie von J. V.“ und die „Briefe von den griechischen Inseln“ zum Beispiel mit Datum und Ort versehen, die oben rechts vom Text an erster Stelle positioniert wurden.¹⁴² Die Reiseberichte dieser Epoche waren außerdem in Form von Tagebucheinträgen, als statistische oder Landesbeschreibung sowie in Prosaform verfasst.¹⁴³ Im *Morgenblatt* tauchten sie unter dem Punkt „Reisen“ über einige Jahre im Inhaltsverzeichnis als eigene Kategorie auf.

Reiseliteratur hat eine lange Geschichte: Erste Formen lassen sich bis in die Antike zurückverfolgen. Ihre Funktion, ihr Stil und ihre Motive veränderten sich über die Jahrhunderte. Zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert etwa nahmen Reiseberichte eine fast enzyklopädische Form an. In ihrer Hochphase zwischen 1750 und 1840 lassen sich grob zwei Richtungen unterscheiden, literarische sowie wissenschaftliche Reiseberichte überschwemmten den Markt.¹⁴⁴ Die Zeit von der Mitte des 18. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts war „[d]as zweite Zeitalter der Entdeckungen“¹⁴⁵. In diesen Jahren erweiterte sich der geografische Raum, der bereist und beforscht wurde, unter anderem um das Innere von großen Ländern wie den USA und Russland oder ganze Kontinente wie zum Beispiel Afrika. Damit einhergehend fand eine Spezialisierung und Verwissenschaftlichung der Reisen statt. Es standen nicht mehr nur politische und/oder ökonomische Ziele im Vordergrund. Vermehrt gab es Forschungsreisende, deren Antrieb die Neugierde am und an den

139 Ebd., S. 51.

140 Ebd., S. 51 f.; Oberschall (1997), S. 117.

141 Burke (2015), S. 84; Bönisch-Brednich (2007), S. 128.

142 Vgl. J.V., Briefe aus der Normandie von J.V., in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 108 (6.5.1837), S. 429 f., hier S. 429; Roß, L., Briefe von den griechischen Inseln, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 139 (10.6.1836), S. 553 f., hier S. 553.

143 Bönisch-Brednich (2007), S. 128.

144 Ebd., S. 126–128.

145 Vgl. Burke (2015), S. 21.

„Fremden“ war.¹⁴⁶ Für die frühe Aufklärung verdeutlicht der Ethnologe Han F. Vermeulen am Beispiel der bekannten Kamtschatka-Expedition in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts das Zusammenspiel zwischen politischem und Forschungsinteresse. Vermeulen sieht in dieser Expedition und ihrer Beschreibung durch den Historiker Gerhard Friedrich Müller den „first step toward the conceptualization of ethnology as the study of the world’s people“¹⁴⁷. Mit der Spätaufklärung, so Vermeulen, haben sich die Forschungsreisen zunehmend von absolutistischen und imperialistischen Zwecken gelöst.¹⁴⁸

Dieses Spannungsfeld zwischen wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Wissensproduktion und die historische Bedeutung des Textformats sind Kontext der beiden Reiseschriftsteller, die im Folgenden exemplarisch besprochen werden. Der erste Akteur, Friedrich Wilhelm Hackländer, entstammte als einziger unter den für diese Arbeit ausgewählten Personen ärmlichen Verhältnissen. Später stieg er zum Adel auf. Das Beispiel öffnet das ‚Wissensmilieu‘, dem die hier besprochenen Literat*innen angehörten, sozial zumindest ein Stück weit. Im Zentrum der Analyse stehen seine Berichte aus dem sogenannten ‚Orient‘¹⁴⁹. Als zweiter Akteur wird Johann Georg Kohl mit seiner Berichterstattung aus Russland und der Ukraine betrachtet. Kohl war ein Reiseschriftsteller, der daneben aber vonseiten unterschiedlicher Fachgebiete als Wegbereiter angeführt wird. So kann anhand der Figur Kohls die Nähe zwischen Wissenschaft und Literatur beschrieben werden. Nicht zuletzt lässt sich an den beiden Literaten eruieren, wie sich Reiseberichte in der Publizistik um die Jahrhundertmitte gestalteten.

146 Ebd., S. 21–24.

147 Vermeulen (2015), S. 22.

148 Ebd., S. 23, 26 f.

149 Darin ergeben sich Verbindungen zu den Darstellungen in den ‚orientalischen‘ Märchen, besprochen in Kapitel 3.2.1. Vgl. dazu auch die Problematisierung des Begriffs ‚Orient‘. Vgl. darüber hinaus Polaschegg (2005), Said (2010).

4.2.1 Friedrich Wilhelm Hackländer (1816–1877): Gesellschaft im ‚Orient‘

Friedrich Wilhelm Hackländers Berichte aus dem sogenannten ‚Orient‘ verdeutlichen exemplarisch die enge Verknüpfung zwischen der akademischen bzw. wissenschaftlichen und publizistischen Hinwendung zu einem Thema: Das Interesse am ‚Orient‘ lässt sich als für das 19. Jahrhundert charakteristisch bezeichnen. Der Kulturhistoriker Edward Said spricht von einer ‚Orientrenaissance‘ in Europa, die mit dem Ägyptenfeldzug Napoleons 1798 eingesetzt hatte.¹⁵⁰ Publizistisch knüpfte Hackländer an das Genre der ‚morgenländischen Erzählung‘ an, das in den deutschen Ländern zwischen 1790 und 1820 seine Blütezeit erlebte.¹⁵¹ Hackländers Ausführungen sind im Kontext des mit dem Interesse am ‚Orient‘ einhergehenden ‚Orientalismus‘ zu betrachten, eine Begriffsschöpfung Suids, die auf die Konstruktion des Orients aus einer hegemonialen europäischen Sicht verweist.¹⁵² In Hackländers Texten spiegelt sich das europäische, bürgerliche und weiße Blickregime auf den ‚Orient‘ wider, dessen Bilder und Vorstellungen sich teilweise bis heute erhalten haben. Sie verweisen damit auch auf die Langlebigkeit publizistisch (re-)produzierter Narrative und Imaginationen. In den deutschen Ländern drückte sich die ‚Orientrenaissance‘ nicht nur literarisch-poetisch aus, sondern auch akademisch. Die beiden Wissensströme verliefen dabei nicht getrennt voneinander, sondern beeinflussten sich gegenseitig und waren über personelle, diskursive sowie praktische Überschneidungen miteinander verbunden.¹⁵³ War die Orientalistik des 19. Jahrhunderts jedoch vornehmlich eine „Wissenschaft von alten Texten“¹⁵⁴, formten Ausführungen wie jene Hackländers einen ethnographischen Blick auf die außereuropäische beziehungsweise außerdeutsche Gegenwart, der schließlich in der Ethnologie aufgehen sollte. Friedrich Wilhelm Hackländer wurde 1816 bei Aachen geboren und wuchs in ärmlichen Verhältnissen bei verschiedenen Verwandten auf.

150 Said (2010), S. 56.

151 Polaschegg (2005), S. 403.

152 Vgl. Said (2010).

153 Ebd., S. 57.

154 Osterhammel (2010), S. 1160.

Ab 1832 war er einige Zeit Soldat in der preußischen Artillerie. Seine diese Erfahrungen verarbeitenden und 1840 im *Morgenblatt* veröffentlichten „Bilder aus dem Soldatenleben im Frieden“ ermöglichten ihm den Zugang zu Adels- und Hofkreisen und verhalfen ihm zum 1843 vom württembergischen König Wilhelm I. (1781–1864) erhaltenen Titel Hofrat. Als solcher begleitete er den Kronprinzen Karl (1823–1891) auf Reisen nach Italien, Belgien, Österreich und Russland. Seit 1860 trug er den österreichischen Adelstitel Ritter. 1849 schied Hackländer aus dem Dienst aus und arbeitete als Kriegsberichterstatter für die *Allgemeine Zeitung*, die wie auch das *Morgenblatt* im Cottaschen Verlag erschien. Daneben veröffentlichte er humoristische Erzählungen und Märchen, zum Beispiel aus dem ‚Orient‘.¹⁵⁵ Er gehörte zu den beliebtesten und aktivsten Schriftsteller*innen seiner Zeit und gründete und veröffentlichte unterschiedliche Zeitschriften, wie die *Hausblätter* (1855–1867) und *Über Land und Meer* (1858–1923). Hackländer starb 1877 in Leoni am Starnberger See. Seine Texte, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind und schließlich teilweise in Buchform veröffentlicht wurden, erhielten von der deutschen Leser*innenschaft viel Zuspruch.¹⁵⁶

Zwischen Januar 1841 und Februar 1842 veröffentlichte Hackländer im *Morgenblatt* eine Vielzahl von Texten,¹⁵⁷ die teilweise namentlich, teilweise mit Verweisen auf vorherige Veröffentlichungen gekennzeichnet waren. Auf diese Weise lassen sich ihm die folgenden Titel zuschreiben: Die Serie „Die Landreise von Rutschuk nach Constantinopel“ („I. Von der Donau bis Adrianopel“, „Zweiter Brief. Adrianopel“)¹⁵⁸ und die „Briefe aus Syrien (Vom Verfasser der Landreise von Rutschuk nach Costantinopel)“ („I. Beirut“, „II. Gaza. – Aufbruch mit Ibrahims Heer“, „III. Zug durch die Wüste mit Ibrahims Reiterei. – Die ersten Tage“;

155 Martini, Fritz, Hackländer, Friedrich Wilhelm Ritter von (österreichischer Ritter 1860), in: Neue Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118699962.html#ndbcontent>, 1966, eingesehen am 16.1.2026.

156 Ebd.; Stiegler, Bernd, *Philologie des Auges. Die photographische Entdeckung der Welt im 19. Jahrhundert*, München 2001, S. 317.

157 Für die komplette Auflistung der Texte vgl. Fischer (2000), S. 276.

158 Hackländer, Friedrich Wilhelm, *Die Landreise von Rutschuk nach Constantinopel*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 10–14 (12.1.1841 ff.).

„IV“, „Letzter Brief“¹⁵⁹. Außerdem veröffentlichte er im Juli 1841 „Eine armenische Hochzeit in Damaskus“ und im August desselben Jahres „Arabische Tänzerinnen“, jeweils mit dem Vermerk „Vom Verfasser der Briefe aus Syrien“¹⁶⁰. Seine letzten Texte von dieser Reise veröffentlichte er unter dem Titel „Bilder aus der türkischen Hauptstadt“ im Dezember 1841 sowie im Januar und Februar 1842.¹⁶¹

Den Leser*innen boten die Reiseberichte Hackländers sowohl Unterhaltung als auch Belehrung:¹⁶² Als Abenteuererzählungen sollten sie unterhalten, was im Besonderen auf seine Ausführungen in „III. Zug durch die Wüste mit Ibrahims Reiterei. – Die ersten Tage“ der „Briefe aus Syrien“ zutrif. Darin beschrieb Hackländer die Reise von etwa 4.000 Frauen und Kindern sowie 2.000 Männern „von fast allen Nationen“¹⁶³, die als Karawane in Begleitung beziehungsweise als Teil der ägyptischen Armee von Ibrahim Pascha (1789–1848) durch die Wüste von Gaza nach Kairo zogen. Die Durchreise war von viel Risiko geprägt, wie der Gefahr eines Überfalls („Ich werde den Anblick nie vergessen, wie sie [die ‚Wüstenbeduinen‘] auf den kleinen Pferden dahin flogen, den Säbel zwischen den Zähnen, und, im raschen Laufe sich rückwärts wendend, noch einmal aus dem langen Gewehr feuerten.“¹⁶⁴) oder der Gefahr der Wüste als überlebensfeindlicher Ort („Ueberhaupt weiß ich mich keines unangenehmeren Lagerplatzes zu erinnern als des

159 Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 46–50 (23.2.1841 ff.), 121–125 (21.5.1841 ff.), 142–146 (15.6.1841 ff.), 192–194 (12.8.1841 ff.), 204–208 (26.8.1841 ff.), 230–236 (25.9.1841 ff.), 244–247 (12.10.1841 ff.), 263–368 (3.11.1841 ff.), 280–283 (23.11.1841 ff.).

160 Ders., Eine armenische Hochzeit in Damaskus, in: Morgenblatt für gebildete Leser 170–172 (17.7.1841 ff.); ders., Arabische Tänzerinnen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 186 f. (5.8.1841 f.).

161 Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 306–313 (23.12.1841 ff.), 23–29 (27.1.1842 ff.), 42–47 (18.2.1842 ff.).

162 Diese Kombination boten viele Zeitschriften des 19. Jahrhunderts, vgl. dazu auch Hügel, Hans-Otto, Belehrung und Unterhaltung. Die Diskussion um das populäre Sachbuch in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (1818–1895), in: Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags. 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Mainz vom 23. bis 26. September 2007 (= Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Bd. 3), hrsg. v. Simon, Michael/Hengartner, Thomas/Heimerdinger, Timo/Lux, Anne-Christin, Münster–New York–München–Berlin 2009, S. 200–210.

163 Hackländer, Friedrich Wilhelm, Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 205 (27.8.1841), S. 818 f., hier S. 818.

164 Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 231 (27.9.1841), S. 922 f., hier S. 923.

heutigen. Der Geruch der faulen Leichen rings herum, das Schreien der Schakals [...].¹⁶⁵). Belehrung beziehungsweise Informationen aus der Region gab Hackländer mittels Berichten über kulturhistorische und politikgeschichtliche Ereignisse, die die Erzählungen auch für heutige Forscher*innen zu interessanten Quellen machen. So protokollierte er in seinem Reisebericht das historische Ereignis des Abzugs der ägyptischen Truppen und der in Syrien lebenden ägyptischen Bevölkerung im Zuge der politischen Niederlage gegen britische, österreichische und türkische Streitkräfte.¹⁶⁶ Daneben finden sich in seinen Ausführungen wiederholt Hinweise auf technische Fortschritte, welche von Hackländer als positiv bewertet wurden, zum Beispiel die (versuchte) Errichtung eines Telegraphensystems in der Wüste.

„Wenn uns schon früher diese gut eingerichteten Tränkungsanstalten in Erstaunen gesetzt hatten, so fanden wir auf unserm heutigen Wege etwas, das uns wirklich mit Achtung erfüllte vor dem Geiste Mehmet Ali's, der es versucht, der gewaltigen Wüste europäische Kultur aufzudringen. Es waren dieß hölzerne Thürme, die eine Telegraphenlinie zwischen Kairo und Jaffa herstellen sollten, aus rohen Planken zusammengezimmert, von ungefähr vierzig Fuß Höhe, oben mit einer Plattform versehen und in zwei Stockwerke getheilt, in welchen starke Leitern die Dienste der Treppen versahen. Natürlich waren sie alle noch unfertig und auf keinem befand sich etwas von der eigentlichen Einrichtung des Telegraphen; und ehe die türkische Regierung etwas zu ihrer Vollendung thun kann, haben die herumstreifenden Araber oder die edlen türkischen Soldaten selbst die Thürme wieder abgerissen und verbrannt, um ihren Pillaw damit zu kochen.“¹⁶⁷

Die als Fortschritt gewerteten Veränderungen begründete der Autor mit dem europäischen Einfluss, der jedoch durch arabische oder türkische Kräfte wieder zerstört würde. Hackländer setzte damit Europa in

165 Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 232 (28.9.1841), S. 925 f., hier S. 926.

166 Vgl. für einen kurzen historischen Überblick Osterhammel (2010), S. 640.

167 Hackländer, Friedrich Wilhelm, Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 245 (13.10.1841), S. 978 f., hier S. 979.

einen Gegensatz zum ‚Orient‘, eine Dichotomie, die wiederum mit dem Gegensatz zwischen ‚Kultur‘ und ‚Natur‘ korrespondierte. Der ‚Orient‘ bildete so eine nicht-zivilisierte Region, deren Fortschritt von Europa abhängig war.¹⁶⁸

Die Reisebeschreibungen formten damit Wissen und einen Diskurs über ‚das Fremde‘, der von einer klar eurozentrischen und bürgerlichen Sichtweise und Hierarchie geprägt war und mitunter biologistisch begründet wurde. Es handelt sich dabei um eine (koloniale) Perspektive, die in der entstehenden Völkerkunde beziehungsweise Ethnologie noch in den folgenden Jahrzehnten bis weit in das 20. Jahrhundert hinein bestand. Die damit einhergehende Abwertung der Region wurde an vielen Stellen ergänzt durch eine Exotisierung und Romantisierung des ‚Orients‘ und seiner Bewohner*innen. Der ‚Orient‘ wurde zu einem Ort der Ursprünglichkeit und Wildnis:

„Es war das Gefühl der Freiheit, der Unabhängigkeit. [...] Wir Europäer freilich, die wir von Bedürfnissen so viel zusammengerafft hatten, als wir hatten bekommen können, vermochten uns nicht so trotzig hinzustellen und zu sagen: ich bin mir allein genug, ich brauche euch nicht. Aber wie frei muß dem Araber das Herz schlagen, wenn er aus den engen, dumpfigen Stuben wieder hinauskommt in die Wüste, wo er allein steht, sich selbst genug, wo er sich selbst beschützt und allein für sich sorgt. Bei diesen wilden, aber freien Menschen ist keine Rede vom Kleben an

168 Die Vermischung der beiden ‚Traditionen‘ wurde jedoch nicht zwangsläufig positiv bewertet, sondern führte nach Hackländer zum Beispiel bei Kaffeehäusern (Hackländer, Friedrich Wilhelm, Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 309 (27.12.1841), S. 1235 f., hier S. 1235) und Kleidung zum Verlust ihrer ‚Ursprünglichkeit‘: „Wie schon gesagt, die vielen europäischen Einrichtungen, die sich nach und nach in alle Zweige des türkischen Lebens eindringen, haben, wenn ich so sagen darf, auch die Kleidung kultivirt und ihr manches von ihrer Eigenthümlichkeit abgeschwazt. So ist, wie bekannt, die ganze türkische Armee im Ganzen nach unserer Art gekleidet; indessen hat man dabei auf türkische Sitten und Gewohnheiten Rücksicht nehmen und in der Tracht manches abändern müssen, wodurch denn das ganze Kostüm beinahe lächerlich wird“ (Hackländer, Friedrich Wilhelm, Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 24 (28.1.1842), S. 94 f., hier S. 95).

der Scholle, ein Ausdruck, der mich immer beengt hat. Kameeltreiber zu seyn, ist nach unsern Begriffen gewiß kein beneidenswerthes Loos [...].¹⁶⁹

Die Exotisierung und der Primitivismus seien, so die Kulturwissenschaftlerin Natascha Uekmann, der Beschäftigung mit dem ‚Orient‘ inhärent. Der Primitivismus sei dabei als „Sehnsucht einer technisch hochentwickelten Gesellschaft nach Korrektur in der Auseinandersetzung mit dem ursprünglich erscheinenden Fremden“¹⁷⁰ zu verstehen. Die Vorstellung einer Entwicklung vom ‚Primitiven‘ zum ‚Zivilisierten‘, wie sie auch bei Hackländer teilweise hervortritt, hat ihre Wurzeln in der Evolutionstheorie. Darin zeigt sich nicht zuletzt, wie naturwissenschaftliche Konzepte Anwendung in sozialen Beschreibungen fanden. Sowohl die Exotisierung als auch die Primitivisierung sind das Ergebnis vermeintlich europäischer Überlegenheit.¹⁷¹ Motivisch lassen sich Parallelen zwischen der romantischen Darstellung des ‚Eigenen‘ und der des ‚Fremden‘ ziehen. So nahm auch Hackländer Aspekte auf, die er als ‚eigenthümlich‘ wahrnahm. Dazu gehörten etwa Hausformen und Räumlichkeiten, Trachten, Physiognomien und bestimmte ‚Bräuche‘. Die Nähe zu volks- und völkerkundlichen Betrachtungsweisen in Deutschland lässt sich auf die gemeinsame Hinwendung zum Philosophen Johann Gottfried Herder und seiner Vorstellung eines ‚Volksgeistes‘ und ‚Nationalcharakters‘ zurückführen.¹⁷² So mag es wenig erstaunen, dass Reiseliteratur in den beiden Ethnofächern als ‚Vorformen‘ ihrer wissenschaftlichen Beschäftigung betrachtet werden. Dennoch sei

169 Hackländer, Friedrich Wilhelm, Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 233 (29.9.1841), S. 930 f., hier S. 931.

170 Ueckmann (2001), S. 71.

171 Ebd. In besonderer Weise trifft dies auf die Darstellung von Frauen im ‚Orient‘ zu. Darin fand auch bei Hackländer eine Objektivierung als Form des „Othring über rassifizierten Sexismus“ (vgl. González Athenas, Muriel, Othring über rassifizierten Sexismus in der sozialen Praxis und in historischer Perspektive, in: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (2017), Nr. 41, S. 63–67) statt. Sie wurden entlang der Entwicklungslinie von Verslossenheit hin zu Freizügigkeit beschrieben. Die Zuschreibung ‚Okzident‘ – ‚Kultur‘, ‚Orient‘ – ‚Natur‘ lässt sich hier durch das Gegensatzpaar ‚Mann‘ – ‚Frau‘ ergänzen. Vgl. Kapitel 5.1.

172 Vgl. für die Ethnologie Heidemann, Frank, Ethnologie. Eine Einführung, 2., durchges. u. korr. Aufl., Göttingen 2019, S. 57.

davor gewarnt, abseits der motivischen Aspekte Parallelen zu ziehen. Wohnte dem Primitivismus im Eigenen eine positive Bewertung inne, war der Primitivismus bei außereuropäischen Bevölkerungen Grundlage für deren Diskriminierung und Zerstörung.

Neben einer verallgemeinernden ‚ethnischen‘ Beschreibung des ‚Orientalen‘ als primitiven und exotischen Menschen ordnete Hackländer die von ihm beschriebenen Personen(gruppen) (sowohl die Teilnehmenden der Karawane als auch die Einwohner*innen Konstantinopels) nach ‚Ethnien‘ beziehungsweise ‚Nationen‘, ‚Klassen‘ beziehungsweise ‚Ständen‘ sowie dem Geschlecht (› 5) ein. So trat ein differenziertes Gesellschaftsbild hervor, wie es auch Schoppe und Reumont für die beiden europäischen Städte Hamburg und Rom gezeichnet haben. Gerade für die türkische Hauptstadt unterschied Hackländer verschiedene Berufsgruppen anhand ihrer Tätigkeit und Kleidung.¹⁷³ Nicht zuletzt produzierte Hackländer also ethnographisches Wissen über die Region, indem er verschiedene gesellschaftliche Gruppen beschrieb und als Ordnungen konstruierte.

Die thematischen Schwerpunkte Hackländers sowie das Muster der Beschreibungen folgte unter anderem der statistischen Wissenschaft jener Zeit. Seine Ergebnisse verweisen indirekt wiederholt auf seinen empirischen Zugang. In „Bilder aus der türkischen Hauptstadt“ berichtete er unter anderem über seine Erfahrungen in den Kaffeehäusern, in der Barbierstube und den Bädern und beschrieb die Einrichtung und das Verhalten der Bewohner*innen. Die eigenen Erfahrungen zog er zum Vergleich heran: So seien die Frauen, die in den Bädern Neuigkeiten austauschen und Urteile trafen, „[g]anz wie bei uns“¹⁷⁴ und Kaffeehäuser hätten „durch den häufigen Besuch der Franken fast ihre ganze Originalität verloren“¹⁷⁵. Die Straßenhunde würden „den Straßensungen in civilisirten Ländern“¹⁷⁶ gleichen. Gleichzeitig unterzog er

173 Vgl. Hackländer, Friedrich Wilhelm, Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 42 (18.2.1842), S. 165 f.

174 Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 43 (19.2.1842), S. 170 f., hier S. 171.

175 Ders. (27.12.1841), S. 1235.

176 Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 313 (31.12.1841), S. 1249 f., hier S. 1249. „Wie diese, wissen sie sogleich den Fremden vom Einheimischen zu unterscheiden“ (ebd., S. 1249 f.).

bereits bestehendes Wissen über den ‚Orient‘ einer Prüfung. So schrieb er die Kaffeehäuser betreffend: „Wir haben fast alle Kaffeehäuser Stambuls durchsucht und hofften endlich einmal auf eines zu stoßen, wie man es uns beschreibt und zeichnet. Vergebens [...]“.¹⁷⁷ Sein Vorgehen bezeichnete Hackländer auch als „Forschung nach den gepriesenen Schönheiten der türkischen Kaffeehäuser“.¹⁷⁸ Die Betonung seiner eigenen Erfahrung sollte das Geschriebene bestätigen, Realitätsnähe vermitteln. Dieser Wunsch nach Validierung der eigenen Aussagen lässt sich auch an einer Buchveröffentlichung Hackländers erkennen: 1842 publizierte er seine Erlebnisberichte, die teilweise bereits im *Morgenblatt* erschienen waren, unter dem Titel *Daguerreotypen. Aufgenommen während einer Reise in den Orient in den Jahren 1840 und 1841*.¹⁷⁹ Der Titel verweist auf die in jener Zeit aufgekommene erste Form der Fotografie und obwohl keine Abbildungen vorhanden waren, deutet der Titel eine der Fotografie zugeschriebene Realitätsnähe an – ähnlich wie es Sengle für die Verwendung des Begriffs ‚Genrebild‘ feststellt (› 4.1).

Hackländer formierte in seinen, im Rahmen politischer Missionen entstandenen Reiseberichten empirisches/ethnographisches Wissen über die Region und ihre Bevölkerung. Mitunter verwies er dezidiert auf seine empirische Vorgehensweise. Seine Texte waren dabei belehrend und unterhaltend. Inhaltlich reproduzierte Hackländer ein weißes, eurozentrisches Bild auf die Region und ihre Einwohner*innen. Der Diskurs speiste sich einerseits aus Ergebnissen anderer literarischer Textformen, stand aber auch im Zusammenhang mit dem aufkommenden Interesse am ‚Orient‘, das sich auch akademisch manifestierte.

177 Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 310 (28.12.1841), S. 1238 f., hier S. 1238.

178 Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 311 (29.12.1841), S. 1241 f., hier S. 1242.

179 1846 erschien eine zweite Auflage unter dem Titel *Reise in den Orient*.

4.2.2 Johann Georg Kohl (1808–1878): Ethnographische Betrachtungen Russlands und der Ukraine

Als einer von zwei der hier besprochenen Autor*innen war Johann Georg Kohl Teil des wissenschaftlich-akademischen Milieus und wurde postum von unterschiedlichen Wissenschaften als ihr Vorreiter benannt. Seine Texte verdeutlichen die Durchlässigkeit zwischen Wissenschaft und Publizistik sowie jene zwischen verschiedenen Wissenschaftszweigen. Mit seinen Reisebeschreibungen formierte Kohl ethnographisches Wissen, das er mitunter auch als solches bezeichnete. Seine Herangehensweise zur Wissensgenerierung scheint mitunter beinahe reflektiert, war durchaus empirisch und nahm volkskundliche Methoden vorweg: Er betonte die Zusammenarbeit mit Gewährsmännern, pflegte einen offenen Umgang mit seinen Forschungsabsichten, forderte das Einholen einer Genehmigung vor Veröffentlichung von Aussagen und sprach sich für den Schutz und die Anonymisierung von Privatpersonen aus.¹⁸⁰ Zudem begab er sich auf dezidiert als ‚ethnographisch‘ bezeichnete Spaziergänge.¹⁸¹ In seinen Texten nahm er die Leser*innenschaft mit auf seine Erkundung des Ortes und protokollierte, was er sah und wahrnahm. Dabei gab er den Blick frei zum Beispiel auf den Aufbau eines Dorfes und seine Bevölkerung. Auch wenn der Inhalt mitunter, wie es Lindner für den Journalisten Henry Mayhew feststellt, „[a]us heutiger Sicht die ethnographische Leistung [entwer-

180 „Wir hatten es uns zur Pflicht gemacht, in Rußland vor Niemandem zu verhehlen, daß wir uns Notizen zum Zwecke der Veröffentlichung sammelten, sondern vielmehr Jeden, der mit uns in nähere Berührung kam, damit offen bekannt zu machen, – keine von Andern erhaltene Nachricht zu veröffentlichen, bei deren Mittheilung uns dieß nicht gestattet wurde, vielmehr bei jeder einigermaßen bedeutsamen Nachricht uns dieß besonders auszubitten, – keine Erzählung wiederzugeben, die irgend eine, nicht etwa der Oeffentlichkeit angehörende Privatperson verletzen könnte, selbst wenn sie auch zur Charakteristik allgemeiner Verhältnisse oder Zustände interessant sein sollte, – und endlich, wo eine Personennachricht der Mittheilung werth und fähig war, Localität, Zeit und Umstände, wenn es sich thun ließ, so zu verändern, daß dadurch alle nahe oder ferne Bezeichnung und Hinweisung verhütet wurde“ (Kohl, Johann Georg, *Reisen im Inneren von Rußland und Polen. Erster Theil. Moskau. Mit einem Titelkupfer und einem Plane von Moskau, Dresden-Leipzig 1841*, S. IV f.).

181 Vgl. Kohl, Johann Georg, *Ethnographische Studien in der Ukraine 117 (175.1841)*, S. 466 f., hier S. 466.

tet]¹⁸², so lässt sich auch für Kohl festhalten, dass „seine ethnographische Leistung der zeitgenössischen voraus“¹⁸³ war.

Johann Georg Kohl wurde 1808 in Bremen geboren und hatte schon früh ein Interesse für das Reisen sowie für geographische Beschreibungen entwickelt. Während seines Jura-Studiums nahm er an den ethnographischen Vorlesungen über „Länder- und Völkerkunde“ des Historikers Arnold Heeren (1760–1842) teil,¹⁸⁴ eine zentrale Figur in der Entwicklung völkerkundlicher Forschung im frühen 19. Jahrhundert.¹⁸⁵ Nachdem Kohl sein Studium abbrechen musste, war er als Erzieher und Hauslehrer in Kurland (heute Teil Lettlands) tätig und editierte in den 1830er Jahren seine ersten Erzählungen und 1841 das zweibändige Werk *Die deutsch-russischen Ostseeprovinzen, oder Natur- und Völkerleben in Kur-, Liv- und Esthland*, das auf den Erfahrungen seiner ersten Reise durch Kurland beruhte.¹⁸⁶ In Dresden, wo er sich 1838 niedergelassen hatte, machte er unter anderem Bekanntschaft mit den Autoren Bertold Auerbach (1812–1882) und Karl Gutzkow (1811–1878) und bekam über den Phrenologen Robert R. Noel (* unbekannt) Kontakt zu Johann Georg von Cotta, der auf seinen Vater folgend den *Cotta*-Verlag leitete. Für das *Morgenblatt* und die *Allgemeine Zeitung* blieb Kohl dauerhaft Autor.¹⁸⁷ Im *Morgenblatt* berichtete er unter anderem von seinen vielen Reisen, die ihn durch Europa und bis nach Amerika führten. Nach seiner Rückkehr aus Amerika im Jahr 1859, ließ sich Kohl in Bremen nieder und wurde dort Stadtbibliothekar. Daneben verfasste er noch einige Schriften zur Kulturgeschichte der Stadt und veröffentlichte weiterhin Reiseberichte und geographische Abhandlungen. 1878 verstarb er dort.¹⁸⁸

182 Lindner (2005), S. 17.

183 Ebd.

184 Wolkenhauer, Wilhelm, Kohl, Johann Georg, in: Allgemeine Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz44097.html#adbcontent>, 1882, eingesehen am 16.1.2026.

185 Vgl. Vermeulen (2009), S. 258.

186 Wolkenhauer (1882).

187 Vgl. Regin, Silke, Johann Georg Kohl. Ethnographische Sprachreflexion im 19. Jahrhundert (= Kasseler Studien – Literatur, Kultur, Medien, Bd. 7), Siegen 2001, S. 29.

188 Ebd., S. 29–32.

Neben seinen ersten Berichten aus Russland im *Morgenblatt* gab er allein im Jahr 1841 die Bücher *Petersburg in Bildern und Skizzen, Reisen in Südrussland und Reisen im Inneren von Rußland und Polen* heraus. Diese fanden „solchen Beifall, daß sie Kohl bewogen, sich ganz dem Berufe eines Reiseschriftstellers hinzugeben“¹⁸⁹. Seine Darlegungen waren bei einer breiten Leser*innenschaft beliebt.¹⁹⁰ Im *Morgenblatt* veröffentlichte Kohl zwischen 1840 und 1849 sowie in den Jahren 1861 und 1862 Artikel, unter anderem aus Schottland, den Alpen sowie der Ukraine und Russland.¹⁹¹ Über Russland erschienen gleich mehrere unterschiedlich betitelte Texte. Mit „Der Petersburger Winter“¹⁹² publizierte Kohl Anfang des Jahres 1840 seine ersten Schilderungen zu der Region. Es folgte im Februar „Die Petersburger Fiaker“¹⁹³, ab Mai in der Rubrik „Länder- und Völkerkunde“ die Serie „Die russischen Diener. Ein Beitrag zur Charakteristik des russischen Volks“¹⁹⁴ und im August „Feine Welt in Moskau“¹⁹⁵. Ihren Abschluss fand die Berichterstattung mit den „Ethnographischen Studien in der Ukraine“¹⁹⁶ ab Mai 1841. In seinen Aufsätzen zeichnete Kohl sowohl ein charakteristisches Bild der Russen als ‚Volk‘ beziehungsweise ‚Nation‘ als auch ein Bild der unterschiedlichen ‚Klassen‘ (› 5.1, › 5.2).

Nationalität und Klassenzugehörigkeit gehörten für Kohl zu den zentralen Kategorien in seinen Gesellschaftsbeschreibungen. Seine Texte zeugen nicht nur von seiner Kenntnis über die zeitgenössischen russischen gesellschaftlichen Zustände¹⁹⁷. Der Literat zeichnete auch

189 Wolkenhauer (1882).

190 Regin (2001), S. 29.

191 Für die komplette Auflistung der Texte vgl. Fischer (2000), S. 328 f.

192 Kohl, Johann Georg, Der Petersburger Winter, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 34–36 (9.2.1840 ff.).

193 Ders., Die Petersburger Fiaker, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 40–42 (15.2.1840 ff.).

194 Ders., Die russischen Diener. Ein Beitrag zur Charakteristik des russischen Volks, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 105–111 (1.5.1840 ff.).

195 Ders., Feine Welt in Moskau, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 188–191 (7.8.1840 ff.).

196 Ders., Ethnographische Studien in der Ukraine, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 111–120 (10.5.1841 ff.).

197 In Russland gab es im 18. Jahrhundert keine Stände im deutschen Sinne. Russlands Gesellschaftshierarchie war relativ durchlässig, Aufstieg war besonders durch Staatsdienst möglich, und die Abgrenzung zwischen gesellschaftlichen Gruppen unscharf. Die Ordnung ging vom Staat aus, der Rangklassen mit kollektiven Privilegien schuf (vgl. Osterhammel (2010), S. 1060 f.).

das Bild einer Gesellschaft, in der die jeweiligen Bevölkerungsgruppen nicht komplett getrennt voneinander betrachtet werden konnten, sondern miteinander interagierten und dadurch gesellschaftliches Leben und Gesellschaft schufen. Soziale Charakteristika und nationale Zugehörigkeit wurden von ihm zusammengedacht und verdeutlichten die enge Verbindung zwischen den beiden Kategorien als Ordnungsstrategien. Die Dienerschaft zum Beispiel verortete Kohl innerhalb des russischen ‚Volkes‘, die ‚Klassenzugehörigkeit‘ verstärkte laut ihm angeblich nationale Charakteristika.¹⁹⁸ Sein Blick auf marginalisierte Gruppen war von seinem ethnographischen Interesse angeleitet und dem Wunsch, die „Menschenklasse zu charakterisieren“¹⁹⁹, wie er formulierte. So illustrierte er etwa die Lohnarbeiter*innen,

„deren Studium für den Ethnographen und Psychologen eines der interessantesten ist, das ihm irgend eine Hauptstadt bieten kann. Wir versuchen es, diese merkwürdige Menschenklasse zu charakterisieren, und zwar betrachten wir vor Allem die Elemente, aus denen sie in Petersburg besteht.“²⁰⁰

Außerhalb seiner *Morgenblatt*-Tätigkeit verfasste Kohl 91, thematisch sehr verschiedene Titel.²⁰¹ Diese Vielfältigkeit führte schließlich dazu, dass er bis heute von unterschiedlichen Disziplinen als (prädisziplinärer) Fachvertreter beansprucht wird.²⁰² 1870 etwa veröffentlichte der amerikanische Priester Benjamin Franklin de Costa eine Auseinandersetzung mit Kohls Texten, herausgegeben von der *Maine Historical Society*, unter dem Titel „The Northmen in Maine; a Critical Exami-

198 Kohl, Johann Georg, Die russischen Diener, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 105 (1.5.1840), S. 419 f., hier S. 419. Vgl. dazu Kapitel 5.2.

199 Ebd.

200 Ebd.

201 Vgl. Deutsche Digitale Bibliothek. Kultur und Wissen online (Hrsg.), Johann Georg Kohl, online unter: <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/person/gnd/119117509?query=Kohl%2C+Johann+Georg+%26%26isThumbnailFiltered=false&rows=20&offset=0&viewType=list&firstHit=TSOTZO6WZH7RWKGX2FOGFOPFOSPQZOLS&lastHit=lasthit>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.

202 Einen Hinweis darauf gibt der deutschsprachige Wikipedia-Artikel, der eine umfangreiche Rezeptionsliste enthält. Vgl. Wikipedia (Hrsg.), Johann Georg Kohl, online unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Georg_Kohl, o.D., eingesehen am 16.1.2026.

nation of Views Expressed in connection with the Subject, by Dr. J. H. [sic] Kohl“. Der Autor bezeichnete Kohl darin als „distinguished scholar“²⁰³: „For the talents and attainments of Dr. Kohl we entertain high admiration, and yet errors coming from such a source are doubly injurious, and more than all others, demand refutation.“²⁰⁴ 1884/85 tauchte Kohl im *Verzeichnis Bremischer Naturforscher* auf und wurde dort als „fruchtbarer Schriftsteller, besonders im Gebiete der Länder- und Völkerkunde“²⁰⁵ aufgeführt. Das Beispiel verdeutlicht auch, dass zu jener Zeit die disziplinären Grenzen anders als heute noch nicht klar definiert waren. Auch im 20. Jahrhundert²⁰⁶ wurde Kohl vielfach besprochen und dabei in unterschiedlichen Fächern verortet (zum Beispiel in der Geographie²⁰⁷, Geologie²⁰⁸ und Germanistik²⁰⁹). Während des Nationalsozialismus veröffentlichten die *Deutschen geographischen Blätter* eine Auseinandersetzung mit dem Autor unter dem Titel „J. G. Kohl und seine Bedeutung für die deutsche Landes- und Volksforschung“.²¹⁰ In der volkskundlichen Fachgeschichtsschreibung findet er Erwähnung bei Kai Detlev Sievers, der sich im Einführungsband *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie* von Rolf W. Brednich den „Fragestellungen der Volkskunde im 19. Jahrhundert“ annähert. Er verweist auf den „Schriftsteller und Journalisten“²¹¹ Kohl, der ganz Europa, Kanada und die USA bereiste und Berichte darüber verfasste. Von besonderer Bedeutung ist für Sievers das dreibändige von Kohl verfasste Werk *Die Marschen und Inseln*

203 DeCosta, B. F., *The Northmen in Maine; a Critical Examination of Views Expressed in Connection with the Subject, By J. H. Kohl* (= Volume I of the New Series of the Maine Historical Society), Albany 1870, S. 5.

204 Ebd.

205 Focke, Wilhelm Olbers, *Verzeichnis Bremischer Naturforscher*, in: *Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen* 9 (1884/85), S. 325–333, hier auf S. 331.

206 Im Folgenden werden Beispiele genannt, die aus unterschiedlichen Jahren stammen, um die Breite der Rezeption zu verdeutlichen.

207 Vgl. u.a. Peucker, Thomas K., *Johann Georg Kohl, A Theoretical Geographer of the 19th Century*, in: *The Professional Geographer* 20 (1968), Heft 4, S. 247–250.

208 Vgl. u.a. Vogel, Sigrid, *Der Karst-Erklärer Johann Georg Kohl – Zum Gebrauch des Begriffs „Karst“ im 19. Jahrhundert*, in: *Die Höhle* 70 (2019), Heft 1–4, S. 102–111.

209 Regin (2001), S. 55 f.

210 Vgl. Anneli, Alexander, *J. G. Kohl und seine Bedeutung für die deutsche Landes- und Volksforschung*, in: *Deutsche geographische Blätter* (1940), Band 43, S. 7–126.

211 Sievers (2001), S. 32.

der *Herzogthümer Schleswig und Holstein* (1846), dem er einen „vielseitigen Eindruck von der Volkskultur dieser Zeit“²¹² zuschreibt und das „deshalb zu den wichtigen volkskundlichen Quellen des 19. Jahrhunderts“²¹³ gehöre. Obwohl Kohl wiederholt in unterschiedlichen Fächern Erwähnung findet, gilt er in erster Linie als Reiseschriftsteller. Nur in der akademischen Geographie nahm Kohl bereits zu Lebzeiten eine besondere Stellung ein, wie die Germanistin Silke Regin nachzeichnet. So sei Carl Ritter (1779–1859), Mitbegründer der modernen wissenschaftlichen Geographie, darum bemüht gewesen, Kohl für seinen Lehrstuhl an der Universität Graz zu gewinnen. Außerdem bestand Kontakt zu Alexander von Humboldt (1769–1859).²¹⁴ Das Beispiel Kohl zeigt, wie durchlässig die Grenzen zwischen verschiedenen Fachzweigen ist und wie eng ‚volks‘- und ‚völkerkundliche‘ Interessen vor ihrer Trennung in zwei wissenschaftliche Disziplinen verknüpft und durch einen ethnographischen Blick verbunden waren.²¹⁵

Viele von Kohls Texten lassen sich heute als Bausteine auf dem Weg zur institutionalisierten Ethnologie lesen. ‚Ethnographie‘ war ein zentraler Terminus in Kohls Werk. Folgendes Zitat aus seinem Buch *Reisen in Südrußland* veranschaulicht sein Begriffsverständnis. Er verknüpfte ethnographische Beschreibungen mit naturwissenschaftlichen Themenfeldern und historischen sowie geographischen Erkenntnissen:

„Wir wollten in diesen Aufsätzen zunächst nur insbesondere Das aus der Naturgeschichte herausheben, was vorzüglich einem Ethnographen, Geschichts- und Länderkundigen wichtig sein könnte; wir wollten die Natur und Producte der Steppen, in Hinsicht auf den Einfluß, den sie auf Geschichte und Sitten ihrer Bewohner äußern könnten, oder geäußert haben, schildern.“²¹⁶

212 Ebd.

213 Ebd.

214 Vgl. Regin (2001), S. 29 f., 32 f.

215 Hier gilt es zu bedenken, dass diese Trennung, die in den deutschsprachigen Ländern existiert, nicht überall zu finden ist. Auch in Deutschland gab es in den letzten Jahrzehnten eine Annäherung, die unter anderem daran erkennbar ist, dass die beiden Disziplinen an einigen Universitäten zusammen gelehrt werden.

216 Kohl, Johann Georg, *Reisen in Südrußland*. Zweiter Theil, Dresden-Leipzig 1841, S. V.

Unter einer ethnographischen Arbeit verstand Kohl nicht die Beschreibung einer homogenen Bevölkerung im Sinne einer ‚Ethnie‘ oder ‚Nation‘, sondern eine mit sozialen Unterschieden und so nahm er beispielsweise sowohl die Dienerschaft als auch den Adel in den Blick und verortete sie dabei in der Stadt. Was Lindner für Mayhew festhält, nämlich dass es ihm in dessen Beschäftigung mit dem Londoner Straßenvolk nicht um die Armen an sich ging, sondern um die evolutionistische Beschreibung „ein[es] fremde[n] Volk[s] im eigenen, mit besonderen Zügen und Merkmalen“²¹⁷, trifft auch auf Kohl zu. Die Dienerschaft sei, so Kohl, „eine der gefährlichsten Klassen in Rußland“²¹⁸ mit einem „revolutionären Geist“²¹⁹. Der Amme schrieb Kohl eine „recht launenhafte, zudringlich, freche, meist ungemein wohlgenährte“²²⁰ Charakteristik zu und ein „behagliche[s] Aeußere[s], die rothen Wangen dieser bunten Pfauen, die Zuversicht in ihrem Auftreten“²²¹, das „dem Beobachter gleich ihre ganze Stellung“²²² verraten würde. Kohl nahm demnach einen ähnlich bürgerlichen Blick ein, der kritisch mit hierarchisch schlechter gestellten ‚Klassen‘ umging, wie etwa bei Schoppe (› 4.1.1) beobachtet werden konnte. Damit gab er gleichzeitig aber auch den Blick frei auf eine sozial differenzierte Gesellschaft.

Nicht zuletzt befand sich Kohl auch in einer Mittlerstellung zwischen Publizistik und Wissenschaft. Er zeigt zum einen, wie durchlässig Wissenschaft zu jenem Zeitpunkt war. Er selbst vertrat, ähnlich wie Steub (› 3.3.2), ein offenes Verständnis von einer Wissenschaft, die (noch) nicht im Elfenbeinturm produziert wurde, sondern in einem Zusammenspiel aus ‚Laien‘ und akademisch Forschenden: „Denn allerdings kann jeder Reisende, auch der reisende Laie, sich als im Dienste der Wissenschaft stehend betrachten, da er im Stande ist, manche Bemerkung zu machen, durch deren Mittheilung dann den Forschern

217 Lindner (2005), S. 17.

218 Kohl (1.5.1840), S. 419.

219 Ebd.

220 Kohl, Johann Georg, Die russischen Diener, in: Morgenblatt für gebildete Stände 109 (6.5.1840), S. 435.

221 Ebd.

222 Ebd.

gedient wird.²²³ Wie sein Schriftsteller-Kollege Lentner (> 3.3.1) griff zum Beispiel auch Kohl auf die direkte Rede und Szenenbeschreibungen²²⁴ als Strategien zur Authentifizierung zurück, und stellte, wie Hackländer (> 4.2.1), bekanntes Wissen in Frage.²²⁵

4.3 Sozialreformerisch-philanthropische Texte: Interesse an Misständen

Nicht nur das Interesse am (eigenen) Alltag und den ‚Besonderheiten‘ anderer Länder nahm im 19. Jahrhundert zu. Auch soziale Misstände traten in das öffentliche Bewusstsein: Begriffe und Phänomene wie der ‚Pauperismus‘, später weiter gefasst als ‚soziale Frage‘, und die Frauen- sowie Sklavenfrage wurden von politischen, wissenschaftlichen und nicht zuletzt publizistischen Institutionen und Akteur*innen diskutiert. So entstand mit diesen Bewegungen ein Humanitarismus „als Gegenbewegung zu mächtigen Tendenzen der Zeit“²²⁶ und als ein „moralisches Korrektiv gegen den normativen Minimalismus der Anarchie unter den Völkern und Staaten“²²⁷, der einen differenzierenden und letztlich ethnographischen Blick auf die Gesellschaft schärfte.

Die soziale Frage wurde ab den 1840er Jahren in einer breiten Öffentlichkeit besprochen.²²⁸ Sie fand unter anderem Eingang in die Gesellschaftsromane jener Zeit²²⁹ und in die aus einer Kombination von Staatenkunde und ethnographischem Blick neu entstandene Sozialreportage, die zuerst im Kontext kolonialer Berichterstattung, bald

223 Kohl, Johann Georg, *Reisen in Südrußland. Erster Theil. Neuußland. – Odessa. – Ausflüge in die Steppen*, 2., verm. u. verb. Aufl., Dresden-Leipzig 1847, S. VI.

224 Vgl. u.a. Kohl, Johann Georg, *Die Petersburger Fiaker*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 41 (17.2.1840), S. 162–164, hier S. 163.

225 In seiner Dorfbeschreibung vermerkte er in einer Fußnote, „grobe Fehler [der] Statistiker und Ethnographen in Bezug auf die Stärke des kleinrussischen Volksstammes [...]“ (Kohl (17.5.1841), S. 466).

226 Osterhammel (2010), S. 725.

227 Ebd.

228 Hippel, Wolfgang von/Stier, Bernhard, *Europa zwischen Reform und Revolution 1800–1850* (= *Handbuch der Geschichte Europas*, Bd. 7), Stuttgart 2012, S. 335.

229 Vgl. Evans (2018), S. 242 f.

aber auch auf europäische Sachlagen angewandt wurde.²³⁰ „Eine vergleichbar breite und intensive und seitdem ständig fortgeführte Debatte über den besten Weg in die Zukunft der Menschheit – jedenfalls der europäischen Menschheit – hat es zuvor noch nie gegeben“²³¹, fassen die Historiker Wolfgang von Hippel und Bernhard Stier zusammen. Das Aufzeigen sozialer Ungerechtigkeiten ging häufig mit einer Forderung nach sozialen Reformen einher.²³² Diese wurden maßgeblich publizistisch vorbereitet.²³³ Friedrich Engels (1820–1895) Buch über *Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen* (1845) und Henry Mayhews journalistische Texte *London Labour and the London Poor* (1851) gehören zu den bekanntesten Werken dieses neuen Bewusstseins und des sozialreformerischen Blicks der Publizistik. Beide wurden später in die Reihe prädisziplinärer Wissensproduzenten in sozial- und kulturwissenschaftliche Fächer aufgenommen: Henry Mayhew wurde 2005 von Lindner zum Ethnographen erklärt,²³⁴ Friedrich Engels zählt gemeinsam mit Karl Marx (1818–1883) zu den Vordenkern des „wissenschaftlichen Sozialismus“²³⁵. Seine Publikation gehört noch heute zu den zentralen Werken der englischen Sozialgeschichte des 19. Jahrhunderts.²³⁶ Auch im *Morgenblatt* wurden Fragen rund um das Thema soziale Gerechtigkeit behandelt und marginalisierte Bevölkerungsgruppen in den Blick genommen: zum Beispiel der Pauperismus als die „große Frage der Zeit“²³⁷ (1837), die „Londo-

230 Osterhammel (2010), S. 46 f.

231 Hippel/Stier (2012), S. 335.

232 Ebd.

233 Vgl. Tennstedt, Florian, Sozialreform in Deutschland. Einige Anmerkungen zum Verhältnis von wissenschaftlichen (Vereins-)Initiativen und politischer Herrschaft seit dem 19. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Sozialreform 32 (1986), Heft 1, S. 10–24, hier S. 12.

234 Lindner (2005).

235 Kaschuba (2012), S. 40.

236 Osterhammel (2010), S. 47.

237 Bei dieser Stellungnahme betonte das *Morgenblatt* die Dringlichkeit, mit der der sozialen Ungerechtigkeit begegnet werden musste. Es machte darüber hinaus aber auch deutlich, dass die Gefahr des Pauperismus nicht nur in der Verelendung dieser „niedern und unbemittelten Volksklassen“ (Der Pauperismus, oder die große Frage der Zeit, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 287 (1.12.1837), S. 1149 f., hier S. 1149) läge, sondern das gesamte gesellschaftliche System bedroht war. Dieses Motiv begegnete den Leser*innen wiederholt, vgl. auch Kapitel 4.1.1 und 4.3.1.

ner Bettler²³⁸ (1837) und das „Judenviertel in London“²³⁹ (1845) oder die Berliner „Wohnungsnoth“²⁴⁰ (1857). Diese Themen wurden jedoch bevorzugt im Kontext anderer Nationen behandelt. Die strenge Zensur in den deutschen Ländern kann eine Erklärung für diese geografische Verlagerung gesellschaftlicher Probleme und der sozialen Frage ins Ausland sein.²⁴¹

Die sozialreformerische Presse stärkte einen Diskurs, der ab der Jahrhundertmitte in Deutschland von den Sozialenqueten, ab den 1870er Jahren von Vereinen an der Schnittstelle zwischen Wissenschaft und Politik und schließlich von den neuen Kultur- und Sozialwissenschaften weitergeführt wurde. In der Beschäftigung mit den sozialen Missständen sehen die beiden Soziologen Heinz Maus und Anthony Oberschall ein zentrales Glied in der Geschichte der empirischen Sozialforschung.²⁴² Armut wurde nicht mehr als natürlich, sondern als gesellschaftlich bedingt gesehen.²⁴³ Die publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen öffneten den Blick für soziale Unterschiede und marginalisierte Gruppen und bereiteten den Weg in eine wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema vor, wie sie etwa in der Soziologie und später der Empirischen Kulturwissenschaft vorgenommen wird. Über die gesellschaftlichen Bedingungen wurde auch im Kontext der Frauen- und Sklavenfrage diskutiert: Die Geschlechter- (> 5.3) und „Rassenordnungen“ (> 5.1) wurden zwar weitaus biologistischer begründet, aber auch sie gaben den Blick auf eine differenzierte Gesellschaft und marginalisierte Gruppen frei. Kämpfer*innen für die Frauen- und Sklavenemanzipation forderten eine gesellschaftliche Umgestaltung ein

238 Die Londoner Bettler, in: Morgenblatt für gebildete Leser 252 (21.10.1837), S. 1009 f.

239 Das Judenviertel in London, in: Morgenblatt für gebildete Leser 289 f. (3.12.1845 f.).

240 Berlin, Juni. Wohnungsnoth, in: Morgenblatt für gebildete Leser 27 (5.7.1857), S. 648.

241 Die Literaturwissenschaftlerin Anja Peters betont den Einfluss der strengen Zensur auf die Berichterstattung (vgl. Peters (2010), S. 199). Für einen Überblick über die Zensur in den deutschen Ländern zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert vgl. u.a. Wilke, Jürgen; Zensur und Pressefreiheit, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hrsg. v. Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG), online unter: <http://www.ieg-ego.eu/wilkej-2013a-de>, 18.4.2013, eingesehen am 26.1.2026.

242 Vgl. Maus (2018); Oberschall (1997).

243 Wendt, Wolf Rainer, Geschichte der Sozialen Arbeit 1. Die Gesellschaft vor der sozialen Frage 1750 bis 1900, 6., überarb. u. erw. Aufl., Wiesbaden 2017, S. 97.

und machten damit gesellschaftliche Ordnungen zu einer veränderbaren Größe.

Waren es bisher vor allem Männer wie Engels und Mayhew, die an jener Schnittstelle postum in die sozial- und kulturwissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibungen aufgenommen wurden, werde ich aufzeigen, welche Rolle Frauen in der Produktion gesellschaftlichen Wissens spielten. Dass die fehlende Berücksichtigung von Akteurinnen weit mehr mit einer von patriarchalen Strukturen geprägten Fachgeschichtsschreibung zusammenhängt als mit mangelnder Wissensarbeit, sollte keiner Bemerkung mehr brauchen. Es lässt sich annehmen, dass sich die meisten Wissenschaftler*innen heute dieser Schiefelage bewusst sind. Doch in die wegweisenden Monografien der verschiedenen Disziplingeschichten und damit in die prädisziplinäre Ahnengalerie haben es Frauen bisher dennoch nur vereinzelt geschafft.²⁴⁴ Die beiden nachstehend besprochenen Literatinnen, Amely Bölte und Otilie Assing, geben einen Hinweis darauf, wie eng Publizistik und publizistische Wissensarbeit mit dem Aktivismus jener Zeit verbunden waren und gesellschaftliches Wissen mit einer bestimmten Intention geschaffen wurde. Sie machen sichtbar, wie der Aktivismus als Motor für die Produktion ethnographischen Wissens und gesellschaftlicher Ordnungen funktionierte. Dies ist nicht zuletzt deshalb interessant, weil in jüngerer Vergangenheit die Verbindung zwischen Wissenschaft und Aktivismus in der Empirischen Kulturwissenschaft wiederholt ausgehandelt und diskutiert worden ist.²⁴⁵ Exemplarisch wird je ein sozialer Austauschprozess des 19. Jahrhunderts berücksichtigt, der von den beiden Frauen mitgeführt wurde: Bölte nahm sich der sozialen Frage an, Assing der Sklavenemanzipation. Beide Frauen beschäftigten sich daneben auch mit der Frauenemanzipation. Ihre Standpunkte zu diesem Thema fließen in Kapitel 5,3 zur Geschlechterordnung mit ein.

²⁴⁴ Vgl. z.B. Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa, *Frauen in der Soziologie. Neun Porträts*, München 1998.

²⁴⁵ Zum Beispiel: Kolloquium des Instituts für Europäische Ethnologie (HU Berlin) „Ethnologische Wissensproduktion: Objektivität. Moral. Politik“, Podiumsdiskussion „Konstruktive Perspektiven. Gesellschaftspolitisches Engagement von Wissenschaft und Kunst in Zeiten der Krise“ bei der Internationalen Tagung für Kulturanthropologie, Europäische Ethnologie und Volkskunde „Dimensionen des Politischen“ vom 25. bis 28. Mai 2016;

4.3.1 Amely Bölte (1811–1891): Soziale Frage in London

Amely Bölte war Philanthropin und Schriftstellerin, die einen Teil ihrer Schaffensphase in England verbrachte. Ihre Texte *Erzählungen aus der Mappe einer Deutschen in England* (1848) und *Visitenbuch eines deutschen Arztes in London* (1852, 2 Bände) über die ‚High Society‘ in London machten sie in Deutschland bekannt. Im *Morgenblatt* nahm sie sich dem kulturellen, politischen und alltäglichen Leben dieser Stadt an und verfasste eine Reihe sozialkritischer Artikel. Diese reformerischen Texte machten nicht nur die Situation der Londoner Arbeiter*innen sowie marginalisierter Bevölkerungsgruppen wie Näherinnen oder Bettler*innen für die deutschsprachigen Lesenden sichtbar, sondern produzierten auch Wissen über gesellschaftliche Strukturen und Machtverhältnisse. Sowohl biographisch als auch in ihrer Textproduktion lassen sich Parallelen zu Schoppe (> 4.1.1) und Assing (> 4.3.2) ziehen, etwa in ihrer durch die Schriftstellerei garantierten Unabhängigkeit von männlichen Versorgern, ihren Auslandsaufenthalten sowie in der Verwendung von männlichen Pseudonymen und in der Darstellung marginalisierter Bevölkerungsgruppen. Die Frauen stellen damit weniger Einzelfälle dar, sondern geben uns Hinweise auf strukturelle Bedingungen für Literatinnen jener Zeit.

Die unter dem Namen Amely Bölte bekannte Schriftstellerin wurde als Amalie Charlotte Elise Marianne Bölte 1811 in Mecklenburg-Schwerin geboren. Sie wuchs in bürgerlichen Verhältnissen auf. Ihr Vater war Bürgermeister und Jurist, ihre Tante, Fanny Tarnow (1779–1862), eine zur damaligen Zeit bekannte Schriftstellerin. Um ein selbstständiges Leben führen zu können, war Bölte als Erzieherin tätig. 1839 ging sie nach England, wo sie Englisch studierte und schließlich als Übersetzerin arbeitete. Über Karl August Varnhagen von Ense (1785–1858) erhielt Bölte schließlich Kontakt zum *Morgenblatt*. Obwohl ihr erster Bericht, der unter einem männlichen Pseudonym eingereicht worden war, abgelehnt wurde, nahm sie 1847 neuerlich Verbindung zum damaligen Redakteur Hermann Hauff auf und wurde seine erste Korrespon-

dentin aus London.²⁴⁶ Aufgrund der angespannten Situation der Presse gelang es ihr nur selten, literarische Texte in der Zeitung zu platzieren und sie bestritt ihren Unterhalt, wie vermehrt auch andere Literat*innen in den 1830er und 1840er Jahren, mittels Korrespondenzen.²⁴⁷ Auch nach ihrer Rückkehr nach Deutschland im Jahr 1851 veröffentlichte Bölte weiterhin Korrespondenzen, vornehmlich aus Dresden.²⁴⁸ Dort verkehrte sie, wie Johann Georg Kohl (› 4.2.2), unter anderem mit Bertold Auerbach und Karl Gutzkow, für dessen Blatt *Unterhaltungen am häuslichen Herd* sie Texte verfasste. Bölte war bis zu ihrem Tod 1891 als Literatin tätig. Daneben setzte sie sich für Frauenrechte, besonders für die „soziale Sicherheit erwerbstätiger Frauen“²⁴⁹, und sozialreformerische Belange ein.²⁵⁰ Das Interesse für marginalisierte Bevölkerungsgruppen kam auch in ihren Texten zum Vorschein, wenngleich ihre Beschäftigung mit den Missständen in Deutschland auf Kritik und Unverständnis stieß.²⁵¹

Die ‚Noth‘²⁵² war wiederholt zentrales Thema in Böltes Londoner Korrespondenzen. In ihnen zeichnete sie ein realitätsnahes Bild der zeitgenössischen Entwicklungen dieser Großstadt und griff gleichzeitig auf die traditionelle englische Repräsentationsform der ‚Cries‘ zurück. Ausgehend von Frankreich um 1500 verbreitete sich dieses Genre (‚Cris de Paris‘, ‚London Cries‘), eine Bild-Text-Kombination, in denen städtische Berufe wie Marktschreier oder Hausierer dargestellt wurden. Dieses Genre lenkte mit seinen Darstellungen von Armut die Aufmerksamkeit auf einen Teil der Bevölkerung, der zuvor weitgehend unsichtbar

246 Brinker-Gabler/Ludwig/Wöffen (1986), S. 36–38, hier S. 36 f.; Fränkel, Ludwig, Bölte, Amalie, in: Allgemeine Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz5043.html>, 1903, eingesehen am 16.1.2026.

247 Peters (2010), S. 199.

248 Für die komplette Auflistung der Texte vgl. Fischer (2000), S. 197.

249 Peters (2010), S. 200.

250 Brinker-Gabler/Ludwig/Wöffen (1986), S. 37; Fränkel (1903).

251 Peters (2010), S. 200.

252 Im August 1847 informierte sie unter „Die Noth“ über jene der immigrierten Irländer (Bölte, Amely, London, Juli. Die Parlamentswahlen. – Die Judenfrage. – Die Noth, in: Morgenblatt für gebildete Leser 191 (11.8.1847), S. 763 f.), der Not von Ausländer*innen, welche die allgemeine Notlage verstärkten, widmete sie sich im September desselben Jahres (Bölte, Amely, London, August. Ende der Saison. – Die Noth der Fremden, in: Morgenblatt für gebildete Leser 217 f. (10.9.1847 f.).

geblieben war. Im 16. Jahrhundert verbreiteten sich ‚Cries‘ über ganz Europa und bestanden bis ins 20. Jahrhundert in unterschiedlichen Formaten. Im viktorianischen Zeitalter (1837–1901) wurde die Armut auf verschiedene Weise dargestellt, darunter romantisierende Darstellungen, übertriebene Darstellungen und ein eher dokumentarischer Ansatz.²⁵³ Bölte schrieb 1848 über die Londoner Zustände:

„Das Land seufzt indessen unter der Last seiner mannigfachen Uebel. Der Handel stockt, die Fabriken stehen still, die Armuth nimmt zu und das Murren der Unzufriedenheit wird lauter. Man hört die fernen, Unheil weissagenden Stimmen, und hört sie mit Bangen; [...] man will sie durch Furcht zum Schweigen bringen; aber sie schweigen nicht! Hunger, Noth, Elend, erlittenes Unrecht und eine hoffnungslose Zukunft sind schwer zu unterdrückende Triebe. Das Recht des Menschen, unter dem weiten Himmelszelte ein Fleckchen zum Wohnen und ein Stück Brod zur Nahrung zu finden, ist nicht hinweg zu läugnen.“²⁵⁴

Die Not würde, so Böltes Fazit, in London zunehmen und die Stimmen, die darauf aufmerksam machten, immer lauter. In London und England ganz allgemein wurde Armut im 19. Jahrhundert noch sichtbarer als in vorangegangenen Epochen: Es gibt Hinweise darauf, dass sich die Kluft zwischen Arm und Reich – insbesondere zwischen dem Großbürgertum und den handarbeitenden Klassen – in England und Frankreich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts kontinuierlich vergrößerte. Dadurch wurde die Armut in den Straßen wahrnehmbar. Reportagen und die beginnende Sozialforschung gaben Einblick in die Lebensstandards und Einkommensverhältnisse der Bevölkerung.²⁵⁵ Im 19. Jahrhundert wurde diese Perspektive, die aus den ‚Cries‘ entstanden war, in der Bürokratisierung und Professionalisierung der Betrachtung von Randgruppen von Polizist*innen, Fotograf*innen und Kriminolog*innen, aber auch

253 Shesgreen, Sean, *Images of the Outcast. Urban Poor in the Cries of London*, Manchester 2002, S. 2 f.; vgl. auch Lauster (2007), S. 153.

254 Bölte, Amely, London, Juni. Nothstand – R. Owen – Blumenfeste, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 162 (7.7.1848), S. 648.

255 Osterhammel (2010), S. 323, 332.

Doktor*innen, Anwält*innen und Architekt*innen und später von den neu entstandenen Sozialwissenschaftler*innen weitergetragen: „[...] [T]hese writers took over from artists the task of classifying, labelling, stereotyping and representing the urban underclass. [...] [T]heir analysis established the sociological perspective as the one we employ when we ‚see‘ the underclass today.“²⁵⁶ So waren im 19. Jahrhundert eben auch Literat*innen, wie Bölte, aber auch Schoppe, Personen, die diesen Weg bereiteten. Bölte nahm sich in dieser Tradition stehend dem Leben marginalisierter Gruppen an. Ihre Darstellungen waren jedoch nicht allein Repräsentation. Bölte verfolgte eine philanthropisch-sozialreformerische Agenda, mit der sie die zeitgenössischen staatlichen Unterstützungssysteme angriff.²⁵⁷

Böltes Beschreibungen waren nicht wertfrei. Ihr Mitgefühl verteilte sie nicht voraussetzungslos, sondern war mitunter moralisierend – ähnlich wie Schoppes Genrebilder –, und mit einer Kritik am Staat verbunden. Während sie etwa den Näherinnen mit einer gewissen Empathie begegnete, zeichnete sie ein weitaus negativeres Bild der Bettler. Auf die Londoner Näherinnen ging Bölte in zwei Februarausgaben des *Morgenblatts* ein.²⁵⁸ Bölte klagte an: „Dreißig tausend weibliche Wesen, die mit der angestrengtesten Arbeit nicht so viel erschwingen können, um nothdürftig ihr Daseyn zu fristen. [...] [D]as weibliche Proletariat ist auf's Verhungern angewiesen.“²⁵⁹ Die Lösung sei für viele, sich „allnächtlich [...] in den Straßen anzubieten, nur um sich selbst, und die ihnen theuer sind, vor dem Hungertode zu bewahren – das ist empörend!“²⁶⁰ Dabei kritisierte sie zum einen eingeführte staatli-

256 Shesgreen (2002), S. 170.

257 Ihren in England für die englische Gesellschaft eingeübten Blick wandte Bölte auch auf die ‚deutsche‘ an. Auf ihrer Reise nach Mecklenburg 1847 hielt sie fest, der „Proletarier [sei] ein Sklave“ (Bölte, Amely, Aus Mecklenburg-Schwerin, Oktober. Oeffentliche Zustände, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 260 (30.10.1847), S. 1040). Auch hier verortete sie die Hauptschuld daran im institutionellen Versagen.

258 Ein besonderer Kontrast ergab sich für die Lesenden dadurch, dass die Literatin in der vorangegangenen Ausgabe „[a]us der vornehmen Welt“ (Bölte, Amely, London, Februar. Aus der vornehmen Welt, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 49 (26.2.1850), S. 195 f.) berichtet hatte.

259 Dies., London, Februar. (Fortsetzung.). Oeffentliche Noth, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 50 (27.2.1850), S. 200.

260 Ebd.

che, soziale Maßnahmen, wie die „hoh[e] Armensteuer“²⁶¹ sowie die „zahlreichen wohlthätigen Anstalten“²⁶², denen der Blick für die wahren Probleme, wie die „mangelnden Erwerbsquellen“²⁶³ fehle sowie den aufsteigenden Kapitalismus: „Damit der Einzelne gewinne, müssen Tausend kümmerlich an einer Brodrinde zehren, oder dem Laster einheimfallen.“²⁶⁴ In ihrer Gottesgläubigkeit, die an mehreren Stellen deutlich wird, bewertete Amely Bölte die Strategien der Frauen zum Überleben als Laster und wertete die Frauen in ihren Aussagen ab, indem sie sie zum Beispiel, einen öffentlichen Diskurs aufgreifend, als „physisch und moralisch gesunken[e] Wesen“²⁶⁵ und als „Abschaum der Bevölkerung“²⁶⁶ bezeichnete.

Während Bölte in ihrer Beschreibung der Näherinnen deren Situation mit Mitleid begegnete, ging sie mit Bettlern, bei denen sie zwischen ‚wandernden‘ und ‚sitzenden‘ unterschied, viel härter ins Gericht. Wandernd seien jene, die Messer, Scheren, Nadelkissen, Nähbaumwolle und Ähnliches anboten; sitzende jene, die „entweder einen Sinn oder ein Glied“²⁶⁷ verloren hätten. Es seien die Bettler, die „jedes menschliche Gebrechen [...] der menschlichen Sympathie in der widerlichsten Gestalt [vorführen], damit man einen Ekel vor dieser Erde und seinen Bewohnern empfinden und sich den Weg zur Himmelspforte desto schleuniger ebnen möge“²⁶⁸. Bettelei, so Bölte, sei ein „Gewerbe“²⁶⁹ und eine „Professio[n]“²⁷⁰, die geduldet sei: „Am Ende ist es ja auch eine Art Müssiggang, und Müssiggang war hier von jeher angesehener als Arbeit[.]“²⁷¹ Letztlich machte Bölte darin auch ihre Kritik am Staat

261 Ebd.

262 Ebd.

263 Ebd.

264 Bölte, Amely, London, Februar. (Schluß.). Oeffentliche Noth, in: Morgenblatt für gebildete Leser 51 (28.2.1850), S. 204.

265 Ebd.

266 Ebd.

267 Dies., London, Februar. (Fortsetzung.). Straßenleben, in: Morgenblatt für gebildete Leser 57 (7.3.1849), S. 227 f., hier S. 228.

268 Dies., London, Februar. (Fortsetzung.). Bettler, in: Morgenblatt für gebildete Leser 58 (8.3.1849), S. 232.

269 Dies., London, Februar. (Schluß.). Bettler. – Die de Vere, in: Morgenblatt für gebildete Leser 59 (9.3.1849), S. 236.

270 Ebd.

271 Ebd.

deutlich, denn „der rechtliche Mann, der ein so verächtliches Gewerbe verschmäht, [kann] daheim mit seiner Familie umkommen [...], ohne daß ihm jene Unterstützung zu Theil wird, die der Staat und seine Mitbürger ihm schulden“²⁷².

Bölte war jedoch nicht nur an den Gründen und Darlegungen der gesellschaftlichen Not interessiert, mitunter präsentierte sie auch Lösungsansätze. Über „[d]as Frühstück des Londoner Proletariats“ berichtete sie:

„Hier [in der Oxford-Street] herrschte gleich nicht mehr jene feierliche Stille, die selbst den Schritt des einzelnen Fußgängers auf dem harten Trottoir an das Ohr trägt; hier waren Menschen rege, Stimmen hörbar. Gleich an der Ecke stand ein kleiner Tisch mit einer großen dampfenden Maschine und Tassen; um denselben drängten sich eine Menge Männer und Frauen, eiligst nach einer Tasse warmen Getränks verlangend, die ihnen hier für einen Pfennig gereicht wird. [...] Nebenan öffnet sich nun auch ein Bäckerladen, wo sich diejenigen, denen ein zweiter Pfennig zu Gebot stand, noch ein Weißbrod kauften und darauf, sich behaglich die Hände reibend, ihren Tagesgeschäften nachgingen. Das ist das Frühstück des Proletariers in seinen glücklichen Tagen. An beiden Seiten der Straße gewahrte ich fernerhin viele dieser kleinen Tische, und Meilen weit sah ich so dem Frühstück der Armuth zu, das hier unter Gottes freiem Himmel mit so viel Heißhunger eingenommen wurde. [...] Es ist augenscheinlich eine Erfindung der Noth.“²⁷³

Bölte fragte sich, wie es sich wohl bei Regen oder im Winter anfühlen musste und betonte, „welche große Wohlthat gemeinschaftliche Speisehäuser seyn müßten“²⁷⁴. Im August 1847 berichtete sie über die neuen Wasch- und Badehäuser für die Londoner Armen:

272 Ebd.

273 Bölte, Amely, Boulogne fur mer, September. Das Frühstück des Londoner Proletariers, in: Morgenblatt für gebildete Leser 247 (14.10.1848), S. 987 f., hier S. 988.

274 Ebd.

„Anstalten der Art werden immer nothwendiger, je mehr die Bevölkerung sich vermehrt, und die arbeitenden Klassen nicht mehr erschwingen können, was zur Nothdurft des Lebens erforderlich ist. Wenn jezt ein Feuer für Hunderte kocht, und eine Dampfmaschine eben so vielen armen Familien das heiße Wasser liefert, um ihre Wäsche zu reinigen, so ist dieß ein zu einleuchtender Vortheil, als daß der Staat ihn nicht gewähren sollte. Auch mit den Logirhäusern hat man einen Anfang gemacht und hofft nach und nach ein befriedigendes Resultat zu liefern.“²⁷⁵

In diesen Häusern sollte, so Bölte, jeder Arbeiter ein eigenes Zimmer mit einem Bett, eine Feuerstelle, Waschwasser und ein Handtuch für vergleichsweise wenig Kosten erhalten.²⁷⁶ Für Bölte ist die Versorgung der Armen sowohl Aufgabe des Staates als auch eine christliche Tugend, wie sie in ihrer Korrespondenz über Wohltätigkeit in London zu verstehen gab. Obwohl es laut Bölte in London verschiedene Wohltätigkeitsvereine gab, sei es ihnen noch nicht gelungen, die Armut zu bekämpfen. „Arbeit zu schaffen, die dem geringen Manne sein tägliches Brod gewährt, und das moralische Gefühl in ihm zu wecken, so daß er diese Arbeit einem müßigen Leben vorzieht, das ist die schwierige Aufgabe, die zu lösen diesem Jahrhundert vorbehalten ist.“²⁷⁷

Mit ihrem sozialreformerisch-philanthropischen Blick gab die Literatin nicht nur Aufschluss darüber, was ihrer Meinung nach geändert werden müsste, sie machte gleichzeitig städtische Randgruppen sichtbar, wenn auch aus einer bürgerlich-konservativen Perspektive. Dabei mischten sich stereotype Imaginationen in die Beschreibung. Narrative, die teilweise seit mehreren Jahrhunderten bestanden, wurden von ihr aufgegriffen und weitergetragen. Zum Beispiel ist die Erzählung, Bettlerinnen würden sich Kinder mieten, um damit mehr Geld zu erbetteln – sie belegte diese Behauptung mit einem direkten Zitat einer Bettlerin, die ankündigte, ein Kind für sechs Pence zu mieten²⁷⁸ – ein Motiv,

275 Bölte, Amely, London, Juli. (Fortsetzung.). Sorge für die Proletarier, in: Morgenblatt für gebildete Leser 192 (12.8.1847), S. 768.

276 Ebd.

277 Dies., London, August. Ende der Saison. – Die Noth der Fremden, in: Morgenblatt für gebildete Leser 217 (10.9.1847), S. 867 f., hier S. 868.

278 Bölte (8.3.1849), S. 232.

welches in England seit dem 17. Jahrhundert existierte.²⁷⁹ Vertreter*innen einer konservativen Philanthropie befürchteten den Verlust ihrer eigenen Position und argumentierten aus dieser Perspektive heraus.²⁸⁰ In Böltes Texten kam auch eine Gottesgläubigkeit hervor, die für das Bürgertum jener Zeit nicht unüblich war und eine Moralvorstellung, die bereits bei Schoppe als eine für bürgerliche Frauen angemessene Haltung besprochen wurde. Für viele Bürger*innen war die Religionszugehörigkeit zentraler als nationale oder politische Ansichten.²⁸¹

Armut wurde bei Bölte zu einem messbaren Phänomen, womit auch bei Bölte der Erfolg des Empirismus beziehungsweise einer (natur-)wissenschaftlichen Weltanschauung deutlich wird. In ihren Ausführungen zu den Näherinnen gab Bölte genau an, wie viel die verschiedenen Näherinnen verdienten: „Nach dieser Uebersicht läßt sich ungefähr die Lage dieser Proletarier bemessen [...]“.²⁸² Zählen und Messen wurden seit dem 18. Jahrhundert zu wichtigen Methoden, um Wissen über den Menschen und die Natur zu generieren. Die angeblich „wahrheitserschließende Kraft der Zahl“²⁸³ sowie der Glaube, Gruppen von Menschen seien bestimmten natürlichen Gesetzen unterworfen,²⁸⁴ machten das Zählen zur zentralen Ordnungsstrategie nicht nur in den Wissenschaften.²⁸⁵ Der Rückgriff auf quantitativ messbare Daten, wie die hohe Zahl der Bettler*innen („zwanzigtausend“²⁸⁶) und Näherinnen („dreißig tausend“²⁸⁷) oder eine genaue Angabe der Einnahmen der Näherinnen, dienten Bölte als Beleg für das Geschriebene. Bölte stand mit ihren Texten in der Tradition der ‚Cries‘-Verfasser*innen sowie erster Sozialreportagen und -berichte. Sie lassen sich einerseits als Vorarbeit einer empirischen Sozialforschung betrachten, andererseits für

279 Vgl. Shesgreen (2002), S. 70.

280 David, Thomas/Guilhot, Nicolas/Mazbouri, Malik, Einleitung: Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte* 13 (2006), Heft 1, S. 7–17, hier S. 11.

281 Steinmetz (2019), S. 141.

282 Bölte (28.2.1850), S. 204.

283 Osterhammel (2010), S. 62; vgl. dazu auch Burke (2015), S. 78 f.

284 Vgl. Maus (2018), S. 703 f.

285 Ebd.

286 Bölte (9.3.1849), S. 236.

287 Bölte (27.2.1850), S. 200.

die staatlichen Erhebungen zur Arbeiter*innenschaft, die in den 1870er und 1890er Jahren vorgenommen wurden.²⁸⁸

4.3.2 Otilie Assing (1819–1884): Sklavenfrage in New York

Eine ähnlich philanthropische Agenda wie Amely Bölte verfolgte Otilie Assing, deren behandelte Themen sich jedoch entsprechend ihrer Wirkungsstätten unterschieden. Während in London beziehungsweise England die soziale Frage dringend war, drängten sich in New York beziehungsweise den USA, wo Assing lebte, die Sklavenemanzipation und die Rassentrennung thematisch auf. Während Bölte in ihren Texten in erster Linie soziale Hierarchien wiedergab, sind es bei Assing ‚ethnisch-rassistische‘ Kategorien, die ihre Publikationstätigkeit dominierten. Am Beispiel Assing verdeutliche ich, wie vermeintlich wissenschaftliche Erkenntnisse – in diesem Fall ‚rassentheoretisches‘ und physiognomisches Wissen – in journalistischen Formaten wiederholt und dabei für eine nicht-akademische Leser*innenschaft zugänglich gemacht wurden. Ihre Reichweite und ihr Publikum nutzte Assing für ihre politischen Anliegen und die Zeitschrift als Sprachrohr für ihre aktivistische Arbeit. Obwohl sich Assings Texte durch eine Wertschätzung – wenngleich auch eine Exotisierung – der Schwarzen Bevölkerung²⁸⁹ auszeichneten und sie ihre Artikel aus der Position einer Verfechterin der Sklavenemanzipation verfasste, reproduzierte sie gleichzeitig ein rassistisches und ‚national-ethnisches‘ Weltbild.

Otilie Assing wurde 1819 in Hamburg als Tochter der Dichterin Rosa Maria (1783–1840) und des Arztes und Schriftstellers David Assing (1787–1842) geboren. Beide waren, wie auch Otilie Assings

²⁸⁸ Burke (2015), S. 32.

²⁸⁹ Während in der vorliegenden Arbeit weitgehend die Begriffe aus den Quellen unverändert übernommen werden, soll in diesem Kapitel darauf verzichtet werden. Im Folgenden wird von der Schwarzen Bevölkerung gesprochen. Die Termini, die von Assing verwendet wurden, gelten heute durchweg als rassistisch und diskriminierend und werden daher nicht reproduziert. Die Großschreibung der Bezeichnung ‚Schwarz‘ kommt aus dem aktivistischen Kontext. Sie gilt als Selbstbezeichnung und Form des emanzipatorischen Widerstands und betont die soziale Konstruktion und soziale Zuschreibungen von Hautfarbe innerhalb des rassistischen Weltbilds.

Onkel mütterlicherseits, Karl August Varnhagen von Ense, Autor*innen des Cotta'schen Verlags.²⁹⁰ Assing wuchs in einem intellektuell-bürgerlichen Haushalt auf, zuerst bei ihren Eltern, wo sie zu Selbstständigkeit und Offenheit gefördert wurde, und nach deren Tod bei ihrem Onkel in Berlin.²⁹¹ Familiäre Uneinigkeiten veranlassten Ottilie Assing nach Hamburg zurückzuziehen, wo sie als Erzieherin arbeitete. Über ihren Bekanntenkreis rund um Amalie Schoppe (› 4.1.1), Karl Gutzkow und der Schriftstellerin Therese von Bacheracht (1804–1852) erhielt sie erste Aufträge für Zeitschriften. Schoppe stellte ihr schließlich 1851 auch den Kontakt zum *Morgenblatt für gebildete Leser* her.²⁹² Ihr durch eine Liebesbeziehung zu einem verheirateten Mann ausgelöster Ausschluss aus der gutbürgerlichen Gesellschaft sowie die politische Situation nach der gescheiterten Märzrevolution veranlassten Assing Anfang der 1850er in die USA auszuwandern.²⁹³ Die Kultur- und Literaturhistorikerin Britta Behmer bewertet diese Umsiedlung als „bewusste gesellschaftliche Ausgliederung und moralische Loslösung“²⁹⁴ der Autorin aus ihrem deutschen Umfeld. Anfangs war Assing in den USA als Erzieherin tätig, anschließend als Journalistin. Ihre Korrespondenztätigkeit erlaubte Assing wirtschaftliche und persönliche Unabhängigkeit.²⁹⁵ Zwischen 1853 und 1865 berichtete sie für das *Morgenblatt* aus den USA, vor allem aus New York, und bot Einblicke in die kulturelle, politische sowie gesellschaftliche Lage vor Ort. Nach einigen Reisen nach Europa kehrte Assing schließlich 1881 endgültig dorthin zurück. In Paris verübte sie 1884 vermutlich aus gesundheitlichen Gründen Selbstmord.²⁹⁶ Anders als Bölte strukturierte Assing die amerikanische Bevölkerung vor allem entlang ‚national-ethnischer‘ Kategorien, wobei sie auf

290 Behmer, Britta, „Such is life hier in Amerika.“ – Die Amerikaberichterstattung des *Morgenblatt für gebildete Stände*, Diss. München 2002, S. 169; Dick, Jutta, Eine geistreiche Plauderin: Ottilie Assing, in: Deutsch-jüdische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert (= Studien zur Geistesgeschichte, Bd. 15), hrsg. v. Heid, Ludger/Knoll, Joachim H., Stuttgart-Bonn 1992, S. 463–486, hier S. 463.

291 Behmer (2002), S. 172 f.; Dick (1992), S. 465.

292 Für die komplette Auflistung der Texte vgl. Fischer (2000), S. 182.

293 Behmer (2002), S. 169, 173–177; Dick (1992), S. 464, 472.

294 Behmer (2002), S. 169.

295 Ebd., S. 178, 182.

296 Ebd., S. 181; Dick (1992), S. 464; Felden, Tamara, Frauen Reisen. Zur literarischen Repräsentation weiblicher Geschlechterrollenerfahrung im 19. Jahrhundert, New York 1993, S. 38.

vorherrschende Überzeugungen der Physiognomie zurückgriff. Eine Aufstellung der amerikanischen Bevölkerung, aufgeteilt in ‚Nationalitäten‘ beziehungsweise ‚Ethnien‘ gab Assing 1856: Sie beschrieb den „amerikanische[n] Typus“²⁹⁷, die Amerikanerinnen in ihrem Aussehen und ihrer Lebensweise²⁹⁸, die Irländer, die Schwarzen und Chinesen²⁹⁹ sowie ‚Indianer‘ und ‚Z[...]‘^{300, 301}. New York sei, so Assing, ein „lustige[s] Durcheinander der vielen Extreme, Absonderlichkeiten und verschiedenartigen Elemente, die friedlich, doch scharf gesondert, neben einander liegen“³⁰². Dazu gehörten die „verschiedenen Menschenrassen, die sich in den vielfältigsten Abstufungen durch einander bewegen, um theils nach einigen Generationen in dem allgemeinen Typus des Amerikaners aufzugehen“³⁰³. Die Herkunft, und damit folgte sie wissenschaftlichen Überzeugungen jener Zeit, gab Aufschluss über Körpermerkmale. Der Amerikaner etwa, obwohl aus den englischen, irischen, deutschen, holländischen und französischen Auswanderern zusammengesetzt, sei ein „selbstständiger Typus“³⁰⁴ geworden, der

297 „Es ist seltsam, wie schnell sich aus den Abkömmlingen der europäischen Nationen, die Amerika bevölkert haben, [...] ein selbstständiger Typus gebildet hat, so scharf ausgeprägt und abgegrenzt, daß ein nur einigermaßen geübtes Auge den ächten Amerikaner am Nord- und Südpol, wohin er sich auch immer verirrt haben mag, unter Tausenden herausfinden wird“ (Assing, Ottilie, Newyork, März. Strenge Winter. – Der amerikanische Typus, in: Morgenblatt für gebildete Leser 17 (27.4.1856), S. 407 f.).

298 Assing, Ottilie, Newyork, März. (Fortsetzung.). Die Amerikanerinnen. – Die Irländer. – Die F[...]. – Die Chinesen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 48 (4.5.1856), S. 431 f., hier S. 431.

299 Ebd.

300 Vgl. auch Assing, Ottilie, Newyork, März. (Schluß.). Die Chinesen – Die Indianer. – Jochplefileila. – Z[...], in: Morgenblatt für gebildete Leser 19 (11.5.1856), S. 453–456, hier S. 455.

301 Bei den Bezeichnungen ‚Indianer‘ sowie ‚Z[...]‘ handelt es sich um abwertende Fremdbezeichnungen: Der Begriff ‚Indianer‘ stammt aus der Kolonialzeit und wurde generalisierend auf verschiedene indigene Gesellschaften angewendet; auch ‚Farbige‘ stammt aus der Kolonialzeit. (Vgl. AntiDiskriminierungsBüro (ADB) Köln/Öffentlichkeit gegen Gewalt e.V. (Hrsg.) (2013), S. 8, 10, 15.) In Folge wird auf die Reproduktion dieser Begriffe verzichtet. Bei der Zuschreibung ‚N[...]‘, die von Assing verwendet wurde, wird auf die Verwendung in der vorliegenden Arbeit vollständig verzichtet (ebd., S. 12). Ich folge in der (Nicht-)Verwendung von Termini der Empfehlung des AntiDiskriminierungsBüros Köln.

302 Assing (27.4.1856), S. 408.

303 Ebd.

304 Ebd.

„unter Tausenden heraus[zu]finden“³⁰⁵ sei. Die Amerikaner zeichneten sich etwa durch eine „schlanke Gestalt mit regelmäßig geschnittenen Gesichtern“³⁰⁶ aus, „in denen die nicht großen, aber scharfen und stechenden Augen, so wie die schmalen gekniffenen Lippen besonders charakteristisch erscheinen“³⁰⁷. Assing las darin eine „Thatkraft und [einen] Scharfsinn, aber auch eine große Nüchternheit und Poesielosigkeit“³⁰⁸. Assing beschrieb ebenso marginalisierte Gruppen – im Besonderen die Schwarze Bevölkerung –, die aber nicht wie bei Bölte aufgrund ihrer ökonomischen, sondern ihrer ‚ethnischen‘ Zugehörigkeit Unterdrückung erfuhren. Ihre Ausführungen sind als Ausdruck ihrer abolitionistischen Bemühungen zu lesen. Ein Schwarzer, so Assing, der „sich durch Geist und Fähigkeit hervorthut“³⁰⁹, sei der „thatsächlich[e] Beweis der Grundlosigkeit des Vorurtheils [...], daß die N[...] wirklich eine so niedrig stehende, unfähige Race seyen“³¹⁰. Gleichzeitig (re-)produzierte sie damit eine rassistische Weltanschauung. Diese Vorstellung einer nach Rassen aufgeteilten Welt, in der bestimmte Fähigkeiten aufgrund biologischer, sich auch körperlich abzeichnender Anlagen determiniert waren, verbreitete sich rasant ab der Mitte des 19. bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts.³¹¹

Ottlie Assing prägte mit ihrem journalistisch-aktivistischen Schreiben die Vorstellungen der deutschen Leser*innenschaft über Amerika und die Sklaverei mit. Als Teil der abolitionistischen Bewegung in den USA nutzte sie das *Morgenblatt* als Sprachrohr für deren Anliegen. 1856 hatte sie den ehemaligen Sklaven und Abolitionisten Frederick Douglass (1818–1895) kennengelernt mit dem sie seither eine Freundschaft beziehungsweise Liebe verband und dessen Autobiographie sie ins Deutsche übersetzte.³¹² 1854 berichtete sie zum ersten Mal über ein

305 Ebd.

306 Ebd.

307 Ebd.

308 Vgl. ebd.

309 Assing, Ottlie, Newyork, December. Verwaltungsgreuel. – Neue Bestrebungen für Colinisation der N[...] – Die Botschaft des Präsidenten. – Theater, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 5 (30.1.1859), S. 115–118, hier S. 117

310 Ebd.

311 Osterhammel (2010), S. 214–216.

312 Vgl. Behmer (2002), S. 178 f.; Dick (1992), S. 464.

Treffen der Anti-Sklaverei-Bewegung.³¹³ Im Laufe ihrer Schreibtätigkeit informierte sie über die Sklavenfrage³¹⁴, den Sklavenhandel³¹⁵ und das Sklavenwesen³¹⁶. Für Assing war die Sklaverei ein inhumanes System demgegenüber sie in ihren Korrespondenzen Stellung bezog:

„Die nichtswürdigen, schändlichen Gesetze zur Auslieferung flüchtiger Sklaven, denen gehorchen alle Gesetze der Menschlichkeit verletzen heißt, rufen einen Zustand der Dinge hervor, welcher in jedem wahrhaft civilisirten Lande eine absolute Unmöglichkeit wäre, und stellt die besten, edelsten und humansten Menschen in eine Reihe mit gesetzlosen Rebellen und Ruhstörern.“³¹⁷

In ihrer Kritik gegen die Sklaverei lag eine Fürsprache für die Schwarze Bevölkerung, wobei sie gängigen Stereotypen und den Argumenten der Sklaverei-Befürworter widersprach.

„Welche schlagendere Widerlegung der tagtäglich von Sklavenhaltern und andern Vertheidigern der peculia institution [i. O. durch veränderte Schriftart hervorgehoben] wiederholten Behauptung, daß die N[...] zu träge seyen, um anders als gezwungen zu arbeiten, kann es geben, als dieses Zugeständniß aus dem Munde eines Mannes, der, selbst Sklavenhalter, von andern Sklavenhaltern zum Präsidenten einer Convention zur Wahrung ihrer Interessen erwählt worden war!“³¹⁸

313 Assing, Otilie, Newyork, Juni. Ein Antisklaverei-Meeting und die schiffbrüchigen Auswanderer, in: Morgenblatt für gebildete Leser 32 (6.8.1854), S. 761–764, hier S. 761.

314 Vgl. z.B. dies., Newyork, November. Die Staats- und Congreßwahlen. – Die Sklavenfrage. – Eine Amerikanerin über Deutschland. – Faustkämpfe. – Pedestrians. – Wahrsagerinnen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 52 (26.12.1858), S. 1240–1242, hier S. 1240 f.

315 Vgl. z.B. dies., Newyork, Juni. Der Sklavenhandel. – Amerikahaß, in: Morgenblatt für gebildete Leser 28 (10.7.1859), S. 671 f.

316 Vgl. z.B. dies., Newyork, Juli. (Schluß). Broadway. – Die Newyork Tribune. – Sklavenwesen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 35 (28.8.1859), S. 837–840, hier S. 839 f.

317 Dies., Newyork, November. Blondin und de Lave. – Frederick Douglas. – Rowdithum, in: Morgenblatt für gebildete Leser 51 (18.12.1859), S. 1223 f., hier S. 1224.

318 Assing (28.8.1859), S. 839 f. Assing berichtete in der Korrespondenz über eine Sklavenhalter-Versammlung, in der über die Ausweisung nichtversklavter Schwarzer aus Maryland diskutiert wurde. Ihr Präsident betonte die Notwendigkeit der Schwarzen als (freie) Arbeitskräfte und bestärkte, laut Assing, damit ihre Arbeitsbereitschaft.

Wie Bölte kritisierte auch sie in diesem Zusammenhang die politischen Führungskräfte und das staatliche System, präsentierte die Sklaverei aber gleichzeitig als gesellschaftliches Problem. Im Juli 1859 verfasste sie einen Artikel über den Sklavenhandel. Dabei bemängelte sie:

„Als vor zwei Jahren das höchste Gericht der Vereinigten Staaten seine berühmte, bis dahin unerhörte Entscheidung gab, nach welcher die N[...] kein Recht haben, welches die Weißen zu achten verpflichtet wären, als darauf der edle Präsident als der gehorsame Diener und Anhänger der Sklavokratie durch alle Mittel des Betrugs und der Gewalt dem widerstrebenden Volk von Kansas die Sklaverei aufzuzwingen sich bestrebe, gab es Voraussichtige, welche schon damals die Wiedereinführung des afrikanischen Sklavenhandels als den Culminationspunkt in der Kette von Schändlichkeiten und Verbrechen prophezeigten, durch welche die herrschende Partei sich bereits ein bleibendes Monument der Schande bei Mit- und Nachwelt errichtet hat.“³¹⁹

Assing griff den Präsidenten und die herrschende Partei, die religiösen Führer, aber auch das höchste Gericht an.³²⁰ Die Sklaverei, so die Literatin, sei ein System, welches sowohl von politischen Institutionen als auch durch die von der Sklaverei profitierenden Gesellschaft getragen würde. Sie sei fixer Bestandteil des Alltagslebens und diene sogar als Distinktionsmittel. Der Besitz von Sklaven verleihe im Auge der Südstaatler „Ansehen, Einfluß und Respektabilität [...] und [unterscheidet] den angesehenen Mann von dem ‚armen weißen Gesindel‘ (poor white trash)“³²¹. Die Sklaverei sei demnach von gesellschaftlicher Bedeutung und zeichnet sich aus durch „die hoffnungslose Versunkenheit und Verderbtheit des ganzen Südens, die Bestechlichkeit, den Egoismus und die Unrechlichkeit, von welcher fast alle Classen der Gesellschaft mehr oder weniger inficirt sind, die täglich sich mehrenden Verbrechen und die religiöse Heuchelei [...]“³²².

319 Assing (10.7.1859), S. 671.

320 Vgl. ebd., S. 672.

321 Ebd., S. 671.

322 Ebd., S. 672.

Assings Korrespondenzen sind ein politisches Zeitdokument, das Einblick in die Verhandlung der Sklavenfrage in den USA in den späten 1850er Jahren gab und gibt. Zwar berichtete sie aus einer klar abolitionistischen Perspektive, in ihren Ausführungen nahm sie jedoch verschiedene Standpunkte mit auf. Dabei dokumentierte sie nicht nur, sie versuchte außerdem Erklärungen für die Sklaverei zu finden und verortete sie als gesellschaftliches wie politisch-rechtliches (inhumanes) System. Ihre Berichterstattung zeugte von einem unbedingten Willen, die Sklaverei abzuschaffen.³²³ Noch als sich die Befreiung der Sklaven angekündigt hatte, gab Assing zu bedenken: „Mit der Abschaffung der Sklaverei ist zwar der erste große Schritt geschehen, allein damit bleibt das große Werk unvollständig, wenn ihm nicht andere, ebenso notwendige Schritte folgen“³²⁴, wie zum Beispiel die Anerkennung der bürgerlichen Rechte.³²⁵ Durch ihre Beziehungen in die höchsten Kreise der abolitionistischen Bewegung hatte sie Zugang zu wichtigen Quellen und Akteur*innen des Widerstands und konnte so den deutschen Leser*innen besondere Einblicke bieten, zum Beispiel in das Netzwerk *Underground Railroad* (bei Assing „unterirdische Eisenbahn“³²⁶), das Sklaven die Flucht nach Kanada ermöglichte.³²⁷ Assing gab Auskunft über die Verhältnisse in den unterschiedlichen Landesteilen sowie die verschiedenen Kongresse (sowohl der Sklavereibefürworter als auch ihrer Gegner) und ihre Argumentationen, Reden und Ergebnisse und hob die Leistung einzelner Abolitionisten hervor.³²⁸

323 So sprach sie sich an einer Stelle kritisch gegen die sogenannte *African Colonization Society* aus, welche die Umsiedlung ehemaliger Sklaven nach Afrika forcierte, die „[n]icht die geistige, moralische oder sociale Erhebung der N[...] [...] bezweckt, sondern nur die Entfernung der freien Farbigen, welche den Sklavenhaltern ein für allemal ein Dorn im Auge sind“ (Assing (30.1.1859), S. 117).

324 Assing, Ottilie, Newyork, August. Die Mörder Lincolns und Jefferson Davis. – Die Emancipationsfrage. – Barnum, in: Morgenblatt für gebildete Leser 39 (24.9.1865), S. 929–932, hier S. 930.

325 Ebd.

326 Vgl. u.a. Assing, Ottilie, Newyork, Juni. Eine Excommunication. – Die Sklaverei und die Deutschen. – Ein deutsches Fest, in: Morgenblatt für gebildete Leser 31 (1.8.1858), S. 738–741, hier S. 740; dies. (26.12.1858), S. 1241.

327 Vgl. auch Felden (1993), S. 126.

328 Vgl. z.B. Assing (28.8.1859); dies., Newyork, Juni. Amerikanische Justiz. – Sitzung der Antisklavereigesellschaften. – Der Redner Douglas, in: Morgenblatt für gebildete Leser 29 (19.7.1857), S. 695 f.

Assings Aktivismus in Bezug auf die Sklavenemanzipation lässt sich in einen Diskurs über Ungerechtigkeiten einordnen, der auch in den deutschen Ländern existierte. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts fluteten eine Vielzahl unterschiedlicher Veröffentlichungen den publizistischen Markt, die sich mit der Sklavenfrage auseinandersetzten. Die Historikerin Sarah Lenz spricht von einer ersten Blütezeit des deutschen Antisklaverei-Aktivismus, der sowohl ‚national‘ als auch international organisiert und vernetzt war. Kritik an der Sklaverei konnte einerseits aufgrund strenger Zensur als Strategie gewertet werden, innerdeutsche Missstände wie die fehlende politische Teilhabe zu bemängeln. Die Sklaverei wurde in der Folge zu einer Schablone für europäische Verhältnisse, die den Begriff historisch und geografisch entkoppelten. So veröffentlichte Friedrich Georg Hackländer (> 4.2.2) zum Beispiel den Roman *Europäisches Sklavenleben*, in dem er behauptete, ein großer Teil der deutschen Bevölkerung führe ein schlechteres Leben als die nordamerikanischen Sklav*innen. Andererseits gab es Akteur*innen, die ein echtes Engagement in der Sklavenfrage verfolgten. Am Ende blieb es den Lesenden überlassen, die nicht eindeutigen Berichte zu interpretieren.³²⁹

Assings abolitionistische Schriften förderten unter den Leser*innen nicht nur ein Bewusstsein für die auf einem rassistischen Weltbild fußenden Ungerechtigkeiten. Sie verbreiteten auch ein rassistisches Weltbild und die Vorstellung einer Aufteilung von Menschen in verschiedenen ‚Rassen‘ (> 5.1). Indem bei ihr die gleiche Kategorisierung aufgegriffen wurde, verfestigte auch ihr Einstehen für die Abschaffung „alle[r] Beschränkungen auf Grund von Race und Farbe“³³⁰ letzten Endes die rassistisch-‚ethnische‘ Unterscheidung von Menschen. Der Literaturwissenschaftler Achim Barsch und der Soziologe Peter Hejl halten am Beispiel der Romane E. Marrlitts (1825–1887) fest, dass ihre Texte ein „Menschenbild [förderten], das sich sehr leicht auch für ras-

329 Lenz, Sarah, „Wer helfen kann, der helfe!“ Deutsche SklavereigeegnerInnen und die atlantische Abolitionsbewegung, 1780–1860 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 261), Göttingen 2020, S. 233–237, 240.

330 Assing (24.9.1865), S. 931.

sistische Zwecke vereinnahmen [ließ]³³¹, ohne sie als Wegbereiterin zu bezeichnen. Gleiches gilt für Ottilie Assing. Ihre Ausführungen veranschaulichen vor allem die Gleichzeitigkeit gegensätzlicher gesellschaftlicher Narrative und Bilder, und belegen, dass ein politischer Aktivismus nicht zwangsläufig die Reproduktion gesellschaftlicher Vorurteile verhindert. Sie zeigen aber auch den Einfluss rassistischer und damit biologistisch-naturwissenschaftlich legitimierter Ideen auf die Publizistik und die Verbreitung eben jener Vorstellungen innerhalb des Bürgertums, die nachfolgend auch in den sozial- und kulturwissenschaftlichen Fächern wichtige theoretische Anker wurden.

4.4 Zwischenresümee: Wissens(re-)produktion im Spannungsfeld wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Formate und Akteur*innen

Verschiedene Literat*innen haben Gesellschaft dargestellt, dokumentiert, analysiert und nicht zuletzt produziert. Dafür griffen sie auf unterschiedliche Strategien und Muster, auf verschiedene publizistische Formate zurück. Welche Ergebnisse lassen sich aus der vorangegangenen Betrachtung von Formaten und Akteur*innen in Bezug auf die publizistische Wissensarbeit Mitte des 19. Jahrhunderts ziehen? Welche Parallelen und Korrelationen zwischen den Genres und Literat*innen konnten festgestellt werden und wie lassen sich die publizistischen Formate und Akteur*innen zwischen dem akademischen und dem außerakademischen beziehungsweise wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Feld positionieren?

Die drei für das *Morgenblatt* relevanten publizistischen Formate – Genrebilder, Reisebeschreibungen und sozialreformerisch-philanthropische Texte – legten, zumindest ihrer Definition nach, unterschiedli-

331 Barsch, Achim/Hejl, Peter M., Zur Verweltlichung und Pluralisierung des Menschenbildes im 19. Jahrhundert. Einleitung, in: Menschenbilder. Zur Pluralisierung der Vorstellung von der menschlichen Natur (1850–1914), hrsg. v. dies., Frankfurt am Main 2000, S. 7–90, hier S. 79.

che inhaltliche Schwerpunkte und folgten verschiedenen (literarischen) Mustern. Dennoch konnten an den behandelten Beispielen Parallelen herausgearbeitet werden, die für die wissenschaftsgeschichtlichen Fragen dieser Arbeit wichtige Ergebnisse liefern. Zeigt Lauster auf, dass es vor allem bürgerliche Männer waren, die sich narzisstisch selbst beobachteten,³³² verdeutlichen die Beispiele aus dem *Morgenblatt*, dass der bürgerliche Blick auch auf Marginalisierte gerichtet gewesen war. Diesen Bevölkerungsgruppen wurde mit Verständnis, moralisierend oder mit Kritik begegnet und sie wurden sozial, klassistisch oder national-rassistisch (› 5.1, 5.2), eingeordnet. Alle drei Formate standen im Spannungsfeld wissenschaftlicher und nicht-wissenschaftlicher Wissensproduktion: In den literarisch-journalistischen Textgattungen Genrebilder, Reisebeschreibungen und den sozialreformerisch-philanthropischen Texte manifestierten sich der Aufstieg und die Ausweitung der Empirie. Der Rückgriff auf naturwissenschaftliche Methoden und Kategorisierungen diente auch zur Authentifizierung des Geschriebenen: Obwohl den Leser*innen die ‚Methoden‘ und Strategien zur Wissensgenerierung nicht immer offengelegt wurden, finden sich in den Texten wiederholt Anmerkungen, die Unmittelbarkeit, Nachweisbarkeit und Nachvollziehbarkeit nahelegen sollten. Schoppe und Reumont etwa verwiesen auf die Bedeutung längerfristiger Beobachtungen und distanzieren sich vom Reisen als Praktik der Wissensgenerierung. Bölte stärkte ihre Argumentation mit Zahlen und machte die Not dadurch messbar. Kohl und Hackländer unterzogen bekanntes Wissen einer Revision und Reumont stellte die Gegenwart als historisch gewachsen dar. Auch mit dem Verweis auf die ‚Wahrheit‘ belegten die Literat*innen ihre Aussagen. Sie griffen teilweise auf bereits veröffentlichtes Wissen zurück, wenn sie etwa Übersetzungen und Ausschnitte aus Büchern publizierten. Literat*innen beriefen sich aber auch – bewusst oder unbewusst – auf bekannte Ordnungen und Muster. Diese reichten von Verweisen auf andere Autor*innen und ihre Texte über das Aufgreifen wissenschaftlicher Erkenntnisse bis hin zu literarischen Mustern, die die Art und Weise der Wissensvermittlung beeinflussten. Unmittelbarkeit wurde zum Beispiel über den Rückgriff auf Begriffe aus Kunst

332 Lauster (2007), S. 316.

und Fotografie oder über Artikel in Briefform suggeriert. So verliehen die Autor*innen ihren Texten und dem Wissen, das sie darin (re-)produzierten, ‚Authentizität‘.³³³ Die durch die Texte produzierten Bilder waren mitunter langlebig. Manche existieren bis heute.³³⁴ Die Diskurse, die die Literat*innen in den Formaten bedienten, wurden vom wissenschaftlichen und literarischen Feld mitgeformt. Die publizistischen Formate dockten an beide Felder an und nahmen so eine Mittlerstellung ein. Sie belegen demnach in besonderer Weise, wie die akademische und außerakademische beziehungsweise wissenschaftliche und nicht-wissenschaftliche Wissensproduktion im 19. Jahrhundert in der publizistischen Wissensarbeit zusammenwirkten.

Die biografische Betrachtung der Literat*innen ergab ein weitgehend homogenes Bild der Wissensarbeiter*innen und offenbarte selbst in den Details auffallende Parallelen: Die sechs Autor*innen gehörten (zumindest) in ihrer Schaffensphase einer privilegierten ‚Klasse‘ – in den meisten Fällen dem Bürgertum – an. Vier der sechs Autor*innen wuchsen als Kinder von Ärzten oder Bürgermeistern in einem bildungsbürgerlichen Haushalt heran und erfuhren eine intellektuell anregende Erziehung. Fünf der sechs Literat*innen (alle außer Hackländer) waren außerdem in ihrer Jugend als Erzieher*innen beziehungsweise Hauslehrer*innen tätig. Für Frauen und Akademiker boten diese Berufe im 19. Jahrhundert eine Erwerbsmöglichkeit, mitunter als eine Form der finanziellen Überbrückung.³³⁵ Schoppe, Reumont und Kohl ergriffen diesen Beruf nach dem Tod ihrer (Stief-)Väter – der für die beiden Männer auch das Ende ihres Studiums bedeutete –, Bölte nach der Auflösung ihrer Verlobung und Assing nach ihrer Ankunft in den USA. Für alle fünf Autor*innen war der Beruf der Erzieher*in eine Übergangstätigkeit, bis sie sich ihr Leben über das Schreiben finanzieren konnten. Für die drei Autorinnen Schoppe, Bölte und Assing,

333 Die Literaturwissenschaftlerin Martina Lauster spricht den publizistisch-journalistischen Skizzen des 19. Jahrhunderts eine hohe Authentizität zu (vgl. Lauster (2007), S. 4, 89).

334 Etwa das von Kohl entworfene Bild ‚des Russen, den das „Brantwein trinken und die Hartherzigkeit der Reichen“ (Kohl, Johann Georg, Der Petersburger Winter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 36 (11.2.1840), S. 141 f., hier S. 142.) kennzeichnete oder – historisch betrachtet – das Bild der Bettlerin bei Bölte.

335 Grunder, Hans-Ulrich, Hauslehrer, in: HLS. Historisches Lexikon der Schweiz, online unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/010421/2012-02-24/>, 2012, eingesehen am 16.1.2026.

die verwitwet oder ledig waren, bot das Schreiben finanzielle Unabhängigkeit und eine Form der Emanzipation.³³⁶ Die biografische Einordnung verdeutlichte für alle sechs Literat*innen eine Einbindung in literarisch-intellektuelle, akademische und/oder politische Kreise. Damit ergibt sich ein Netzwerk verschiedener Akteur*innen, das uns heute Aufschluss über Wissensproduktion, -reproduktion und -transfer geben. Dieses Netzwerk oder Wissensmilieu zeigt eine enge persönliche Verknüpfung des (deutschen) bürgerlich-intellektuellen Lebens, das über eine Deutungshoheit verfügte und das ein bürgerlich-weißes Blickregime auf Gesellschaft formte. Für die Wissensgeschichtsschreibung geben die Personennetzwerke zudem Aufschluss über die erfolgte außerakademische beziehungsweise nicht-wissenschaftliche Wissensproduktion. Dass die meisten Literat*innen bisher selten als Teil von Disziplingeschichten aufgetaucht sind, schmälert nicht ihre Leistungen als prädisziplinäre Akteur*innen: Sie nahmen Themen und Konzepte vorweg, die später in den Kultur- und Sozialwissenschaften aufgegriffen wurden. Sie wandten empirische Zugänge an, die anschließend in den Disziplinen kultur- und sozialwissenschaftlich verankert wurden. Ihre wissenschaftlich marginalisierte Stellung macht vielmehr den Konstruktionscharakter von Fachgeschichten sichtbar, in dem die prädisziplinäre Zeit, vor allem aber journalistisch-publizistisch tätige Akteur*innen nicht ausreichend berücksichtigt wurden und werden.

Frauenbiographien

Frauen wurden lange Zeit kaum als Wissensproduzentinnen betrachtet. Die Textbeispiele dieser Arbeit zeigen jedoch, dass eine allgemeine Wissensgeschichte nicht ohne Berücksichtigung weiblicher Wissensarbeit geschrieben werden kann. Frauen nutzten ab Ende des 18. Jahrhunderts das Publizieren, um sich politisch Gehör zu verschaffen, auch

³³⁶ Peters verweist in einem Nebensatz in ihrem Aufsatz über Autorinnenschaft im *Morgenblatt* auf den zeitgenössischen Diskurs, in dem das Schreiben von unverheirateten Frauen als Kompensation für die fehlende Ehe und Mutterschaft gedeutet wurde (Peters (2010), S. 207). Diese Leseart deutet auf die patriarchalen Strukturen und das patriarchal-bürgerliche Weltbild von Geschlechterrollen hin, in der die Frau in einer passiven Rolle der Bewertung verbleibt, während die Betrachtung vom Schreiben als Emanzipationserfahrung und -möglichkeit die Frauen als selbstbestimmte Akteur*innen ins Zentrum rückt.

wenn dies häufig in den Grenzen ihrer bürgerlichen Frauenrolle stattfand.³³⁷ Die Literaturwissenschaftlerin Anja Peters zeichnet anhand von Korrespondenzen zwischen Autorinnen des *Morgenblatts* und dessen Redakteur Hermann Hauff zwei rhetorische Strategien nach, die Frauen anwandten, um in der Zeitschrift platziert zu werden: Zum einen waren sie bemüht, mit ihrer Geschlechtsidentität nicht gänzlich zu brechen, sondern sich den Vorstellungen von Weiblichkeit anzupassen.³³⁸ Das zeigt sich in den aufgeführten Beispielen etwa daran, dass sich die Autorinnen häufig jenen Themen widmeten oder eine Einstellung einnahmen, die in jener Zeit ‚weiblich‘ konnotiert waren. Bei allen drei Autorinnen lässt sich zum Beispiel eine moralisierende Haltung erkennen. Die Philanthropie im Besonderen wurde ab den 1840er Jahren für viele bürgerliche Frauen zu einer Art Lebensweise.³³⁹ Sie ermöglichte ihnen, etwas zu bewirken und politisch aktiv zu sein. Zwar waren Frauen weiterhin von der Politik ausgeschlossen, doch ihr publizistisches Engagement war ein erster Schritt in Richtung zunehmender gesellschaftlicher Beteiligung.³⁴⁰ Die Auseinandersetzung mit Armen entsprach den Idealen einer (bürgerlichen) Frau. Es gehörte einerseits in den Bereich wohlhabender Hausfrauen, arme Menschen mit Küchen- und Kleiderresten zu versorgen, andererseits verfügten sie über „die notwendige Muße und freie Zeit“³⁴¹. Anders als Männer hatten Frauen regelmäßig mit dem proletarischen Milieu wie Ammen, Dienstmädchen, Näherinnen, Wäscherinnen, Milchbäuerinnen und Gemüsefrauen zu tun.³⁴² Außerdem bedienten die Autorinnen mitunter ‚Frauenthemen‘: Sowohl Bölte als auch Assing setzten sich in ihren Korrespondenzen wiederholt mit der Frauenfrage auseinander (> 5.3). So erfüllten alle drei Autorin-

337 Vahsen (2008).

338 Peters (2010), S. 212.

339 Steinmetz (2019), S. 141.

340 Wissmann, Sylvelin, Wohltätigkeit für Wohltäter. Vom doppelten Nutzen der Philanthropie an Bremer Beispielen des 19. Jahrhunderts, in: Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 13 (2006), Heft 1, S. 47–61, hier S. 52 f.

341 Frevert, Ute, „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, S. 163.

342 Ebd.

nen trotz ihrer schriftstellerischen Tätigkeit die bürgerliche Vorstellung von ‚Weiblichkeit‘.³⁴³

Zum anderen traten die Autorinnen möglichst professionell auf, indem sie über den Markt informiert waren, editorisches Mitspracherecht beanspruchten sowie finanzielle Forderungen stellten. Während sich die schreibenden Frauen noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts vom Publizieren als Erwerbstätigkeit distanzieren, entwickelten sie sich im Laufe des Jahrhunderts zu selbstbewusst auftretenden Berufsschriftstellerinnen.³⁴⁴ Für viele Frauen bedeutete das Schreiben Unabhängigkeit. Alle drei Literatinnen waren entweder verwitwet (Schoppe) oder blieben unverheiratet (Bölte, Assing), mit Aufträgen unter anderem für das *Morgenblatt* sicherten sie sich ihren Lebensunterhalt. So lässt sich das Schreiben als Akt der Emanzipation verstehen. Alle drei Autorinnen lebten außerdem einige Zeit im Ausland. Es lässt sich annehmen, dass England und die USA besonders Frauen mehr Freiheiten ermöglichten. Tamara Felden stellt in ihrer Beschäftigung mit Otilie Assing fest, dass zumindest die USA für viele Europäer*innen und Deutsche besonders nach der gescheiterten Revolution von 1848/49 zu einem Zufluchtsort wurden.³⁴⁵

343 Insgesamt waren die Erfahrungen und Lebenswelten von Autorinnen unterschiedlich. Während für die besprochenen Autorinnen das bürgerliche Weiblichkeitsideal eine Rolle in ihrer Arbeit spielte, konnten sich andere davon lösen, wie zum Beispiel Annette von Droste-Hülshoff (1797–1848), die Teil eines breiten intellektuellen Netzwerkes war und sich mit unterschiedlichen Themen auseinandergesetzt hatte. Es gilt zu beachten, dass individuelle Umstände wie die Persönlichkeit und die finanzielle Situation Einfluss auf die Ausübung der Schriftstellerei hatten (Peters (2010), S. 212).

344 Vgl. Peters (2010), S. 177 f., 212.

345 Felden (1993), S. 105 f.

5 Gesellschaft ordnen

Mit dem ethnographischen Wissen, welches die Literat*innen im *Morgenblatt* (re-)produzierten, schufen sie auch eine hierarchisierende Ordnung von Gesellschaft, indem sie diese klassifizierten. Drei Ordnungsstrategien tauchen im Journal wiederholt auf: ‚national-ethnische‘ Kategorien, welche sich um Begriffe und Konzepte wie ‚Nation‘, ‚Volk‘ und ‚Rasse‘ drehen, soziale beziehungsweise sozioökonomische Zuschreibungen, über Standes- oder Klassenzugehörigkeiten, und Geschlecht. Als viertes, die anderen drei Ordnungen umfassendes Muster in der Beschreibung von Gesellschaft fasse ich den historisierenden Blick auf eben diese. Als diskursive Größe im 19. Jahrhundert wirkte Geschichtlichkeit auch kategorisierend, wurde wie die anderen drei Ordnungen auch von naturwissenschaftlichen Paradigmen beeinflusst und spielte eine zentrale Rolle in der publizistischen Auseinandersetzung mit dem Menschen im *Morgenblatt*. Sarasin bezeichnet die Systematisierung und Ordnung als zentrale Aspekte der Wissensanalyse, die unter anderem diskursiv über die „Arbeit des Identifizierens und Sortierens von diskursiven Ordnungsmustern in einer Serie von Texten [...]“¹ greifbar werden. Er folgt damit der Frage Foucaults, „[w]elche Kategorien, Abgrenzungen und Einteilungen, welche zentralen Begriffe und Argumente [...] das immer begrenzte Set von Aussagen [ermöglichen], die von einer mehr oder weniger großen Gemeinschaft von Sprechern als wahr anerkannt werden können“².

Die Kategorisierung der Gesellschaft entlang verschiedener Ordnungen verweist einerseits auf die Durchsetzung naturwissenschaftlicher Konzepte und Paradigmen in der Publizistik: Das seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts sich in und durch die Naturgeschichte durchgesetzte „Prinzip der Klassifikation“³ zur „Bestimmung des ‚wesentli-

1 Sarasin (2011), S. 168. Das von ihm geforderte Miteinbeziehen von „verknüpften Praktiken“ (ebd.) kann in der vorliegenden Arbeit nicht geleistet werden und darauf liegt auch nicht ihr Fokus.

2 Ebd., S. 167 f.

3 Foucault, Michel, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, 13. Aufl., Frankfurt am Main 1995, S. 279 f.

chen Merkmals⁴, das die Einzelwesen und die Arten in allgemeineren Einheiten gruppiert⁴, fand Eingang in die Beschreibung und Analyse der Gesellschaft. „Diese wesentlichen Merkmale werden der totalen Repräsentation der Einzelwesen entnommen. Sie sind deren Analyse und gestatten, indem sie diese Repräsentation repräsentieren, die Konstituierung einer Ordnung.“⁵ Andererseits lässt sie sich als Reaktion auf die sich schnell wandelnde Umwelt begreifen. Die (gesellschaftlichen) Veränderungen ab dem Beginn der sogenannten ‚Moderne‘ führten zu einer Unüberschaubarkeit und einer strukturellen Veränderung, die der Europäische Ethnologe Konrad Köstlin als Entwicklung „von der Gemeinschaft zur Gesellschaft“⁶ umschreibt: „Sie führen von der täglich erfahrenen und in ihrer Wirklichkeit überprüfbareren Gemeinschaft, bei der man einen großen Teil der Angehörigen kennt, zur abstrakten Gesellschaft des modernen Staates.“⁷ Eine Folge davon war nicht nur die „Erfindung der Ethnie“ (> 5.1) als überschaubare Ordnung im „nicht mehr erfahrbare[n], unübersehbare[n] Staat“⁸, wie Köstlin schlussfolgert, sondern auch die Kategorisierung der Gesellschaft nach sozialen/sozioökonomischen (> 5.2) und Geschlechterordnungen (> 5.3). Alle diese Kategorien dienten zur Ordnung der Gesellschaft und der Welt. Die Autor*innen schufen im *Morgenblatt* zwar selten theoretische Grundlagen, in ihrer Beschreibung und Verwendung von ordnungsgebenden Begriffen formten sie jedoch eine Vorstellung von Gesellschaft und füllten die Konzepte und Begrifflichkeiten mit empirischem Wissen. Dabei griffen sie auf bereits existierende Muster und Narrative zurück, die sie verstärkten oder abschwächten. Die aus den Texten im *Morgenblatt* als zentral herausgearbeiteten Kategorien werden im Folgenden besprochen. Dabei fließen Texte der in den beiden vorangegangenen Kapiteln beleuchteten Autor*innen sowie weitere, teils anonyme Artikel aus der Zeitschrift ein.

4 Ebd.

5 Ebd., S. 280.

6 Köstlin, Konrad, Das ethnographische Paradigma und die Jahrhundertwenden, in: *Ethnologia Europaea* 24 (1994), S. 5–20, S. 12.

7 Ebd.

8 Ebd.

5.1 ‚National-ethnische‘ Ordnungen: ‚Nation(alität)‘ – ‚Volk‘ – ‚Rasse‘

Als eine erste Ordnung, die in den Texten im *Morgenblatt* vielfach hergestellt wurde, wird hier die ‚national-ethnische‘ besprochen: ‚Nationalität‘, ‚Volk‘ und ‚Rasse‘ – im *Morgenblatt* unter der damals verbreiteten französischen Bezeichnung ‚Race‘⁹ – wurden von den Literat*innen in der Zeitschrift wiederholt als Bezugsgrößen verwendet. Dabei ist eine Unterscheidung zwischen den Konzepten nicht immer möglich, da die Begriffe teilweise synonym, teilweise in Bezug zueinander verwendet wurden. Nachfolgend werden die Konzepte beziehungsweise Begriffe zwar etymologisch getrennt voneinander betrachtet, in ihrer publizistischen Ausführung im *Morgenblatt* lassen sie sich jedoch nicht generell gesondert vorfinden. Da die Konzepte und Begrifflichkeiten in den wenigsten Fällen definiert und voneinander abgegrenzt wurden, lassen sie sich nur in Bezug zueinander und gemeinsam betrachten. Am Beispiel der ‚Rassentheorie‘ hält Osterhammel fest, dass „die Klassifikation [...] zu einer niemals aufgelösten Konfusion“¹⁰ führte. Der Begriff ‚race‘, so der Historiker, wurde im Englischen auch als Synonym für den Begriff ‚nation‘ verwendet. In der US-amerikanischen Literatur fanden sich 1888 Definitionen, die zwischen zwei und 63 verschiedenen ‚Rassen‘ unterschieden.¹¹ Ähnliche Überschneidungen finden sich auch im *Morgenblatt*. Dieser Umstand wird zum Beispiel in der Beschreibung der baskischen im Vergleich zur spanischen Bevölkerung deutlich, die die*der Autor*in abwechselnd als ‚Nation‘, ‚Volk‘ und ‚Rasse‘, aber auch ‚Typus‘ und ‚Menschenschlag‘ auffasste.¹² Alle drei Katego-

9 Rasse, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, online unter: <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemid=Roo894>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.

10 Osterhammel (2010), S. 1218.

11 Ebd.

12 „Die Farbe der Haut, des Haares und der Augen, die Form des Kopfes, der Gesichtsausdruck, der Körperbau, von dem Allen gehört nichts jenem Menschenschlage an, der aus der Mischung von vier oder fünf südlichen Völkern mit einigen hunderttausend Germanen entstanden ist. Aber auch von dem deutschen Typus weicht der baskische so wesentlich ab, daß er keinen Gedanken an eine Verwandtschaft dieser beiden Nationalitäten aufkommen läßt“ (Aus dem Lande der Basken, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 87 (11.4.1848), S. 346 f., hier S. 347).

rien lassen sich als ‚ethnische‘ Denkfiguren verstehen, die zur „Bewältigung der Modernität“¹³ entstanden sind und im 19. Jahrhundert an Bedeutung gewannen. Die Konzepte entwickelten sich aus ähnlichen Bedürfnissen heraus: Die Kategorien eint eine Vorstellung von Innen und Außen, von ‚eigen‘ und ‚fremd‘. Damit bilden sie eine „Kategorie zur Zugehörigkeit“¹⁴, wie es Osterhammel auf den Nationalismus bezogen formuliert. ‚Volk‘, ‚Nation‘ und ‚Rasse‘ wurden als natürliche Ordnungen präsentiert, die sich die Vorstellung einer gemeinsamen Abstammungsgemeinschaft teilten.¹⁵ „Die Entdeckung der Ethnie findet in der Schichten und Klassen überwölbten Idee der Nation (und hier sind Ethnie und Nation austauschbar) ihre Erfüllung.“¹⁶

Die ‚Nation‘ wurde im 19. Jahrhundert nicht nur im politischen Sinne als Nationalstaat zum Bezugspunkt. „Nationale Kulturen waren in der Welt der Moderne eine machtvolle Quelle kultureller und politischer Identität.“¹⁷ In diesem Sinne bezeichnet Osterhammel Deutschland zum Beispiel auch als „ziemlich klar identifizierbare Kulturnation“¹⁸, die zwar politisch nicht vereint, aber eine „Sprach- und Schicksalsgemeinschaft“¹⁹ bildete. Dieses ‚Wir-Gefühl‘ war seit den 1790er Jahren als Nationalismus wirksam. Die Nationenfrage entfaltete gerade in Deutschland, das bis zum Ende des Jahrhunderts aus verschiedenen Staaten bestand, eine besondere Wirkmacht. Wenig verwundert es daher, dass die Frage nach der Nation (auch im Zusammenhang mit dem ‚Volk‘) gerade in den deutschen Grenzregionen verhandelt worden ist.²⁰ 1847 wurden im *Morgenblatt* Ausschnitte aus Johann Georg Kohls (> 4.1.2) Buch zum Thema „Deutschthum und Dänenthum in Schleswig“

13 Köstlin (1994), S. 13.

14 Osterhammel (2010), S. 582.

15 Vgl. Köstlin (1994), S. 10 f.; Osterhammel (2012), S. 580–584, 609.

16 Köstlin (1994), S. 14.

17 Hall, Stuart, Das verhängnisvolle Dreieck. Rasse, Ethnie, Nation, Berlin 2018, S. 150.

18 Osterhammel (2012), S. 4.

19 Ders. (2010), S. 582.

20 Vgl. dazu in Kapitel 3.2.2 die Artikel zur Oberlausitz und Nordalbingen.

veröffentlicht, ein „moralischer Kampf [...], der uralte, in neuester Zeit von so großer Bedeutung geworden ist“²¹.

Dass es im *Morgenblatt* keine Definition des Begriffs gab, lässt sich auch dahingehend lesen, dass seine Bedeutung um die Mitte des 19. Jahrhunderts für eine größere Bevölkerungsgruppe verständlich und nachvollziehbar war. Die Differenz zwischen ‚Nation‘ als Staat und als identitätsstiftender Größe war scheinbar auch den Zeitgenoss*innen bereits bekannt, wie die folgende Textstelle vermuten lässt:

„Wenn gleich s ä m m t l i c h e [Hervorh. i. O.] germanische Völkerschaften in geistiger wie in körperlicher Hinsicht vollkommen jene ideale Gemeinde bildeten, welche sich durch einheitlichen Nationalcharakter, namentlich durch Einheit der Sprache, Einheit der Sitte des geselligen Lebens, Einheit der Religion und des Cultus kund gibt, wenn gleich alle das Gefühl der Zusammengehörigkeit in sich trugen, so umschloß sie doch kein p o l i t i s c h e s [Hervorh. i.O.] Gesamtband.“²²

In diesem Sinne definiert der Politikwissenschaftler Benedict Anderson ‚Nation‘ als ‚imagined community‘.²³ Diese vorgestellte politische Gemeinschaft wird an vermeintlich nationalen Gemeinsamkeiten und Eigenheiten festgemacht und dadurch konkret. Alfred von Reumont (› 3.1.2) bezeichnete etwa das Lottospiel als italienisches „nationale[s] Hauptvergnügen“²⁴, Ottilie Assing (› 4.3.2) bestimmte die in New York lebenden Irländer an ihrem Äußeren und Johann Georg Kohl (re-)produzierte in seinem Text „Petersburger Winter“ ein stereotypes Bild der Russen:

21 Kohl, Johann Georg, *Deutschthum und Dänenthum in Schleswig*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 69 (22.3.1847), S. 273 f., hier S. 273. Dass als erstes die in der Region gesprochenen Sprachen aufgelistet wurden, hängt damit zusammen, dass die Sprache im 19. Jahrhundert zum Merkmal ganzer Gruppen wurde, die teilweise aus dieser Gemeinsamkeit heraus Souveränität forderten. Diese Vorstellung entwickelte gerade in sogenannten Vielvölkerstaaten eine Zugkraft.

22 Blicke in die deutsche Vorzeit, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 34 (20.8.1854), S. 793–800, hier S. 795.

23 Vgl. Anderson, Benedict, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt am Main 1996, S. 14.

24 Reumont (10.9.1842), S. 867.

„[D]ie Sitten der Bewohner [sind] weit mehr daran Schuld [am Kältetod von Menschen] als die Dürftigkeit ihrer Schutzmittel, und zwar vor allem drei: die Trägheit des Volks, das Branntweintrinken und die Hartherzigkeit der Reichen. Die Russen, so lebhaft sonst ihr Humor ist, lieben doch durchaus keinerlei Art von Anstrengung, und geistige wie körperliche Gymnastik ist ihnen eine verhaßte Kunst. Sie ziehen es daher in der Kälte vor, sich hinter den Ofen oder im Pelze irgendwo zu verkriechen und still auszuhalten, anstatt, wie jeder Nichtrusse thun würde, sich mit Hand und Fuß gegen die Kälte zu wehren. [...] Das unmäßige Branntweintrinken vermehrt noch die Gefahr. Trunkenheit und Schlaf in ihrem Gefolge sind bekanntlich die sichersten Wege zum Tode durch Frost [...]“²⁵

Die Vorstellung der ‚Nation‘ war, ähnlich wie jene vom ‚Volk‘ oder der ‚Rasse‘, in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein statisches, biologistisches: „[F]ast alle Nationen, sie mögen kommen woher, gehen wohin sie wollen, behalten, auch nach dem längsten Aufenthalt im fremden Land, den Stempel des Vaterlandes unverkennbar aufgedrückt [...]“²⁶ ‚Nationale‘ und ‚ethnische‘ Eigenheiten galten also als in den Körper und den Charakter eingeschrieben und beständig, wie auch die Beschreibungen von Friedrich Wilhelm Hackländer (> 4.2.1) und Kohl verdeutlichen. Am Beispiel der Fiakerfahrer in Petersburg stellte Kohl heraus: Obwohl sie „gewöhnlich als kleine Burschen von zehn bis zwölf Jahren nach Petersburg“²⁷ kämen,

„erkennt man [die verschiedenen Nationalitäten] leicht an der Art, wie sie ihre Pferde behandeln. Der Deutsche ist der verständigste; er spricht wenig, mit seinem Pferde gar nicht, mit dem er sich nur mittels Zügel und Peitsche in Rapport setzt. Der Finne sitzt stockstill auf dem Bock

25 Kohl (11.2.1840), S. 142.

26 Gerstäcker, Friedrich Wilhelm Christian, Die einigen Deutschen im Ausland. Eine Skizze, in: Morgenblatt für gebildete Leser 39 (25.9.1853), S. 916–922, hier S. 916.

27 Kohl, Johann Georg, Die Petersburger Fiaker, in: Morgenblatt für gebildete Leser 40 (15.2.1840), S. 157 f., hier S. 158.

und stößt nur zuweilen ein langgezogenes ‚Nah! Nah!‘ durch die Zähne, dessen verschiedene Intonationen das Pferd versteht. Das Zauberwort des Letten heißt: ‚Núa! Núa!‘ [...]. Am unruhigsten ist der Pole [...].²⁸

Aber nicht nur in ihrem konkreten Handeln, auch anhand ihrer Charaktereigenschaften wurden Menschen ‚national-ethnisch‘ eingeteilt. So bezeichnete Hackländer Ehrlichkeit als „Grundzug im Charakter der Türken“²⁹, der „im Allgemeinen“ „gefällig und freundlich“³⁰ sei. „Der Engländer“ (Teil seiner Expeditionsgruppe) habe „wie die meisten seiner Landsleute [...] seine Eigenheiten“³¹ und die „Faulheit der Araber“³² würde sich in ihren niedrigen Hütten widerspiegeln. Mit solchen Zuschreibungen verfestigten sich ‚nationale‘ Stereotype. Die ‚nationale‘ Zuordnung wurde damit zu einer Art Adjektiv, in dem gewisse Vorstellungen mitschwangen. So schreibt der Soziologe Stuart Hall hierzu:

„Wir wissen, was es heißt, englisch, britisch, amerikanisch oder jamaikanisch zu sein, und zwar aufgrund der Art, in der ‚Americanness‘, ‚Britishness‘ oder eine jener anderen Identitäten als Sets von geteilten Bedeutungen innerhalb der nationalen Kulturen repräsentiert werden, in denen sie in verschiedenen geschichtlichen Augenblicken geprägt werden.“³³

Diese Bilder werden aus der jeweiligen Zeit heraus, „hinein in ein zeitloses Verzeichnis einer mythologischen Zeit“³⁴ projiziert.

28 Kohl (17.2.1840), S. 163.

29 Hackländer (28.1.1842), S. 95.

30 Hackländer, Friedrich Wilhelm, Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 23 (27.1.1842), S. 89 f., hier S. 90.

31 Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 193 (13.8.1841), S. 770 f., hier S. 771.

32 Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 264 (4.11.1841), S. 1053 f., hier S. 1053.

33 Hall (2018), S. 152.

34 Ebd., S. 153.

Solche ‚nationalen‘ Zuschreibungen und Stereotype³⁵ lassen sich bis ins 17. und 18. Jahrhundert zurückverfolgen und sind seit ihren Anfängen stark verwoben mit zeitgenössischen wissenschaftlichen Vorstellungen und Ansätzen, wie der Klimatheorie und den Ergebnissen der Naturforschung im 18. Jahrhundert.³⁶ Dabei hatten und haben sie bis heute verschiedene Funktionen: Sie dienen zur Ordnung der Gesellschaft, gerade in einer sich ausdifferenzierenden wie jener des 19. Jahrhunderts: „Das Bild vom anderen, das Fremdbild, ebenso wie das Selbstbild entsteht also aus dem Bedürfnis von Individuen, Gruppen und Nationen, sich eine klar geordnete Welt einzurichten und sich in dieser sozial bestätigt zu sehen.“³⁷ Stereotype wirken zudem identitätsstiftend. Die Europäische Ethnologin Silke Meyer betont in ihrer Dissertation *Die Ikonographie der Nation. Nationalstereotype in der englischen Druckgraphik des 18. Jahrhunderts*, dass diese Funktion vor allem dann bedeutend wird, wenn das Eigene mit dem Fremden kollidiert und das Wir-Gefühl bedroht wird. Erst durch eine Auseinandersetzung mit dem ‚Anderen‘ wird das Eigene sichtbar (gemacht).³⁸

Die Literat*innen im *Morgenblatt* haben mit ihren Texten nicht nur ‚Deutschtum‘ geschaffen, sie prägten auch das Bild anderer ‚Nationen‘ maßgeblich. Besonders Frankreich und England³⁹ dienten in der Zeit-

35 Stereotype sind definiert nach Bausinger „unkritische Verallgemeinerungen, die gegen Überprüfung abgeschottet, gegen Veränderung resistent sind; Stereotyp ist der wissenschaftliche Begriff für eine unwissenschaftliche Einstellung“ (Bausinger, Hermann, Name und Stereotyp, in: Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identität. Festschrift für Georg R. Schroubek (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 8), hrsg. v. Gerndt, Helge, München 1988, S. 13–19, hier S. 13).

36 Vgl. Bernasconi, Gianenrico, Nationale Stereotype und interkulturelle Kommunikation, in: Kulturkontakte. Leben in Europa. Für das Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin, hrsg. v. Tietmeyer, Elisabeth/Ziehe, Irene, Berlin 2011, S. 73–79, hier S. 73–75. Als zentrale Figur gilt Carl von Linné (1707–1778).

37 Suppan, Arnold, Einleitung. Identitäten und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen, in: Das Bild vom Anderen. Identitäten, Mentalitäten, Mythen und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen, hrsg. v. ders./Heuberger, Valeria/Vyslonzil, Elisabeth, 2., durchges. Aufl., Frankfurt am Main-Berlin-Bern u.a. 1999, S. 9–20, hier S. 15.

38 Meyer, Silke, Die Ikonographie der Nation. Nationalstereotype in der englischen Druckgraphik des 18. Jahrhunderts (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 104), Münster-New York-München-Berlin 2003, S. 333; vgl. auch Bausinger (1988), S. 13.

39 Die beiden Länder galten im 19. Jahrhundert in vielerlei Hinsicht als Vorreiter: Sie waren zum einen bereits um die Jahrhundertwende Nationalstaaten und dienten als solche einerseits als Vorbilder für das deutsche Bürgertum, andererseits als Feindbilder in

schrift als Räume, deren Bevölkerung es zu charakterisieren galt. Neben den beiden großen Nationen beeinflusste das *Morgenblatt* aber auch die Vorstellung von regional verorteten ‚Völkern‘. Dadurch lernten die Leser*innen also nicht nur was es bedeutet, sich selbst einer ‚Nation‘ zugehörig zu fühlen, sondern übten auch den Blick auf andere ‚Nationen‘ und ‚Völker‘ ein. Durch eine Homogenisierung dieser Gruppen wurden Stereotype mitgeformt, die teilweise bis heute fortbestehen.

Nicht zwangsläufig war das ‚Volk‘⁴⁰ deckungsgleich mit der ‚Nation‘: Ein ‚Volk‘ konnte auch kleinere, regionale Einheiten umfassen. Überhaupt war die Bedeutung des Begriffs so umfassend und vielfältig, dass die Formulierung einer für alle Beiträge geltenden Definition an dieser Stelle nicht möglich ist. Er diente zur Bezeichnung regionaler⁴¹ wie nationaler Gruppen, als Synonym für die Bevölkerung⁴² im Allgemeinen, aber auch zur Umschreibung von ländlichen oder „niederer“⁴³ Gesellschaftsgruppen. Selbst mit dem Begriff ‚Rasse‘ gab es Überschneidungen: Zur Beschreibung der ‚Bayern‘ verwendete Joseph Friedrich Lentner (› 3.3.1) ‚Volk‘ als zentrale Bezeichnungen, verwendete jedoch synonym dazu ‚Stamm‘⁴⁴ und ‚Race‘, „an [denen] die allgemeine Kultur noch nicht die Eigenthümlichkeiten ausgeglichen hat“⁴⁵. Kohl ging von einer „alpinische[n] Urrace“⁴⁶ aus, „die sich später unter den asiatischen Einwanderern eben so verlor, wie die nordamerikani-

der romantischen Überhöhung des Deutschtums (Kaschuba (2012), S. 26 f.). Anders als Deutschland verfügten sie über Hauptstädte, von denen kulturelle wie gesellschaftliche Impulse ausgingen und die im 19. Jahrhundert zu Millionenstädten anwuchsen. Wie in Kapitel 4.1.1 bereits angedeutet, waren in den beiden Ländern auch die Auswirkungen der Industrialisierung deutlich zu spüren.

40 Die Ausführungen zur Begriffsverwendung von ‚Volk‘ fällt im Gegensatz zu ‚Nation‘ und ‚Rasse‘ kürzer aus, da es bereits in den Kapiteln 3.2 und 3.3 ausführlicher besprochen wurde. Dennoch sollen an dieser Stelle zentrale Aspekte ausgeführt und ggf. wiederholt werden.

41 Vgl. u.a. Lentner für Bayern (› 3.3.1), Schoppe für Hamburg (› 4.1.1).

42 Vgl. Schoppe, Amalie, Hamburg, December. Volksbilder in aufsteigender Linie, in: *Morgenblatt für gebildete Stände* 7 (9.1.1837), S. 28.

43 Vgl. Volk verstanden als „nieder[e] Volksclasse“ (Schoppe, Amalie, Hamburg, Mai. (Fortsetzung.). Bäder. Quacksalberei. Vorstadt St. Pauli, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 142 (13.6.1840), S. 568).

44 Zum Begriff ‚Stamm‘ vgl. auch Kapitel 3.3.2.

45 Lentner (15.8.1848), S. 791.

46 Kohl, Johann Georg, Die Mythologie der Alpen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 78 (31.3.1849), S. 310 f., hier S. 310.

schen Indianer unter den romanogermanischen Kolonisten⁴⁷. Während Abgeschiedenheit und Primitivismus bei diesen regionalen, ‚deutschen Racen‘ positiv gewertet und sie als „Stammesgesellschaften in Hochkulturen verstanden“⁴⁸ wurden, galten diese Zuschreibungen bei außereuropäischen ‚Rassen‘ als Mangel, wie im Laufe des Kapitels noch aufgezeigt wird.

Als Erklärung für den Erfolg des Volksbegriffs im 19. Jahrhundert lassen sich zwei in ihrer Ausrichtung durchaus gegensätzliche Strömungen benennen: Einerseits stand der Begriff in der Tradition der Aufklärung, die die beiden Historiker Christian Jansen und Henning Borggräfe auch als eine der Wurzeln des europäischen Nationalismus verstehen⁴⁹ und an die auch aufsteigende Wissenschaften jener Zeit, wie die Statistik, ansetzten. Das ‚Volk‘ war andererseits ein romantisches Projekt, im Rahmen dessen das Konzept eine Verklärung erfuhr. „Die Entdeckung und Erfindung des Volkes“, so fasst Keller-Drescher zusammen, „gehen Hand in Hand“⁵⁰: „Volk kann radikal demokratisch und antidemokratisch gemeint sein, aber auch konservativ, ständisch und national.“⁵¹ Zusammenfassend stellt Keller-Drescher fest, dass das ‚Volk‘ zu einem relevanten Thema im 19. Jahrhundert wurde. Das *Morgenblatt* zeigt, wie in der Publizistik um die Mitte des 19. Jahrhunderts unterschiedliche Ideologien zusammenwirkten und sich gegenseitig beeinflussten und so das Bild der Lesenden prägten. Lentner zum Beispiel war im Auftrag des Kronprinzen Maximilian auf der Suche nach dem Ursprünglichen des bayerischen ‚Volks‘, dem „[W]ohlhaltenste[n], [R]einste[n]“⁵². Dahingegen galten Schoppes Darstellungen der „Volksbilder in aufsteigender Linie“ nicht der Suche nach dem Ursprünglichen, sondern sollten die Eigentümlichkeit – in diesem Fall der Hamburger *innen – betonen.⁵³

47 Ebd.

48 Köstlin (1994), S. 11.

49 Jansen/Borggräfe (2007), S. 27.

50 Keller-Drescher (2017), S. 74.

51 Ebd., S. 135.

52 Lentner (15.8.1848), S. 777.

53 Vgl. dazu Kapitel 3.2.1 und Kapitel 4.1.2.

Alle drei Begriffe (‚Nation‘, ‚Volk‘ und ‚Rasse‘) und die an sie geknüpften Konzepte waren nicht neu für das 19. Jahrhundert, entfalteten in jener Zeit ihre Bedeutung. Für die ‚Rassentheorie‘ hält Osterhammel fest, dass sie sich im 19. Jahrhundert nochmal massiv veränderte und erst da zu einer „geschichtsphilosophischen Kategorie [wurde], zum angeblichen Universalschlüssel für das Verständnis von Geschichte und Gegenwart“⁵⁴. Stuart Hall bezeichnet ‚Rasse‘ als eine Idee zur Organisation der „Klassifikationssysteme der Differenz“⁵⁵. Es gehe in der Verwendung der Kategorie nicht nur darum, Differenzen zu erkennen und zu beschreiben, sondern sie sei das „Herzstück eines hierarchischen Systems, das Differenzen produziert“⁵⁶ und „deren kulturelle Bedeutung diskursiv [...] ‚wissenschaftlich‘ konstruiert“⁵⁷ wurde. Den Beginn rassistischen Denkens legt der Soziologe mit dem Beginn des europäischen Imperialismus im Jahr 1492 und der damit verbundenen „große[n] euroimperialistische[n] Begegnung mit der Differenz“⁵⁸ zusammen, die in die Frage, ob es sich bei indigener Bevölkerung um echte Menschen handle, mündete. Mit dem Aufstieg der Naturwissenschaften breitete sich die Vorstellung aus, Menschen seien eine Gattung innerhalb eines Systems, welches Abstufungen zwischen ‚Zivilisation‘ und ‚Barbarei‘ aufweist. Im *Morgenblatt* wurde dieser Gedanke etwa in einem Text zu den „Deutschen in Paris“ klar formuliert. Die*der Literat*in stellte darin fest, dass die „Gabe des Nachahmens“⁵⁹ für ‚Völker‘ oder ‚Rassen‘ eine Notwendigkeit darstellte, um „in den Kreis der kultivierten Menschheit ein[z]utreten“⁶⁰. Sie*er begründete diese Feststellung mit der Beobachtung, dass etwa Russen und Slawen gut darin seien, Deutsch oder Französisch zu lernen und Deutsche zwar „spielend“⁶¹ Griechisch, Latein und Französisch, aber eben nicht Polnisch

54 Osterhammel (2010), S. 1219.

55 Hall (2018), S. 6.

56 Ebd., S. 7.

57 Ebd., S. 80.

58 Ebd., S. 75 f.

59 Die Deutschen in Paris, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 79 (1.4.1840), S. 314 f., hier S. 315.

60 Ebd.

61 Ebd.

oder Russisch lernen könnten.⁶² Wie vor ihr die Religion, wirkte nun die Erklärung der Naturwissenschaft als Regime, das Differenz diskursiv wirksam machte und damit intelligibel und als natürlich jenseits von Kultur und Geschichte. Festgemacht wurden die Differenzen vor allem an den menschlichen Körpern und dadurch biologisch fixiert.⁶³ Die Hautfarbe⁶⁴ wurde zu einem der Wesenselemente, ebenso die Gesichtsförmigkeit⁶⁵ und Haare⁶⁶. Diese Festschreibung rassistischer Ordnungen anhand körperlicher Merkmale als „vorrangige Signifikanten seines Wahrheitsregimes“⁶⁷ bezeichnet Hall als grundlegend für den Erfolg der Rassentheorie.

Für die Zeit ab 1850 stellt Osterhammel eine Allgegenwärtigkeit rassistischer Ideologien fest,⁶⁸ die sich auch im *Morgenblatt* manifestiert hat. In den Jahren 1849 bis 1856, so zeigt meine Analyse, wurde der Begriff insgesamt häufiger verwendet als in den 1830er und 1840er Jahren. ‚Rasse‘/ ‚Race‘ diente den Literat*innen als Kategorie zur Klassifizierung von Menschen beziehungsweise zur Schaffung überschaubarer Gruppen mit gleichen Merkmalen – ähnlich dem Nation-Begriff. Mit der Klassifizierung ging eine klare Hierarchisierung und Diskriminierung bestimmter ‚Rassen‘ einher.⁶⁹ Im *Morgenblatt* erklärte der Gelehrte Adolf Zeising (1810–1876) etwa anhand des goldenen Schnitts den Europäer beziehungsweise die ‚kaukasische Rasse‘ durch Gesichtswinkel und das Verhältnis von Ober- zu Unterkopf zum Ideal.⁷⁰ Eine ausführlichere Auseinandersetzung und Definition des Konzepts nahm er nicht vor. Einzelne Artikel gaben jedoch einen umfassenderen Einblick in das Konzept: Bestimmend war dabei unter anderem die Frage,

62 Ebd.

63 Vgl. Hall (2018), S. 75–80, 90 f.

64 Vgl. auch Assing (11.5.1856), S. 455.

65 Vgl. Ebd.; Zeising, Adolf, Der goldene Schnitt als Kanon des Schönen. Ein Vortrag gehalten im Verein der Schriftsteller und Künstler zu Leipzig, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 17 (22.4.1855), S. 385–390, hier S. 389.

66 Vgl. Vom menschlichen Haar, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 14 (1.4.1855), S. 313–318.

67 Vgl. Hall (2018), S. 90.

68 Vgl. Osterhammel (2010), S. 1221.

69 Auf das direkte Reproduzieren rassistischer Ordnungen und Stereotype wird in der vorliegenden Arbeit verzichtet, für die Argumentation zentrale Stellen werden durchwegs paraphrasiert.

70 Zeising (22.4.1855), S. 389.

welchen Einfluss das Klima⁷¹, der Raum und/oder die Lebensweise auf die Rassenmerkmale hatten. Sie wurde nicht einheitlich beantwortet, dennoch wurde in den meisten Aufsätzen die Vorstellung der Reinheit der ‚Rassen‘ deutlich, die man durch Vermischung bedroht sah.⁷² Der Mediziner und Schriftsteller Aloysius Clemens (1793–1869) nahm sich in einem seiner Aufsätze der „Perfektibilität des Menschen“ an, ein „Traume [...], der Wahn einer allgemeinen Verbrüderung aller Nationen, einer allgemeinen Freiheit und Gleichheit aller Menschen, einer alle Stände durchgehenden Befähigung Alles zu werden, Alles zu erlangen“⁷³. Dass eine solche eben nicht möglich sei, arbeitete er auch anhand von ‚Racen‘ heraus, die sich seiner Meinung nach in eine „aktive Rolle des Mannes“⁷⁴ im „indokaukasischen Stamm“⁷⁵, und eine „passive Race [...] des Weibes“⁷⁶ (› 5.3) unterteilen ließe. Jene mit der ‚aktiven Rolle‘ seien die Herrschenden, die, so der Autor, immer eine „hellere Hautfarbe“⁷⁷ besitzen würden sowie geistig und körperlich höher entwickelt seien. Seine These festigte er unter anderem mit einem Verweis auf die alten Ägypter.⁷⁸

Die „historisch spezifische, besonders bösartige und ansteckende Manifestation innerhalb jener größeren diskursiven Formation kultureller Differenzen, die wir Euro- oder Westzentrismus nennen können“⁷⁹, bezeichnet Hall als das eigentliche Wesen der ‚Rassentheorie‘. Ein Beispiel, das uns das *Morgenblatt* dafür liefert, ist Hackländers Beschäftigung mit dem sogenannten ‚Orient‘ (› 4.2.1), einer Region, die

71 Die*der Autor*in des Artikels „Die Bajarden“ glaubte nicht an den Einfluss „der Klimate [auf] die Racenbildung“ (Die Bajarden, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 223 (17.9.1839), S. 391 f., hier S. 391). In „Aus dem Badeleben“ behauptete die*der Verfasser*in, die „ursprünglich schöne Rasse“ habe sich in Ischl durch „örtliche Einflüsse und Ungunst historischer Umstände“ (in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 227 (21.9.1850), S. 906 f., hier S. 907) zu einem „verkümmerten Menschenschlage“ (ebd.) entwickelt.

72 Vgl. z.B. *Morgenblatt für gebildete Leser* (1.4.1855), S. 314.

73 Clemens, Aloysius, Perfektibilität des Menschen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 174 (22.7.1850), S. 694 f., hier S. 694.

74 Ebd.

75 Ebd.

76 Ebd.

77 Ebd., S. 695.

78 Ebd., S. 694 f.

79 Hall (2018), S. 103.

seit dem 19. Jahrhundert als „zutiefst minderwertig“⁸⁰ und „korrekturbedürftig“⁸¹ galt, so Edward Said in seinem Werk über den ‚Orientalismus‘. Hackländers Blick auf die Wüste und ihre Bewohner*innen war einerseits Zivilisationskritik an den schnellen Veränderungen in Europa. Andererseits zeigte sich darin aber auch, was Said als „politische Realitätskonstruktion“⁸² bezeichnet, nämlich die Gegenüberstellung zwischen dem Bekannten und dem ‚Anderen‘, dem ‚Wir‘ und dem ‚Orient‘.⁸³ So stellte er das Leben in „eng umstellten Verhältnissen“⁸⁴ in Europa mit dem der „wilden, aber freien Menschen“⁸⁵ in der Wüste in Kontrast zueinander. Besonders deutlich tritt dieses Motiv in der Beschreibung der Frauen hervor,⁸⁶ die der Autor entlang der Gegensätze Verschlossenheit/Freizügigkeit beschrieb. Mit dem Verweis auf die Unterdrückung der Frau⁸⁷ in bestimmten Regionen sollten diese als ‚barbarisch‘ dargestellt werden. Die Stellung der Frau wurde somit zu einem Hinweis auf den vermeintlich kulturellen Zustand.⁸⁸ Andererseits sexualisierte der Autor die Frauen in seinen Darlegungen. Über eine Objektivierung von Frauen⁸⁹ fand eine Form des „Othe-

80 Said (2010), S. 54. Vgl. Kapitel 3.2.1 und 4.2.1.

81 Ebd.

82 Ebd., S. 57.

83 Ebd.

84 Hackländer (29.9.1841), S. 931. Ein längerer Ausschnitt aus der Quelle findet sich in Kapitel 4.2.1.

85 Ebd.

86 Vgl. auch Kapitel 5.3.

87 „Unzertrennlich von den Sitten und Gebräuchen des Orients ist für uns die Idee, die durch alle morgenländischen Erzählungen angeregt wird, daß die Weiber, gänzlich vom öffentlichen Leben getrennt, ihre Tage in beständiger Einsamkeit hinter umgitterten Fenstern verbringen müssen“ (Hackländer (29.1.1842), S. 97).

88 Die Position der Frau hatte sich dabei innerhalb bestimmter Grenzen zu bewegen. Hatten Frauen zu hohe politische Positionen inne, galt dies auch als problematisch (vgl. Kapitel 5.3). Denn, wie die Historikerin Barbara Stollberg-Rilinger formuliert, es war bürgerlicher Konsens, dass die Lage der Frauen „den bisher höchsten Stand in der Menschheitsgeschichte erreicht hatte“ (Stollberg-Rilinger, zit. n. Richter, Hedwig, Geschlecht und Moderne. Analytische Zugänge zu Kontinuitäten und Umbrüchen in der Geschlechterordnung im 18. und 19. Jahrhundert, in: Archiv für Sozialgeschichte 57 (2017), S. 111–130, hier S. 120).

89 Bei den arabischen Tänzerinnen sah Hackländer Frauen „zum erstenmal in ziemlicher Freiheit und Natürlichkeit“ (Hackländer, Friedrich Wilhelm, Arabische Tänzerinnen. Vom Verfasser der Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 186 (5.8.1841), S. 741 f., hier S. 742). Sie hatten durch ihre „nicht sehr dunklen Gesichter [...] etwas Edles; besonders die scharf geschnittenen zierlichen Brauen über den glühenden Augen, so wie der fein

ring über rassifizierte[n] Sexismus⁹⁰ statt, um es mit den Worten der Historikerin Muriel González Athenas auszudrücken. Gerade der ‚Orient‘, so die Kulturwissenschaftlerin, stehe „als Synonym für freizügige Sexualität“⁹¹: „Vom eurozentristischen Weltbild des weißen Mannes aus wird der Orient als statisch, weiblich, fruchtbar und passiv gesehen“⁹², was sich vor allem in Darstellungen des Harems manifestierte. Die Zuschreibung ‚Okzident‘/ ‚Kultur‘ und ‚Orient‘/ ‚Natur‘ lässt sich hier durch die Gegensätze Mann/Frau ergänzen. Diese Zuschreibungen sind Formen von Exotisierung und Primitivisierung. Beide, so die Kulturwissenschaftlerin Natascha Uekmann, seien der Beschäftigung mit dem ‚Orient‘ inhärent. Der Primitivismus sei dabei als „Sehnsucht einer technisch hochentwickelten Gesellschaft nach Korrektur in der Auseinandersetzung mit dem ursprünglich erscheinenden Fremden“⁹³ zu verstehen. Die Vorstellung einer Entwicklung vom ‚Primitiven‘ zum ‚Zivilisierten‘, wie sie auch bei Hackländer teilweise hervortritt, hat ihre Wurzeln in der Evolutionstheorie. Darin zeigt sich nicht zuletzt, wie naturwissenschaftliche Konzepte Anwendung in sozialen Beschreibungen fanden. Sowohl die Exotisierung als auch die Primitivisierung sind aus der Wahrnehmung vermeintlich europäischer Überlegenheit zu betrachten.⁹⁴

Der Blick der Literat*innen richtete sich auch auf ‚ethnisch-rassistisch‘ marginalisierte Gruppen, wie etwa die Juden⁹⁵ oder Z[...]. Letztere wurden von Otilie Assing beschrieben. Während sie die Schwarzen in den USA mitunter idealisierend charakterisierte, begegnete sie

gespaltene Mund waren voll Lieblichkeit und Anmuth“ (Ders., Arabische Tänzerinnen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 187 (6.8.1841), S. 746 f., hier S. 746). Vgl. zur Darstellung von Frauen als Verführerinnen auch ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 29 (3.2.1842), S. 113 f., hier S. 114.

90 Vgl. González Athenas (2017).

91 Uekmann (2001), S. 74.

92 Ebd., S. 75.

93 Uekmann (2001), S. 71.

94 Ebd.

95 Vgl. u.a. Kohl (10.5.1841), S. 442; ders., Die Judenstadt in Prag, in: Morgenblatt für gebildete Leser 116–121 (16.5.1842 ff.). Reumont (17.4.1837), S. 361; ders., Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana, in: Morgenblatt für gebildete Leser 189–191, 194–196, 199–200 (9.8.1841 ff.).

den Z[...] weitaus konfliktärer. Als „zurückgesetzt[e] und nur geduldet[e] Rac[e]“⁹⁶ waren sie „mißtrauisch“⁹⁷. Auch hier beendete Assing ihre Formulierung mit einer Romantisierung:

„Die Vorliebe der Z[...] für grellen phantastischen Aufputz zeigte sich bei den meisten in irgend einem scharlachrothen Aufschlag, Besatz, oder dem Bruchstück eines Shawls, das als Schärpe oder spanischer Mantel drapirt war, und das ganze Lager im Schatten der grünen Bäume bot überhaupt einen so malerischen Anblick, als man nur je bei dem Lesen irgend eines Romans geträumt hat; Romantik und Poesie in Lumpen.“⁹⁸

Diese Janusköpfigkeit in der Auseinandersetzung mit den Z[...] als den ‚edlen Wilden‘ in Nahdistanz lässt sich bis ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen und verlief zwischen Verachtung und Romantisierung.⁹⁹ Diesem Narrativ begegnen wir auch bei Kohl¹⁰⁰ und bei Emma Niendorf (1807–1876) in der Darstellung des „Altmühlthals“:

„Schon das barfußige, sonnenverbrannte Kind, welches mit seinem kleinen Reißigstecken Ziegen vor sich her treibt, sieht dich mit einem Blicke an, der für eine Mitgift nachbarlicher Elfen, welche die ärmste Wiege am wenigsten meiden, Zeugniß gibt. Man stößt dabei leicht auf Elemente, welche dem Z[...] verwandt sind.“¹⁰¹

Sowohl die Beschreibung der Schwarzen sowie ‚orientalischen‘ Bevölkerung als auch der Z[...] war eine Form der Exotisierung und trotz vermeintlich positiver Zuschreibungen eine Form des Rassismus.

96 Assing (11.5.1856), S. 456.

97 Ebd.

98 Ebd.

99 Vgl. Winter, Sebastian, Gegen das Gesetz und die Gesetzlosigkeit. Zur Sozialpsychologie des Antiziganismus, in: Konstellationen des Antiziganismus. Theoretische Grundlagen, empirische Forschung und Vorschläge für die Praxis, hrsg. v. Stender, Wolfram, Wiesbaden 2016, S. 111–128, hier S. 116.

100 Kohl Johann Georg, Ethnographische Studien in der Ukraine, in: Morgenblatt für gebildete Leser 119 (19.5.1841), S. 474 f.

101 Niendorf, Emma, Das Altmühlthal, in: Morgenblatt für gebildete Leser 146 (19.6.1847), S. 581 f., hier S. 582.

Im *Morgenblatt* wurde der Terminus ‚Rasse‘ jedoch nicht nur zur Beschreibung biologistisch definierter, ‚ethnischer‘ Gruppen herangezogen. So war unter anderem die Rede von der „Race der Landknechte“¹⁰² und die revolutionären ‚Fischweiber‘ in Paris, genannt ‚Poissarden‘,¹⁰³ wurden ebenso wie die elegante, römische Mittelklasse ‚Paini‘ unter dem Begriff ‚Rasse‘ gefasst.¹⁰⁴ Diese Verwendung lässt sich unter anderem als Hinweis darauf lesen, dass der Begriff in den 1830er und 1840er Jahren noch nicht eine klare Definition erlangt hatte oder als Metapher genutzt wurde. Sie verweist des Weiteren darauf, dass selbst Gruppen, die wir heute als sozioökonomisch fassen, biologisch und damit als natürlich gegeben verstanden wurden. Der Philosoph Etienne Balibar weist darauf hin, dass der Begriff ‚Rasse‘ in seiner Entstehung eine Klassen-Bedeutung (> 5.2) hatte.¹⁰⁵ Dass Stände, als die der Klasse vorangegangene Sozialstruktur, eine natürliche Ordnung seien, war lange Zeit vorherrschender Common Sense, die bis in die 1870er Jahre nicht gänzlich verschwand.¹⁰⁶ Diese Einteilung lässt sich als Strategie zur Unterdrückung marginalisierter Gruppen verstehen, seien es ‚national-ethnische‘, sozioökonomische oder Geschlechterordnungen.

Insgesamt zeigt die Analyse journalistischer Quellen die Wirkungsmacht zeitgenössischer Ideologien. Sie gibt Hinweise darauf, wie romantische und aufklärerische Ideen und Konzepte in Zeitschriften besprochen wurden und wie die Konzepte, die bereits naturwissenschaftlich und biologistisch hergestellt worden waren, mit empirischem Wissen gefüllt wurden. Allen Begriffen ging eine ‚Ethnisierung‘ von Bevölkerungsgruppen einher: Mit den Konzepten ‚Volk‘, ‚Nation‘ und ‚Rasse‘ wurden diese homogenisierend beschrieben; diese Konzepte wurden später von den „Homogenisierungswissenschaften“¹⁰⁷ Volks- und Völkerkunde aufgegriffen.

102 Ausflüge in die Umgebung von Dippe, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 71 (23.3.1838), S. 282 f., hier S. 283.

103 Vgl. dazu auch Kapitel 5.2.

104 Vgl. Reumont, Alfred von, Rom im Winter 1841–42, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 94 (20.4.1842), S. 375 f., hier S. 375.

105 Vgl. Balibar, Etienne, Der „Klassen-Rassismus“, in: *Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten*, hrsg. v. ders./Wallerstein, Immanuel, Hamburg-Berlin 1990, S. 247–260, hier S. 251.

106 Vgl. Kocka, Jürgen, Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800, Bon 1990, S. 33.

107 Vgl. Köstlin (1994), S. 13.

5.2 Soziale Ordnungen: ‚Stände‘ – ‚Klassen‘ – Marginalisierte

Als zweite Ordnung, die von den Literat*innen im *Morgenblatt* wiederholt hergestellt und besprochen wurde, lassen sich soziale beziehungsweise sozioökonomische Kategorien nennen. Im Folgenden wird herausgearbeitet, welche Rolle diese Kategorien für die Ordnung von Gesellschaft spielten, wie sie herangezogen und konstruiert wurden und wie einzelne soziale Gruppen beschrieben und geformt wurden. Eine besondere Beachtung finden in meinen Ausführungen das Proletariat und marginalisierte Gruppen. Einerseits tauchen sie in den Quellen vermehrt auf, andererseits gehörte gerade die Arbeiter*innenschaft für die beginnende Sozialforschung zum zentralen Interesse. Damit erlaubt die Fokussierung auf diese Gruppen Aufschlüsse im Hinblick auf die Frage nach der Bedeutung der Publizistik in der Formierung von Sozial- und Kulturwissenschaften.¹⁰⁸ Das *Morgenblatt* als Beispiel heranziehend, wird aufgezeigt, welche Rolle ‚Klasse‘ und das Proletariat in der deutschen Presse spielten und welchen Einfluss zeitgenössische wissenschaftliche Erkenntnisse auf die Beschreibungen nahmen.

Mit dem 18. Jahrhundert setzte ein gesellschaftlicher Umbruch ein, der in weiten Teilen Europas bis 1870 die alte ständische Gesellschaft als dominantes Ordnungsprinzip absetzte.¹⁰⁹ Das Ständesystem war eine durch Traditionen, Sitten und Rechte festgelegte, mit der Geburt zugeteilte und mit bestimmten Rechten und Pflichten verbundene Ordnung, die wenig soziale Mobilität erlaubte. In den deutschen Ländern des 18. Jahrhunderts bestand sie im Wesentlichen aus den vier Hauptständen Adel, Klerus, dem Bürger*innen- und Bäuer*innenstand sowie der schlechter gestellten Gruppe der Armen, Nichtsesshaften und Juden (‚nichtbürgerlicher‘ beziehungsweise ‚nichtbäuerlicher‘ Stand). Mit der Verstädterung, einer zunehmenden Mobilisierung und

108 Unter anderem gilt Karl Marx mit seinen Ideen des Klassensystems als Schlüsselfigur der Soziologie. Als Journalist und Verleger, vor allem als Korrespondent der amerikanischen Presse, gab er auch einen Einblick in seine Forschungsarbeiten (vgl. Herres, Jürgen, Karl Marx als politischer Journalist im 19. Jahrhundert, in: Die Journalisten Marx und Engels (= Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, Neue Folge 2005), S. 7–28, hier S. 19 f.).

109 Kocka (1990), S. 33.

der Durchsetzung kapitalistischer und industrieller Produktionsweisen nahm die Bedeutung der ‚Stände‘ ab und das Ständesystem wurde schrittweise ersetzt.¹¹⁰ An ihre Stelle trat die ‚Klasse‘ als neues „soziale[s] Ungleichheitsmuster“¹¹¹. Mit dem Konzept ‚Klasse‘ rückten ökonomische Parameter in den Mittelpunkt gesellschaftlicher Hierarchie. Der Historiker Jürgen Kocka definiert: „Klassen sind [...] gesellschaftliche Großgruppen, deren Angehörige die ökonomische Stellung und, daraus folgend, gleiche Interessen teilen, sich – der Tendenz nach – auf dieser Grundlage als zusammengehörig begreifen und entsprechend handeln“¹¹² und sich von anderen Klassen abgrenzen. Die Klassengesellschaft ist durch eine formale rechtliche Gleichstellung durchlässiger als die Ständegesellschaft; die ‚Stände‘ versteht Osterhammel als „Statusgruppen mit jeweils besonderen Rechten, Pflichten und symbolischen Markierungen“¹¹³.

Im *Morgenblatt* wurde zwischen den beiden Konzepten ‚Stand‘ und ‚Klasse‘ nicht klar unterschieden.¹¹⁴ Das kann einerseits als Hinweis darauf gelesen werden, dass die beiden Konzepte bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nebeneinander bestanden. Doch auch wenn der Begriff ‚Stand‘ über den gesamten Untersuchungszeitraum in den Texten verwendet wurde, so lässt sich die 1837 erfolgte Umbenennung des Journals von *Morgenblatt für gebildete Stände* in *Morgenblatt für gebildete Leser* im Zuge einer Modernisierung als Anzeichen für die zunehmende Obsoleszenz der Ständekategorie verstehen. Andererseits verweisen die Texte auch auf ein offenes Verständnis der Begriffe in der Publizistik, die erst durch ihre (wissenschaftliche) Definition eindeutiger wurden.¹¹⁵

110 Geißler, Rainer, *Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung*, 4., überarb. u. aktual. Aufl., Wiesbaden 2006, S. 27 f.

111 Kocka (1990), S. 33.

112 Ebd., S. 34.

113 Osterhammel (2010), S. 1060.

114 Vgl. u.a. Mainz, Februar. Die drei Faschingstage, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 48 (25.2.1842), S. 192.

115 Als zentrale Figur für die wissenschaftliche Definition von ‚Ständen‘ und ‚Klassen‘ gilt in der Soziologie Max Weber (1864–1920) und sein 1921 beziehungsweise 1922 postum veröffentlichtes Werk *Wirtschaft und Gesellschaft*.

‚Klasse‘ und ‚Stand‘ dienten im *Morgenblatt* zur Kategorisierung von (vor allem städtischer¹¹⁶) Gesellschaft.¹¹⁷ Gerade die Städte waren es, in denen sich im 19. Jahrhundert die Gesellschaft ausdifferenzierte und neu ordnete.¹¹⁸ Johann Georg Kohl (> 4.2.2) gab in seinen Texten aus den russischen Städten Moskau und St. Petersburg einen Einblick in die unterschiedlichen Lebensverhältnisse, wobei er sowohl die Dienerschaft und Fiakerfahrer als auch Privilegierte beschrieb.¹¹⁹ So gab er in „Feine Welt in Moskau“ einen Einblick in die Beschäftigungen der „höhern Classen“¹²⁰, wie in das Spazierengehen in den Moskauer Schlossgärten oder den Eröffnungsball eines Etablissements, aber auch die Tätigkeit von Straßenverkäufern.¹²¹ In „Die russischen Diener“ beschrieb Kohl im Besonderen die verschiedenen Berufsgruppen der „sogenannten ‚Dwornije Ljudi‘ [...] (die Hofleute)“¹²². Eine ‚Klasse‘, „welche aus Gliedern aller Nationen besteht“¹²³.

Wie ‚ethnische‘ beziehungsweise ‚nationale‘ Gruppen betrachteten und formten die Literat*innen auch sozioökonomische Gruppen weit-

116 Die*der Autor*in der „Skizzen aus dem Fürstenthum Lüneburg“ teilte zwar auch die Dorfgesellschaft in verschiedene Klassen ein, jedoch sprach sie*er dabei von verschiedenen Klassen von Bauern: „Die Bevölkerung eines größern lüneburgischen Dorfes besteht durchgehends aus mehreren Klassen, deren Rangordnung folgende ist. Die erste bilden die ‚Vollhöfner‘, Bauern, welche eine bestimmte Anzahl Morgen Landes besitzen, die je nach der Lage des Dorfes und der Güte des Bodens verschieden ist; die zweite die ‚Halbhöfner‘ und die dritte die ‚Köthner‘, welche letztere ebenfalls Ländereien, so wie Antheil an Wald, Weide und Moor haben. Die vierte Klasse besteht aus den ‚Neubauern‘, die nur das Grundstück als Eigenthum besitzen, auf welchem sie ihr Haus errichtet haben. Die ‚Häuslinge‘ endlich bilden die fünfte Klasse und haben weder liegende Gründe noch eigene Häuser; sie wohnen entweder in besondern, den Höfnern gehörigen kleinen Gebäuden oder haben ein Zimmer des großen Bauernhauses inne“ (*Morgenblatt für gebildete Leser* (23.8.1849), S. 805).

117 Vgl. u.a. auch Dresden, Juni. Der Tag des Fremden. – Oekonomische Verhältnisse, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 29 (20.7.1856), S. 694–696, hier S. 695 f. über den wohlhabenden Kaufmann und die „Armuth der höheren Stände“ (ebd., S. 696).

118 Brunt (1995), S. 460.

119 Zur Auflistung der Texte vgl. Kapitel 4.2.2.

120 Kohl, Johann Georg, Feine Welt in Moskau, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 190 (10.8.1840), S. 757 f., hier S. 758.

121 Vgl. ders., Feine Welt in Moskau, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 188 (7.8.1840), S. 749 f., hier S. 749; ders., Feine Welt in Moskau, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 189 (8.8.1840), S. 754 f., S. 754 f.

122 Kohl (1.5.1840), S. 419.

123 Ebd.

gehend als homogene Einheiten.¹²⁴ Diese zeichneten sich den Beschreibungen zufolge ebenso durch ihr eingeschriebene, typische Eigenschaften aus. In der Darlegung einer Begegnung mit einem Paar „dem Anschein nach den niedern Klassen angehörig“¹²⁵ stellte ein*e Autor*in erstaunt fest: „Daß sie [die Mutter] sich gegen die Art der Leute ihres Standes jeder Klage und sogar der Thränen enthielt [in Anbetracht des Todes ihres Kindes], gab ihrem Schmerz in meinen Augen nur eine erhöhte Bedeutung [...].“¹²⁶ Die ‚Fischweiber‘ bezeichnete ein*e Korrespondent*in aus Paris als „etwas unbehüflicher, meistens dicke, stämmige Gestalten, welche sich mit Putz überladen [...]. Auch haben sie etwas Kühnes in ihren Blicken“¹²⁷. Daneben, so verdeutlicht zum Beispiel der Bericht über den Karawanenzug von Friedrich Wilhelm Hackländer (› 4.2.1), wurden den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen je nach Status unterschiedliche Alltagserfahrungen zugeschrieben. Das unterschiedliche Essverhalten während seiner Karawanenreise durch die Wüste erläuterte Hackländer wie folgt:

„Die meisten der letztern [Weiber] hatten nichts als einen großen irdenen Topf, in dem sich Oliven befanden, die sie mit den Fingern herausholten und zu einem Stück Brod aßen; Andere kochten ein Gericht Zwiebeln mit Hammelfett, was schon besser war, und die, welche Reis auf dem Feuer hatten, gehörten zur wohlhabendern Klasse. Hie und da bereitete

124 Dass den unterschiedlichen ‚Klassen‘ beziehungsweise ‚Ständen‘ unterschiedliche Charakteristika und Eigenschaften zugesprochen wurde, wird besonders dann sichtbar, wenn sie sich vermischen, wie etwa in Frankreich: „[...] es gibt keine privilegierte Klasse [...] mehr, und die Gleichheit ist ja eine der drei Cardinaltugenden der Republik [...]. Daher sieht es denn auf den jetzigen großen Bällen sehr bunt aus. Etikette und Ceremonien sind unbekannte Dinge geworden; man wird gedrängt und geschoben, und beim Heimgehen haben die Gäste einige Mühe ihre Oberkleider wieder zu finden. Dagegen wird eifriger getanzt als sonst, Steifheit und Zurückhaltung sind verschwunden, und man sieht, daß sich die Leute belustigen, als wären sie bei ihren Bekannten. Der Putz hat weniger gelitten als man von dem Einflusse des republikanischen Wesens erwarten sollte, [...]“ (Paris, Februar. (Fortsetzung.) Der Carneval. – Bälle, in: Morgenblatt für gebildete Leser 49 (26.2.1850), S. 196).

125 Margarete. Ein einfaches Lebensbild, in: Morgenblatt für gebildete Leser 29 (19.7.1857), S. 673–681, hier S. 674.

126 Ebd., S. 675.

127 Paris, März. Mitfasten, in: Morgenblatt für gebildete Leser 71 (24.3.1842), S. 283 f., hier S. 284.

ein Schwarzer ein Abendessen für seinen Herrn, den Pascha, und solche Herde waren stets von einer Masse kleiner ägyptischer Kinder umringt, denen zuweilen vergönnt wurde, die am Topf herunterlaufende Brühe mit einem Stück Brod abzuwischen, was die armen Geschöpfe sehr glücklich machte.¹²⁸

Soziale Gruppen zeichneten sich also einerseits durch vermeintlich typische Eigenschaften aus und andererseits durch unterschiedliche Erfahrungen; zwei Narrative, die im Laufe dieses Kapitels häufiger vorkommen werden. So vertraten die Autor*innen der Zeitschrift ein Verständnis von ‚Klasse‘, welches später soziologisch fixiert wurde.¹²⁹ Inhaltlich jedoch, so verzeichnet der Historiker Jürgen Kocka allgemein für die Darstellung im Sozialroman, schwankten die Darstellungen zwischen „plakativ, stereotypisiert überzeichnet und verzerrt [und] wirklichkeitsnah und empirisch plausibel“¹³⁰.

Mitunter wurden Korrelationen zwischen ‚nationaler‘ und sozio-ökonomischer Zugehörigkeit hergestellt, zum Beispiel von Kohl. So schlussfolgerte er im vorletzten Teil seines Aufsatzes über die russische Dienerschaft:

„Aller russischen Dienerschaft ohne Ausnahme kommt noch eine gute, beziehungsweise auch schlechte Eigenschaft zu, ein grenzenloser leichter Sinn und Leichtsinn. Die Sorglosigkeit und Planlosigkeit für die Zukunft, wie sie allen Russen eigen ist, tritt bei den Menschen dieser Classe ganz besonders hervor.“¹³¹

128 Hackländer (27.8.1841), S. 819.

129 Der Soziologe Rainer Geißler benennt drei zentrale Merkmale von ‚Klasse‘: Ähnliche ‚Klassenlagen‘, zum Beispiel ähnliche Berufe und ähnliche Einkommensverhältnisse, ähnliche Bedingungen, die zu ähnlichen Erfahrungen führen und Denken, Mentalität, Interessen, Verhaltensweisen etc. beeinflussen sowie typische Lebenschancen und -risiken (Geißler (2006), S. 93 f.).

130 Kocka, Jürgen, Arbeiterleben und Arbeiterkultur. Die Entstehung einer sozialen Klasse (= Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 3), Bonn 2015, S. 345.

131 Kohl, Johann Georg, Die russischen Diener, in: Morgenblatt für gebildete Leser 110 (7.5.1840), S. 437 f., hier S. 438.

‚Nationale‘ Eigenschaften bezeichnete Kohl demnach bei der schlechter gestellten ‚Klasse‘ als am stärksten ausgeprägt. Von einer engen Verknüpfung der beiden Kategorien zeugt auch eine Korrespondenz aus London. Für die*den Autor*in ist jedoch nicht die ‚erwerbende Klasse‘ jene, in der sich das Stereotyp des rohen Engländers manifestierte. Denn „[g]erade in seiner erwerbenden Klasse [sei] England gesund und ruh[e] seine Stärke“¹³².

Die Beschreibung der verschiedenen Gruppen verlief nicht wertfrei und spiegelte ein bürgerliches Blickregime wider: Die Mittelklasse beziehungsweise das gebildete Bürgertum war in den meisten Szenarien Kulturbesitzerin. So gehörte „[z]u den beliebtesten Genüssen der gebildeten Klasse [...] in früheren Wintern der Besuch mehrere Vorlesungen“¹³³ und es gäbe „nichts Herzlicheres, nichts Froheres, nichts Gemütlicheres, als die etwas rohe Luft eines Familienfestes in den mittlern Ständen in Straßburg“¹³⁴. Dennoch erfuhr das Bürgertum auch Kritik aus den eigenen Reihen: Amalie Schoppe (› 4.1.1) kritisierte zum Beispiel im Sinne der Entdeckung der Pädagogik die Erziehung der Jungen ‚höherer Classen‘, die zu früh „zur Schule angehalten, und kaum dem Knabenalter entwachsen, [...] man sie schon dem Ernste des Lebens [übergibt]“¹³⁵:

„Daß unsere Kinder der höhern Classe allein durch zu frühe und zu große Anstrengungen siech, schlaff, verderbt und dadurch geistlos werden, zeigt die Jugend der niedern Stände, die frisch und fröhlich, gesund und rein jugendlich auftritt und bei weitem weniger verderbt – wenn gleich ungezogener – als die der höhern Stände ist.“¹³⁶

132 London, August. (Schluß.) Der Wollsack. Der Orden der lustigen Kauze, in: Morgenblatt für gebildete Leser 192 (12.8.1840), S. 768.

133 Leipzig, Februar. (Schluß.) Vorlesungen. – Unglücksfall. – Witterungen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 65 (16.3.1849), S. 260.

134 Straßburger Volksleben, in: Morgenblatt für gebildete Leser 157 (2.7.1842), S. 625 f., hier S. 626.

135 Schoppe (16.12.1836), S. 1204.

136 Ebd.

Eine ähnliche Kritik, hier aber die Mädchenerziehung¹³⁷ betreffend, äußerte Amely Bölte (> 4.3.1). In der fehlenden Ausbildung der Mädchen sah Bölte den Grund für den Verfall der Gesellschaft.¹³⁸ Auch die Väter trügen Schuld. Sie hätten

„eine heilige Scheu vor vernünftigen Frauen [...], denen sie nicht das ganze Leben hindurch die niedliche Benennung: mein Kind! geben können. Sie erziehen ihre Töchter, als wären es Puppen. Diese lernen Sprachen, die sie in der Ehe vergessen, und bringen ihre Nachbarn durch ihre Übungen auf dem Klavier zu Verzweiflung, ohne ein Ziel und einen Zweck damit zu verbinden [...].“¹³⁹

Bölte kritisierte in dieser Artikelreihe über die weibliche Erziehung vor allem die Verbohrtheit, mit dem die Mittelklasse ihre Töchter erzog. Sie kritisierte den Wunsch bürgerlicher Mütter, ihre Töchter durch die Erziehung in Sprachen und Musik in die Aristokratie einheiraten zu wollen. „Trostlose Befriedigung! wie teuer erkaufte! wie schwer bereut!“¹⁴⁰, schimpfte Bölte. Bölte und Schoppe griffen damit die Bildung als eines der wichtigsten Distinktionsmittel der bürgerlichen ‚Klasse‘ an: In beiden Beispielen zeigte sich das Interesse der Autorinnen an der im 19. Jahrhundert aufsteigenden Pädagogik.¹⁴¹ Bei Bölte schwang dabei gleichzeitig eine Kritik am patriarchalen System mit. Beide Literatinnen kritisierten das Bürgertum jedoch nicht grundsätzlich, ebenso wenig die bedeutende Rolle der Bildung an sich. Vielmehr

137 Vgl. zur Erziehung von Mädchen und Frauen Kapitel 5.3.

138 „[D]aß die Tochter nicht mehr leiste, was der Mutter ein Spiel war, daß jede kommende Generation einen Schritt weiter auf dieser abwärts führenden Leiter physischer Gebrechlichkeit, schwacher Nerven und hysterischer Zustände zu stehen berufen sey“ (Bölte, Amely, Dresden, Mai. Von weiblicher Erziehung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 25 (20.6.1852), S. 597 f., hier S. 597).

139 Ebd., S. 598.

140 Bölte, Amely, London, Juni. (Fortsetzung.). Weibliche Erziehung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 141 (13.6.1850), S. 564.

141 Um 1800 entwickelte sich ein Vertrauen in die Pädagogik und damit in die Vorstellung, Wissen könne weitergegeben und angewandt werden (Osterhammel (2010), S. 1175). Die beiden Frauen entsprachen damit auch einem weiblichen Ideal jener Zeit. Schoppe gründete unter anderem die *Hochschule für das weibliche Geschlecht* mit, im *Morgenblatt* berichtete sie etwa über Kindergärten, Waisenhäuser und der Hamburger Hochschule für Frauen.

forderten sie ihre Verbesserung. Auf diese Weise unterschied sich die Kritik am Bürgertum von jener an den ärmeren ‚Klassen‘.

Der ärmeren ‚Klasse‘ wurde häufig fehlende Bildung und damit fehlende Kultur vorgeworfen.¹⁴² Ottilie Assing (> 4.3.2) bezeichnete die Arbeiter*innenklasse – und auch sie bezog sich, wie Kohl, auf bestimmte ‚Nationen‘ – als „laut, wild und ungebunden“¹⁴³: „[W]elch plumpe Witze würden da gerissen, ohne daß man es den Leute darum zum Vorwurf machen könnte, weil sie sich doch nur ihrer Bildung gemäß betragen würden [...]“.¹⁴⁴ Diese Mängel galt es aus bürgerlicher Sicht zu beheben und das Bürgertum selbst sah sich als moralische Instanz dafür zuständig. Die*der Autor*in von „Ein Ausflug nach Hale“ zitierte einen Gewährsmann, der berichtete:

„Wir haben,“ sagte er, „seit einiger Zeit eine Floral und Agricultural Society hier, welche sich um unser Township im höchsten Grade verdient macht. Ihre edlen Gründer beabsichtigen vor allem, die ärmere Klasse an Fleiß und Ordnung, an Reinlichkeit und Sparsamkeit zu gewöhnen, in jedem den Wunsch, seinen Nachbar an Thätigkeit und guten Sitten zu übertreffen, rege zu erhalten, kurz, Frieden, Heiterkeit und Glück in die Hütten einzuführen [...]“.¹⁴⁵

Die im bürgerlichen Moralindex als Verfehlung betrachteten Charakteristika wurden als gesellschaftliche Bedrohung gesehen, die Ärmere wurden so zur Gefahr für die gesellschaftliche Ordnung. Dies galt besonders für das Proletariat, welches zur ‚gefährlichen Klasse‘ gemacht wurde.¹⁴⁶ So bezeichnete Kohl die Petersburger ‚Hofleute‘ als „eine der gefährlichsten Klassen in Rußland [...]“. Sie haben einen revolutionären Geist und stehen bei allen Unordnungen an der Spitze“¹⁴⁷.

142 Die*der Autor*in einer Korrespondenz aus London beschreibt die Arbeiter*innen als ‚Klasse‘, „die im Ganzen keinen oder schlechten Schulunterricht genossen, und für die es meist weder Wissenschaft, noch Literatur gibt“ (Morgenblatt für gebildete Leser (12.8.1840), S. 768).

143 Assing (4.5.1856), S. 432.

144 Ebd.

145 Ein Ausflug nach Hale II., in: Morgenblatt für gebildete Leser 5 (1.2.1852), S. 108–111, hier S. 110.

146 Balibar (1990), S. 253 f.

147 Kohl (1.5.1840), S. 419.

Die Besitzlosen, im Besonderen die Arbeiter*innen, wurden im 19. Jahrhundert in den verschiedenen publizistischen Formaten mit einer „Mischung aus Entsetzen und Faszination“¹⁴⁸ in ihrem „Doppelstatus als ausgebeutete [...] und als politisch bedrohliche Bevölkerungsschicht“¹⁴⁹ betrachtet.¹⁵⁰ Aus Lausanne wurde über die Gefahren ausgehend von den Arbeiter*innen berichtet:

„Sie [eine neu entstandene Industriegesellschaft] faßte ihren Zweck hoch genug auf und fühlte das große Bedürfnis unserer Zeit, die Versittlichung der Arbeitsklasse. Denn man kann es sich nicht verbergen, die industrielle Klasse ist eine Macht in der Gesellschaft geworden, und ein Unfall in ihren Lebensverhältnissen wirkt sogleich auf den ganzen Staat, ja ihre Leiden sind Convulsionen und Krisen, die, wenn nicht zerstörend, doch sehr störend auf die öffentliche Ruhe, Ordnung und Sicherheit wirken.“¹⁵¹

Das Leiden der Arbeiter*innen wurde besonders in folgender Korrespondenz aus Lyon eindringlich beschrieben:

„Die unbeschränkte Concurrenz führt zur Herabsetzung der Preise und damit zur Verminderung des Arbeitslohns. Durch sie wird der Arbeiter immer mehr auf die strengste Nothwendigkeit beschränkt und ihm

148 Evans (2018), S. 469.

149 Balibar (1990), S. 252.

150 Viele Beschreibungen des Proletariats gab es im Rahmen französischer und englischer Berichte zu lesen. Noch bevor die Arbeiter*innenklasse in den deutschen Ländern aufkam, entstand durch Beobachtungen in Ländern wie England und Frankreich ein Bild jener Gruppe (Kocka (2015), S. 343.) Aus Deutschland finden sich aber auch Berichte, zum Beispiel bei Amalie Schoppe (› 4.1.1) über die prekäre Situation der armen Bevölkerung in Hamburg, die „in schlechten, zum Theil feuchten und dumpfen Kellerwohnungen zusammengedrängt, dem Tode ungewöhnlich viele Opfer bringen“ (Hamburg, Juni. (Fortsetzung.) Industrieritter. – Der Bazar. – Neue Erfindungen. – Bevölkerung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 160 (5.7.1850), S. 640) oder die „Wohnungsnoth in Berlin“ (Berlin, Juni. (Fortsetzung.) Neubauten. – Klagen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 144 (17.6.1843), S. 575 f.).

151 Lausanne, Juni. (Fortsetzung.) Literatur. Kanal- und Eisenbahnprojekte, in: Morgenblatt für gebildete Leser 161 (6.7.1838), S. 643 f., hier S. 644. Vgl. auch: „[...] die Arbeiter, eine furchtbare Macht ihrer Zeit, angewachsen durch die große Zahl brodlos gewordener Gewerbsleute und Künstler, die mit Spaten und Karren die Lebensnothdurft sich verdienen. [...]“ (Berlin, Juli. (Fortsetzung.) Die demokratischen Arbeiter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 174 (21.7.1849), S. 695 f., hier S. 695).

manchmal sogar das Unentbehrliche entzogen. Wird der Arbeitslohn nicht vermindert, so wird die Arbeitszeit verlängert und manchmal so ausgedehnt, daß es die menschliche Natur nicht aushalten kann. Oft werden aber gar beide Mittel zu gleicher Zeit gegen den Arbeiter angewendet, dessen Existenz dadurch wahrhaft zwischen Hammer und Ambos kommt. Ja, manchmal muß die Tagesarbeit noch in die Nacht ausgedehnt werden, worunter besonders die Kinder leiden müssen. Die unbeschränkte Concurrnz führt zu einer Noth ohne Mitleid für Alter, Schwäche, Kindheit, Krankheit oder Geschlecht; herzlos zermalmt sie alles Leben, das ihr nicht dienlich und nützlich ist, ja sie verweigert auch das armseligste Stückchen Brod denen, die es nicht mit Arbeit abverdienen können. Daraus entsteht unsägliches Elend, Verderben und Entwürdigung der menschlichen Natur, die ganz auf mechanische Arbeit beschränkt wird, sittliche und physische Entartung der Arbeiter, die oft nichts mehr sind, als Theile einer Maschine.¹⁵²

Der Historiker Jürgen Kocka fasst die Darstellung am Beispiel des Sozialromans pointiert zusammen:

„Wenn das Familienleben und die Lebenswelt der Arbeiter dargestellt oder berührt werden [...], überwiegt ebenfalls das Defizitäre: die Enge des Wohnens, die Überlastung der Frau, die frühe Ausnutzung der Kinder, der oft abwesende, die Schenke frequentierende Mann, die fehlende Zeit für Erziehung, Zerrüttung und Verwahrlosung, eine laxe Sexualmoral, die rohen Vergnügungen. Grell werden die Farben oft aufgetragen, mit denen man die Sittenlosigkeit des Proletarierlebens zeichnet, sehr oft übertreibt und dann bisweilen mit dem kleinen Glück des ‚braven Arbeiters‘ kontrastiert, der, obwohl arm, eine bescheidene Reduktionsstufe kleinbürgerlicher Existenz erreichen konnte.“¹⁵³

Das Narrativ der Not, so Kocka, beherrschte die Beschäftigung mit der Arbeiter*innenschaft im 19. Jahrhundert und prägte das Bild, nicht nur

152 Lyon, Oktober. (Fortsetzung.) Zustände der Arbeiter. – Reliquien Napoleons. – Eisenbahn nach St. Etienne, in: Morgenblatt für gebildete Leser 268 (7.11.1844), S. 1072.

153 Kocka (2015), S. 345.

publizistisch, sondern auch in den sozialwissenschaftlichen und sozialpolitischen Diskussionen.¹⁵⁴

Im Umgang mit dieser Not setzten die Bemittelten auf verschiedene Strategien. Eine Strategie war die oben angedeutete Stigmatisierung der betreffenden ‚Klassen‘. Über die Projektion des „schamlosen Armen“¹⁵⁵ würden sich die Vermögenden von jeder Mitschuld befreien. Dazu gehörten Vorwürfe wie Faulheit oder übertriebener Luxus.¹⁵⁶ Im *Morgenblatt* kritisierte Schoppe zum Beispiel die Vergnügungssucht der ‚niedern Stände‘:

„Wenn wir uns nun nach der Quelle so vieler Verbrechen und Vergehungen umsehen, so ist sie nicht schwer zu entdecken, und wir finden sie in der sich von Jahr zu Jahr steigenden groben Genußsucht und dem mit ihr gleichen Schritt haltenden Kleiderluxus der niedern Stände. Wird man mich nicht vielleicht der Uebertreibung beschuldigen, wenn ich hier mittheile, daß nicht nur die Frauen und Töchter der meisten Handwerker, sondern sogar die Wäscherinnen für den Sommer sich im Tivolitheater abonnierten, und die Woche für eine verlorene ansehen, in der sie nicht wenigstens dreimal von den vieren, wo gespielt wird, dort gewesen sind? Dem ist buchstäblich so. Dieses Vergnügen ist zwar ein an sich nicht unanständiges, aber trotz dem höchst verderblich, indem es einestheils die Vergnügungssucht nährt und vom Fleiße entwöhnt, andernteils aber Veranlassung zur Putzsucht gibt. Denn an einem Orte, wo man sich am hellen Tage einfindet und einander durch den fortwährenden Besuch kennt, will es die Eine der Andern an Kleiderpracht zuvorthun, indem eben diese Klasse keinen andern Werth anzuerkennen vermag, als den das Kleid gibt. [...] Welchen verderblichen Einfluß der häufige Besuch der Volkstheater auf die Arbeitsamkeit der niedern Stände aus-

154 Ebd.

155 Rheinheimer, Martin, *Arme, Bettler und Vaganten. Überleben in der Not 1450–1850* (= Europäische Geschichte), Frankfurt am Main 2000, S. 53.

156 Vgl. ebd.

übt, läßt sich schon aus dem Umstande abnehmen, daß, obgleich die Vorstellungen erst zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags beginnen, sich um zwei Uhr der Raum schon zu füllen anfängt.“¹⁵⁷

Die Frage nach den ‚echten‘ und ‚falschen‘ Bedürftigen beschäftigte die Presse wiederholt. Ein*e Korrespondent*in aus Paris zum Beispiel warnte:

„Der [deutsche Hilfsv]erein darf keine andere Absicht haben, als zu verhindern, daß nicht deutsche arbeitsame Familien hier durch unverschuldetes Unglück verkümmern. Zu diesem Zwecke muß man aber von den Gesandten Auskunft über die Bittsteller zu erhalten suchen. Vor Allem müssen Gauner und Abenteurer fern gehalten werden.“¹⁵⁸

Dieses Misstrauen prägte den Blick auf marginalisierte Gruppen. Darin wurde eine Angst vor Müßiggang und Verschwendung geschürt, die einerseits zu einem Klassenbewusstsein der Besitzenden führte und andererseits zu sozialer Kontrolle.¹⁵⁹

Daneben gab es jedoch auch sozialreformerische Ansätze, die in der Not der Ärmeren auch die Mitschuld der reicheren Bevölkerung sah:

„Daß Handel und Gewerbe unter den obwaltenden Umständen sehr leiden, ist begreiflich; auch hört man Klagen aus dem Munde fast Aller. Nicht zu entschuldigen ist es aber, daß wirklich sehr Reiche, darunter Millionäre, sich jetzt in ihren Ausgaben so auffallend einschränken, daß für den sogenannten kleinen Mann, der von der Hand in den Mund lebt, jeglicher Verdienst wegfällt und er mit den Seinigen an den Bettelstab gebracht wird. Daß der spart, welcher nur ein mäßiges, vielleicht gar ungewisses Einkommen hat, ist höchst vernünftig; allein wenn der Reiche in einer Zeit wie diese allem Ueberfluß entsagt und seine großen

157 Schoppe, Amalie, Hamburg, November. (Fortsetzung.). Baudeputation. Sittliche Gebrechen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 298 (14.12.1840), S. 1091 f., hier S. 1092.

158 Dg., Paris, März. (Schluß.). Theater. – Fastenpredigten. – Deutscher Hilfsverein, in: Morgenblatt für gebildete Leser 86 (9.4.1844), S. 343 f., hier S. 344.

159 Rheinheimer (2000), S. 53.

Kapitalien im Kasten behält, ruft er durch Vergrößerung des Proletariats Zustände hervor, die ihn früher oder später selbst am schwersten treffen werden.“¹⁶⁰

Der Philosoph Etienne Balibar zieht eine enge Verknüpfung zwischen Rassismus und Klassismus. Ersterer habe in seiner Entstehung eine klassenmäßige, keine ‚nationale‘/‚ethnische‘ Bedeutung gehabt.¹⁶¹ Hinweisen darauf finden sich auch im *Morgenblatt*, etwa im Text zu den „Pariser Hallen“, in dem die Poissarden als „ächte Race“¹⁶² bezeichnet wurden. Nach der Industrialisierung, so Balibar,

„verdichten sich alle typischen Aspekte der Rassisierung einer sozialen Gruppe in ein und demselben Diskurs: das materielle und geistige Elend, die Kriminalität, das Laster (Alkohol und Drogen), körperliche und moralische Merkmale, Ungepflegtheit und sexuelle Zügellosigkeit, spezifische Krankheiten [...]: entweder stellen die Arbeiter selbst eine entartete Rasse dar oder ihre Präsenz, der Kontakt mit ihnen, das Arbeiterdasein sind ein Entartungsferment für die ‚Rasse‘ der Bürger, der Staatsbürger. Anhand dieser Themen baut sich die phantasmatische Gleichsetzung der ‚arbeitenden Klasse‘ und der ‚gefährlichen Klasse‘ auf. Es kommt zur Verschmelzung einer sozio-ökonomischen und anthropologisch-moralischen Kategorie, die der Untermauerung aller Varianten des soziobiologischen (und psychiatrischen) Determinismus dient, indem sie dem darwinistischen Evolutionismus, der vergleichenden Anatomie und der Massenpsychologie pseudo-wissenschaftliche Garantien entnimmt [...].“¹⁶³

So wirkten auch auf dieses Bild der sozioökonomischen Unterschiede vermeintlich wissenschaftliche Ergebnisse ein. Im *Morgenblatt* finden sich immer wieder auch Hinweise darauf, dass äußere Umstände Ein-

160 Hamburg, Mai. (Fortsetzung.) Ein tragischer Fall. – Die Reichen in der Noth der Zeit, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 136 (7.6.1848), S. 544. Vgl. dazu auch Kapitel 4.3.

161 Balibar (1990), S. 251.

162 Die Pariser Hallen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 55 (5.3.1841), S. 217 f., hier S. 217.

163 Balibar (1990), S. 253 f.

fluss auf das (schlechte) Verhalten der Armen hatten: Durch „Erziehung und Verwöhnung“¹⁶⁴, so ein*e Korrespondent*in aus München, würde konkret zum Beispiel der Kleiderluxus bei den „untern Schichten der menschlichen Gesellschaft“¹⁶⁵ ausgelöst. Die Vornehmen tragen

„selbst die Schuld [daran], indem sie es nicht bloß lieben, sondern es auch zur Sache des Anstands machen, daß ihre Mägde sich nicht bloß reinlich, was sich von jeher von selbst verstanden hat, sondern auch möglichst stattlich, selbst vornehm kleiden [...], kurz, man impft ihnen Allen Kleiderluxus, Vornehmthuerei und Ungenüge an ihrem angeborenen Stande ein [...].“¹⁶⁶

Die*der Autor*in bezeichnete den Stand zwar als angeboren und verneint damit eine soziale Mobilität – was aus einem Ständedenken hervorging –, andererseits betonte sie*er den Einfluss äußerer Bedingungen auf die Gesellschaft, in diesem Fall auf die ‚unteren Schichten‘. Trotz ihrer*seiner Fürsprache für die arme Bevölkerung, deren Not sie*er eben nicht als gegeben, sondern als gemacht verstand, fand auch hier eine Abwertung jener Bevölkerungsgruppen statt, indem sie*er sie mit Kindern beziehungsweise Jugendlichen verglich.¹⁶⁷

Im 19. Jahrhundert war es sowohl für die Naturwissenschaften als auch für die soziale Beobachtung gängig, die Auswirkungen der Umwelt auf das Leben von Individuen zu betrachten und zu benennen. So spiegelte zum Beispiel für Kohl die Kälte des Petersburger Winters die „Hartherzigkeit der Reichen“¹⁶⁸ wider. Sozialforscher*innen griffen auf die Sprache und die Methoden der Naturwissenschaften zurück.¹⁶⁹ Ob biologisch oder gesellschaftlich argumentiert, in vielen der Beschreibungen trat eine festsitzende Abwertung der Arbeiter*innen beziehungsweise der ‚unteren Klassen/Stände‘ zutage. Einerseits

164 München, März. (Fortsetzung.) Kleiderluxus der dienenden Klassen. – Verein gegen Tierquälerei, in: Morgenblatt für gebildete Leser 74 (27.3.1845), S. 296.

165 Ebd.

166 Ebd.

167 Vgl. ebd.

168 Kohl (11.2.1840), S. 142.

169 Burke (2015), S. 86, 91.

lassen sich diese Strategien als Mittel zur Distinktion der Autor*innen, die in den meisten Fällen dem Bürgertum angehörten, ‚nach unten‘ deuten.¹⁷⁰ Andererseits war es aber auch eine Form der Unterdrückung und diese Unterdrückung, das zeigte Hermann Bausinger 1973 in seinem Aufsatz zum Thema ‚Verbürgerlichung‘, konnte auf verschiedene Weise stattfinden, sowohl über die Beschäftigung mit als auch über das Ignorieren des Proletariats.¹⁷¹

Neben diesen allgemeinen Überblicken in die nach ‚Klassen‘ geordnete Gesellschaft wurden im *Morgenblatt* immer wieder einzelne Vertreter*innen herausgezogen und (archetypisch) beschrieben. Bestimmte Typen, wie zum Beispiel die Blumenverkäuferin oder die Fischweiber, fanden wiederholt als populäre Figuren der Zeit Eingang in die Artikel des Journals. Ihre Beschreibungen lassen sich in der Tradition der europäischen ‚Cries‘, die bereits in den Kapiteln zu Schoppe und Bölte als einflussreiches Genre beschrieben wurden, betrachten. Anders als es die beiden Empirischen Kulturwissenschaftler Moritz Ege und Jens Wietschorke für die bildliche Darstellung der Straßenverkäufer*innen feststellen, positionierten die schriftlichen Ausführungen die Abgebildeten durchaus in ihrem Umfeld. Dennoch ähneln die textlichen Ausführungen den Bildformaten in ihrer Ethnisierung und Folklorisierung sowie Kulturalisierung und Naturalisierung.¹⁷² Über die sogenannten Pariser ‚Fischweiber‘, „sonderbare Gestalten, wie sie die Phantasie im Träume nicht erschaffen kann“¹⁷³, wurde 1841 geschrieben:

170 Vgl. Kocka, Jürgen, Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert: europäische Entwicklungen und deutsche Eigenarten, in: Bürgertum im 19. Jahrhundert: Deutschland im europäischen Vergleich, Bd. 1: Einheit und Vielfalt in Europa, hrsg. v. ders., München 1988, S. 11–76, hier S. 20 f.

171 Vgl. Bausinger, Hermann, Verbürgerlichung – Folgen eines Interpretaments, in: Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier vom 13. bis 18. September 1971 (= Zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert, Bd. 5), hrsg. v. Wiegmann, Günter, Göttingen 1973, S. 24–49.

172 Ege/Wietschorke (2014), S. 23.

173 *Morgenblatt für gebildete Leser* (5.3.1841), S. 217.

„[F]remdartige Figuren, in braunen oder grauen Röcken, deren Farbe vor Schmutz längst nicht mehr kenntlich ist. Um die Hüften hängen in mehreren Etagen die Röcke und zeigen ein paar blaue Strümpfe in breiten Schuhen, über welche das Fett hinüberschwillt. Auf diesem schlaffen Fleischklumpen sitzt ein Kopf, der ihm erst Leben und die rechte Bedeutung gibt. Ueber den Haaren liegt eine schmutzige Haube, oder ein breitkrämpiger Strohhut. Die Wangen sind blauroth; eine leuchtende Kupfernase bildet die Scheidewand und Brustwehr eines Augenpaars, das oft noch süß thut und sich dann noch ertragen läßt, aber fürchterlich anzusehen ist, wenn Händel und Zank den Frieden der Seele brechen. Hals und Busen sind sonneverbrannt, selten aber fehlt davor ein Blumenstrauß oder irgend ein Grün. Um die Mitte des Leibes hängt in der Regel ein lederner Gürtel, mit Messing beschlagen, woran ein Mittelding zwischen Messer und Dolch baumelt, nebst einer schmierigen Tasche, welche die Schnupftabaksdose und die Geldbüchse enthält. Zur Seite liegt ein Besenstiel, womit sie sich nächst der Zunge Respekt zu verschaffen wissen; denn sie machen nicht lange Complimente und messen sich oft mit einem baumstarken Kerl, den sie durch die Erinnyswuth, nicht durch die Stärke besiegen. Aber nichts geht darüber, so ein paar entzündete Megären mit dem losen Gebiß der Zunge auf einander losfahren zu hören. Die meisten leben ihr Leben ganz unter den Schuppen der Hallen und kriechen Nachts in irgend ein Loch. Der Tisch, der sie ernährt, worauf sie ihre Fische ausweiden, ihr Fleisch zerhauen, ihre Kaldaunen und Würste zerhacken, empfängt auch Morgens ihre Portion Kaffee, [...], und der Braten oder der geröstete Speck, [...], liegt nebst Salat und Brod friedlich unter dem Blut und Fett des rohen Fleisches und dem Schleim der Fische. Das Weinkrüglein oder Branntweinfläschchen darf nie ausgehen; denn das Trinken scheint bei dieser Klasse einmal zum Handwerk zu gehören.“¹⁷⁴

Während die Fischweiber beziehungsweise Poissarden, welche sich in der Französischen Revolution als revolutionäre Gruppe einen Namen gemacht hatten, von der*dem Autor*in des Artikels abschätzig beschrieben wurden, zeichnete die*der Autor*in der „Blumenmäd-

chen in Florenz“ ein weitaus romantischeres Bild. Sie seien „nett und modisch gepuzt, wie eine Zuckerpuppe“¹⁷⁵:

„Ein großer runder Florentinerhut vom feinsten Stroh mit breitem Atlasband, eine feine Spitzenchemisette mit goldener Kette oder Perlen um den Hals, ein weißes Kleid, schwarze durchbrochene Seidenhandschuhe, welche die mit Ringen besteckten Finger sehen lassen, eine Atlasschürze mit koketten Täschchen – dies ist das immer wechselnde, immer reinliche Kostüm der Blumenmädchen, natürlich den zierlich geflochtenen, platten Korb nicht zu vergessen, der ihre duftende Waare enthält. So leben sie ihr fröhliches, leichtes Daseyn hin.“¹⁷⁶

Durch die Charakterisierung der Akteur*innen anhand ihrer Physiognomie, verschiedener Waren sowie unterschiedlicher Kleidung und Haltung, entwarfen die Autor*innen (und Künstler*innen) eine „Naturgeschichte“ der Großstadt¹⁷⁷ und damit eine scheinbar natürlich gewachsene Gesellschaftsordnung.¹⁷⁸

Dass bestimmte Figuren häufiger thematisiert wurden als andere, hat weniger mit ihrer tatsächlichen Größe oder gesellschaftlichen Bedeutung zu tun. Vielmehr, so stellt Kocka für die Darstellung der Arbeiter*innenschaft im sozialen Roman in seiner Hochphase zwischen 1840 und 1880 fest, waren es Figuren, die bei den Literat*innen besondere Faszination beziehungsweise Schrecken verbreiteten.¹⁷⁹ Dazu gehörten im *Morgenblatt* etwa die marginalisierte Gruppe der Bettler*innen. 1837 und 1846 widmete das Journal den Bettler*innen in London jeweils mehrere Artikel.

175 E.L., Blumenmädchen in Florenz, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 258 (28.10.1840), S. 1031.

176 Ebd. Die*der Autor*in, die*der über die Pariser Blumenverkäuferinnen schrieb, ging deutlich härter mit den Frauen um (vgl. *Pariser Spaziergänge*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 269 (10.11.1840), S. 1073 f.).

177 Ege/Wietschorke (2014), S. 23.

178 Ebd.

179 Kocka (2015), S. 343 f.

„Daß London ein Pfuhl von Lastern und Schlechtigkeiten, von Verbrechen und Sünden jeder Art ist, muß schon daraus folgen, weil es so ziemlich zwei Millionen Menschen in sich faßt. Aber unter allen den vielen Betrügereien thun dem Herzen keine weher als die zum Behuf des Bettelns geübt werden. Es gilt, Mitleid zu erregen und Gaben zu gewinnen, gleichviel auf welche Weise, und die Folge entdeckter Fälschung ist häufig Mißtrauen gegen wahre Leiden, Verstoßung wahrhaft Bedürftiger. [...] Schmerzlich lang ist die Liste der geübten Betrügereien: alle Arten körperlicher Gebrechen und Krankheiten werden erheuchelt. Am liebsten sind Blindheit und Lähmung.“¹⁸⁰

Standen in den ersten Ausgaben des Jahres 1837 vor allem die Betrügereien der Bettler im Zentrum, berichtete das *Morgenblatt*¹⁸¹ 1846 über verschiedene Arten von Bettlern.¹⁸² Auch für sie wurde das oben genannte Narrativ der bedrohlichen ‚Klasse‘ angewandt.

Trotz der unterschiedlichen Verwendung des Begriffs ‚Klasse‘ formierte sich in den publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen gerade durch die empirische Untermauerung des Phänomens die Vorstellung einer durch sozioökonomische Bedingungen hierarchisch gegliederten Gesellschaft. Wie auch bei den ‚national-ethnischen‘ Gruppierungen wurden die Unterschiede als durch die Herkunft bedingt betrachtet, die sich durch ähnliche Eigenschaften und Alltagserfahrungen ausdrückte. Teilweise wurden sie als biologistisch, teilweise als strukturell bedingt erklärt – letzterer Ansatz ist bis heute Teil der sozialwissenschaftlichen Forschung. Durch die Zuschreibungen erschienen die Gruppen relativ homogen. Im Unterschied zur ‚national-ethnischen‘ Gruppe handelt es sich jedoch um eine Hierarchie innerhalb ‚einer‘ Gesellschaft, die sich im Wandel befand. Diese Umwälzung der gesellschaftlichen Ordnung wurde bereits von den Zeitgenoss*innen erkannt und festgehalten. Manche wie Lorenz von Stein (1815–1890) und Karl Marx fanden mit ihren Zeitdiagnosen Eingang in die Soziologie und wurden

180 *Morgenblatt für gebildete Leser* (21.10.1837), S. 1009 f.

181 Es bleibt unklar, ob die „Londoner Bettler“ 1837 und 1846 von der gleichen Person verfasst wurde.

182 *Londoner Bettler*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 167–169 (14.7.1846 ff.), 177 f. (25.7.1846 f.).

„in ihren Grundzügen“, so Rainer Geißler, „von späteren Soziologen, wie z.B. Max Weber [Hervorh. i. O.] (1864–1920), und Sozialhistorikern bestätigt.“¹⁸³ Die Analyse des *Morgenblatts* machte ferner deutlich, dass nicht nur jene Personen, die den Wissenschaften heute als namhafte Autor*innen und Denker*innen bekannt sind, Wissen über gesellschaftliche Hierarchien geschaffen hatten, sondern auch weniger bekannte Literat*innen sowie die Bedeutung der Publizistik in diesem Zusammenhang. Sie nutzten neue und alte Ordnungen zur Kategorisierung der Gesellschaft.

5.3 Geschlechterordnungen: Frauen – Männer

Das Geschlecht bildete in den Texten des *Morgenblatts* neben den ‚national-ethnischen‘ und sozioökonomischen eine dritte zentrale und wiederkehrende Kategorie und wurde in der Zeitschrift nicht nur empirisch unterfüttert, sondern auch als theoretisches Konzept beschrieben. Welche Geschlechterbilder prägte und verbreitete das Journal? Wie wurden sie theoretisch und empirisch entworfen? In welcher Verbindung standen die publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen, die sich dem Thema annahmen, zur wissenschaftlichen Beschäftigung damit?

In der Auseinandersetzung mit dem Geschlecht wurden im *Morgenblatt* zumeist Frauen und ihr Leben thematisiert: Während das Männliche als Norm galt, waren es Frauen, die es als das Abweichende und Besondere zu beschreiben galt. Die*der Autor*in der „Streifzüge durch das heutige Berlin: Frauen und Soldaten“ bezeichnete Frauen gar als eigenständigen ‚Stand‘.¹⁸⁴ Das Geschlecht beziehungsweise Frausein wurde mitunter losgelöst von der ‚national-ethnischen‘ wie sozioökonomischen Zuordnung betrachtet: Bei Ottilie Assing (> 4.3.2) wurden die Amerikanerinnen in einem Artikel neben den Irländern, Schwarzen, Chinesen und anderen marginalisierten Bevölkerungsgruppen ange-

¹⁸³ Geißler (2006), S. 27.

¹⁸⁴ Streifzüge durch das heutige Berlin. Frauen und Soldaten, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 269 (9.11.1848), S. 1073 f., hier S. 1074.

führt, während im Text einer vorangegangenen Ausgabe der „amerikanische Typus“¹⁸⁵ ohne den Verweis auf die Geschlechterzugehörigkeit beschrieben wurde.¹⁸⁶ Friedrich Wilhelm Hackländer (› 4.2.1) unterschied in seinen „Bildern aus der türkischen Hauptstadt“ zwischen ‚national-ethnischen‘ Gruppen wie Juden, Türken und Armeniern, und nannte sozioökonomische Gruppen, wie Kaufmänner, Gelehrte und Derwische. Die Frauen in den Straßen Istanbuls blieben hingegen ohne weitere Zuordnung. Frauen wurden im *Morgenblatt* aber durchaus auch in Wechselbeziehung zu den anderen Ordnungen gesetzt: Hackländer verband in seiner Beschreibung der ‚arabischen Tänzerinnen‘ Geschlecht und ‚Ethnie‘ miteinander, ein Beispiel für Objektivierung und Exotisierung ‚fremder‘ Frauen (› 5.1). Amelie Bölte (› 4.3.1) beleuchtete in ihrer Beschäftigung mit den englischen Näherinnen das Spannungsfeld Geschlecht und Klasse, ebenso die Autor*innen der Artikel über „Die Pariser Bürgerfrau“¹⁸⁷ und über „Englische Frauen im High Life“¹⁸⁸. Neben der gegenwartsbezogenen Beschreibung von Frauen wurden sie wiederholt historisch (› 5.4) eingeordnet, wie zum Beispiel in „Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen“.¹⁸⁹

Die Kategorie Geschlecht erfuhr seit dem 18. Jahrhundert eine Umdeutung. Zwar bestanden Geschlechterdichotomie sowie viele -stereotype bereits in den vorangegangenen Jahrhunderten, mit dem 18. Jahrhundert wurden diese durch die neuen Wissenschaften verschärft und biologisiert. Die Dichotomie manifestierte sich nicht zuletzt in einer Sphärenzuteilung: Dem Mann standen die Erwerbsarbeit, die Politik und allgemein das öffentliche Leben als Lebensbereiche zu, während die Frau in die Sphäre des Heims und der Familie verwiesen wurde.¹⁹⁰ Die Sphärenzuteilung war eine bürgerliche Idee. Für viele andere gesellschaftliche Gruppen, zum Beispiel für die ländliche Bevölkerung,

185 Assing (27.4.1856), S. 407 f.

186 Vgl. Assing (4.5.1856), S. 431 f.; dies. (27.4.1856), S. 407 f.

187 Vgl. Die Pariser Bürgersfrau, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 18 (30.4.1854), S. 409–412.

188 Vgl. Langenhans, Anton Ferdinand, Englische Frauen in High Life, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 66 f. (17.3.1840 f.).

189 Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 100 f. (25.4.1844 f.).

190 Steinmetz (2019), S. 433.

war diese Arbeitsteilung faktisch nicht möglich.¹⁹¹ Diese Trennung, so Historiker*innen, darf nicht als statisch betrachtet werden, vielmehr war sie eine Strategie zur systematischen Unterdrückung der Frau, die sich im Laufe der Zeit über das Bürgertum hinaus verbreitete. Die Frage, wie sich die Geschlechter unterschieden, beschäftigte die europäische Philosophie seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts vermehrt. Ihre Texte waren prägend für die Wahrnehmung von Geschlechtern.¹⁹² Die Historikerin Ute Frevert zeichnet durch den Vergleich zentraler philosophischer Texte zur Geschlechterdichotomie nach, wie diese sich trotz Unterschieden in ihrer Auffassung einem „grundlegende[n], unabänderliche[n] Muster gesellschaftlicher Arbeitsteilung“¹⁹³ entsprachen.

Inwiefern lässt sich diese Grundannahme auch in der journalistisch-publizistischen Beschäftigung mit dem Geschlecht finden? Am ausführlichsten wurden die Geschlechterverhältnisse in zwei Texten besprochen, die außerdem den Untersuchungszeitraum der vorliegenden Arbeit flankieren: 1837 veröffentlichte der Philosoph Friedrich Fischer (1801–1853) eine mehrteilige Erörterung zur „Psychologischen Charakteristik der Geschlechter“. 1855 wurde im *Morgenblatt für gebildete Leser* Wilhelm Heinrich Riehls „Mann und Weib“ als Teil seines Buches über *Die Naturgeschichte des Volks als Grundlage einer deutschen Socialpolitik* abgedruckt.¹⁹⁴ Während sich bei Fischer noch ein in der Zeit um 1800 verbreitetes Ideal des harmonischen Geschlechterzu-

191 Frevert, Ute, Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, hrsg. v. ders., Göttingen 1988, S. 15–48, hier S. 13.

192 Vgl. ebd., S. 14 f.; Richter (2017), S. 115, 117 f.

193 Frevert (1988), S. 30

194 Im Gegensatz zu Fischers Ausführungen lässt sich für Riehls „Mann und Weib“ eine größere Verbreitung annehmen, weil sie sowohl in einer Zeitschrift als auch in einem Buch veröffentlicht und auch postum wiederholt als Quelle herangezogen wurde. Riehls Beschäftigung diente etwa der Historikerin Ute Frevert in ihrer Forschung über das bürgerliche Frau-Mann-Bild als Aufhänger, weil er „sich mit den öffentlichen Debatten um die politische Partizipation und Repräsentation gesellschaftlicher Klassen und Geschlechter im 19. und frühen 20. Jahrhundert beschäftigt“ (Frevert (1995), S. 64) hatte. Sie betont, dass in Riehls Ausführungen eine klare politische Motivation zu erkennen ist, die sich auf die Umbruchsversuche von 1848/49 bezog (ebd., S. 63).

sammenspiels herauslesen lässt,¹⁹⁵ wird bei Riehl die Entwicklung hin zum Mann als Ideal und der Frau als auf ihre Geschlechterzugehörigkeit reduziertes Wesen deutlich,¹⁹⁶ in der die Frau in unabänderlicher Abhängigkeit zum Mann steht:

„Es [das Weib] hat die Selbstbeschränkung auf einen engen Kreis im Hause kennen gelernt; es wird nur vollgültig, indem es sich eins weiß mit einem Mann; es existirt nicht für sich, sondern nur in und mit der Familie; es kann mit Anstand nicht einmal allein spaziren gehen [...]“¹⁹⁷

Trotz der zwanzig Jahre Differenz stimmen die Texte in ihren grundlegenden Auffassungen über die Geschlechter überein. Das ‚Männliche‘ und das ‚Weibliche‘ stünden sich gegenüber und seien biologisch determiniert. So schrieb Fischer:

„[D]ie Menschheit [zerfällt] im Ganzen in zwei ähnliche Pole. Die Männlichkeit und die Weiblichkeit. [...] Im Allgemeinen wird sich zeigen, wie durch alle Züge der Männlichkeit das schaffende, durch alle Züge der Weiblichkeit dagegen das gestaltende und bildende Prinzip hindurchgeht. Der männliche Geist denkt und erfindet, der weibliche versteht und faßt; der männliche herrscht und bezwingt, der weibliche ist hingebend und gewinnend; jenes Ziel ist Selbstständigkeit und Ehre, dieser will geliebt seyn und gefallen. Es repräsentirt somit von den Polen des Menschengeistes die Männlichkeit den schaffenden, herrschenden Wil-

195 „Wie die Seele des Individuums zwei Pole hat, welche in der Lebenskraft Organisation und Leben, im Uebergange zum Geiste Sensibilität und Irritabilität, im Geiste selbst aber Bewußtseyn und Willen heißen, so zerfällt die Menschheit im Ganzen in zwei ähnliche Pole: die Männlichkeit und die Weiblichkeit. [...] Es liegt dies übrigens auch schon in dem Begriffe der Pole, worunter man zwei sich aneinander [Hervorh. i. O.] entwickelnde Gegensätze versteht, von denen jeder den andern in sich schließt, indem sie in der Mitte sich ausgleichen, von der Mitte an aber mit immer zunehmendem Uebergewichte des einen und des andern auseinander treten. [...] Die männliche Seele entspricht dem positiven und substantiellen, die weibliche dem negativen und formellen Pole der Natur“ (Fischer, Friedrich, Psychologische Charakteristik der Geschlechter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 169 (17.1837), S. 677 f., hier S. 677 f.).

196 Vgl. Steinmetz (2019), S. 433.

197 Riehl, Wilhelm Heinrich, Mann und Weib, in: Morgenblatt für gebildete Leser 10 (4.3.1855), S. 217–223, hier S. 222.

len, die Weiblichkeit dagegen das empfängliche, bildsame Bewußtseyn, so daß in Wahrheit die Gegensätze des individuellen Menscheistes sich als Gegensätze des Menscheistes der Gattung wiederholen.“¹⁹⁸

Am Beispiel der wissenschaftlichen Leistungen betonte Fischer die biologische Prädispositionen der Geschlechter, denn „[d]ie bloße gesellschaftliche Sitte erklärt diese Unwissenschaftlichkeit des weiblichen Geschlechts nicht“¹⁹⁹, argumentierte er.

„Hiemit stimmt ganz gut zusammen, daß, nach einer sehr richtigen Beobachtung, die wissenschaftlichen Arbeiten der Frauen bloß Erlernetes wiedergeben, ihre Dichtungen einen Mangel an schöpferischer Phantasie beurkunden und sich bloß durch Beobachtung und Verständniß auszeichnen, daß ihre Kunstwerke nur Copien sind, nach irgend einer Manier gearbeitet. Ihre Intelligenz ist receptiv, oder mehr nur reine, bloße Intelligenz, aber als solche sehr überwiegend.“²⁰⁰

Die Frauen seien den Männern jedoch nicht in allem unterlegen, machte der Autor klar.²⁰¹ Die Intelligenz betreffend stellte der Verfasser und Philosoph fest, dass

„der weibliche Scharfsinn feiner, der weibliche Verstand treffender ist als der männliche. Urtheilskraft, als Sache der Uebung und Reflexion, Klugheit, als die Willensseite der Intelligenz, mag dagegen den Mann auszeichnen, während die Frau wieder mehr List und Schlaueit besitzt. Die Frau ist unter gleichen Umständen gewandter und gebildeter als der Mann; dieser dagegen ein- und umsichtiger.“²⁰²

198 Fischer (17.7.1837), S. 677.

199 Fischer, Friedrich, Psychologische Charakteristik der Geschlechter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 170 (18.7.1837), S. 682 f., hier S. 682.

200 Ebd., S. 683.

201 Vgl. Fischer, Friedrich, Psychologische Charakteristik der Geschlechter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 171 (19.7.1837), S. 686 f.

202 Ebd., S. 687.

Nichtsdestotrotz stünden die Fähigkeiten häufig nicht paritätisch zueinander: Während etwa der Mann die Kunst und Wissenschaft hervorbringe, seien Frauen besser im Schreiben von Memoiren, Briefen und Romanen; sie besäßen „leichtere und schnellere Fassungskraft in allen Dingen, wozu kein besonderer Fleiß und keine außergewöhnliche Anstrengung gehören“²⁰³. Die Neugierde der Frau entsprach bei Fischer der Wiss- und Lernbegierde des Mannes. Die Freiheit, als bürgerliches Ideal, gehöre wiederum zum Mann, wie die „Gebundenheit und Unmittelbarkeit“²⁰⁴ zur Frau.

Die Anlagen von Frau und Mann stünden sich demnach nicht nur gegenüber, sondern ebenso hierarchisch zueinander. Riehl betonte diese Unterordnung der Frau 1855 um einiges deutlicher:

„Unmittelbar mit diesem ‚Menschwerden‘ [durch den Sündenfall] hing die Unterordnung der weiblichen Persönlichkeit unter die männliche in der Familie zusammen, aus welcher, naturnothwendig wie aus dem Saatkorn die Pflanze, aufgesproßt ist die ungleichartige Gliederung der bürgerlichen und politischen Gesellschaft.“²⁰⁵

Von diesen Vorstellungen ausgehend waren sich die beiden Autoren auch über die Emanzipationsbestrebungen von Frauen einig, die sie beide ablehnten. Fischer bezeichnete die „Freiheitsideen beim Weibe“²⁰⁶ als „widernatürliche Lächerlichkeit“²⁰⁷. Riehl wertete sie als Ergebnis „sehr viele[r] confuse[r] Bücher“²⁰⁸. „Die Lehre von der Ausgleichung des Geschlechtsgegensatzes“, so Riehl, „gehört bis jetzt mehr der Novelistik an als der wissenschaftlichen Literatur. Sie klingt einleuchtender in Poesie als in Prosa, und fast nur, wo sie gereimt behandelt wurde, entging sie dem Schicksale, ungereimt zu erscheinen.“²⁰⁹ Mit der Ableh-

203 Fischer (18.7.1837), S. 683.

204 Fischer, Friedrich, *Psychologische Charakteristik der Geschlechter*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 172 (20.7.1837), S. 691 f., hier S. 691.

205 Riehl (4.3.1855), S. 218.

206 Fischer, Friedrich, *Psychologische Charakteristik der Geschlechter*, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 174 (22.7.1837), S. 698 f., hier S. 698.

207 Ebd.

208 Riehl (4.3.1855), S. 222.

209 Ebd., S. 219.

nung der Frauenemanzipation vertraten die beiden Autoren die Meinung der Mehrheit in der Zeitschrift.

Das *Morgenblatt* kann als konservatives Publikationsorgan eingeordnet werden, in dem die Emanzipation – häufig in Verbindung mit dem Verweis auf den spöttischen Ausdruck ‚Blaustrumpf‘ – als negative Entwicklung dargestellt wurde.²¹⁰ In den meisten Fällen wurde der Wunsch nach Veränderung mit dem Verweis auf die Natürlichkeit der Geschlechterordnung entkräftet, die über die Jahre hinweg bestätigt und heraufbeschworen wurde. Selbst bei den Befürworter*innen der Emanzipation blieb diese Idee bestehen, etwa bei Bölte und Assing (> 4.3). Anders als Fischer und Riehl standen die beiden Literatinnen der Emanzipation der Frau nicht gänzlich ablehnend gegenüber und dennoch verwiesen auch sie auf ihre negativen Aspekte, teilweise mit Verweis auf eine klar biologistisch-natürlich bestimmte Position der Frau: Bölte gestand den Frauen in ihren Texten zwar einerseits eine Emanzipation und Loslösung von der Gunst eines Mannes²¹¹ zu und forderte, sie zu einem „schöne[n], starke[n] und kräftige[n] Geschlecht“²¹² zu erziehen, andererseits sollte diese Emanzipation innerhalb der ihr vorgesehene Rolle stattfinden. „Die Welt würde vielleicht eine ganz andere Gestalt gewinnen“, so hoffte Bölte, „wenn die Frauen zu der Einsicht kämen, daß es für sie keine höhere und schönere Aufgabe gibt, als

210 „Und es ist noch eine recht gute Frau, bei der ich euch einführen will, keine Emancipirte und kein Blaustrumpf“ (Das Mädchen aus der Fremde. Auch eine Episode aus dem Leben einer Hausfrau. (Fragmente aus der Gegenwart.), in: *Morgenblatt für gebildete Leser* (1.8.1852), S. 721–725, hier S. 722).

211 Eine emanzipierte Frau, als welche Bölte sich selbst fasste, würde als Mädchen bereits lernen, wo sie ihren Platz zu finden habe, und dadurch „nicht mehr nach flüchtiger Bewunderung geizen, sondern nach dauernder Achtung streben. Sie wird nicht glauben, daß jeder junge Mann, der sich ihr naht, Absichten habe, sie wird nicht befangen seyn, sie wird mit Männern umgehen lernen wie mit Frauen, wird Ernst und Scherz mit ihnen reden und sich vor keinem Barte mehr fürchten. Sie wird sich aber auch nicht unbeschützt glauben ohne einen Mann, denn sie hat sich selbst vertrauen gelernt. Auf diese Weise werden die Frauen moralisch einen höhern Standpunkt einnehmen, und das ist, was sie bedürfen und was ihnen fehlt; in socialer Hinsicht könnten die Verhältnisse nie anders seyn, weil sie, wie sie sind, vortrefflich heißen müssen und jede Aenderung nur Nachtheile mit sich führen würde“ (Bölte, Amely, London, Juli. Das Tagewerk einer emancipirten Frau, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 171 (19.7.1847), S. 683 f., hier S. 684).

212 Bölte (20.6.1852), S. 597.

dem Staate Bürger zu erziehen.“²¹³ Und auch Assing erklärte sich nicht mit allen Forderungen der New Yorker Frauenbewegung einverstanden. Die Kleiderreform zum Beispiel, „welche ebenfalls von den Vertreterinnen der Frauenrechte betrieben wird, gehört zu den Uebertreibungen und Auswüchsen, durch die dieselben sich und ihrem Zweck nicht wenig geschadet haben“²¹⁴. Gleichzeitig betrachtete sie die Frauenemanzipation, konkret das Wahlrecht, als gerechtfertigten Anspruch der Frauen. Denn „daß sie den Gesetzen eben sowohl als die Männer unterworfen seyen, eben sowohl Lasten tragen, Abgaben zahlen und allen bürgerlichen Verbindlichkeiten nachkommen müßten, ihnen folglich auch das Recht zustehen sollte, die Gesetzgeber mitzuwählen“²¹⁵.

Die Frage nach den Geschlechterunterschieden, aber besonders nach der richtigen Form des Frauseins, wurde entlang unterschiedlicher Lebensabschnitte (vom Mädchen bis zur Erwachsenen) diskutiert. Gerade die Themen Bildung und Erziehung tauchten im *Morgenblatt* wiederholt auf. Das ist nicht verwunderlich, war die Bildung doch ein signifikantes Identifikationsmoment für die zum Großteil bürgerliche Leser*innenschaft des Journals. Darüber hinaus zeichnete sich vor allem die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die „*Verschulung* [Hervorh. i. O.] der Kindheit“²¹⁶ aus, die sich auch im *Morgenblatt* spiegelte. Die Beschäftigung mit dem Thema Mädchenbildung kann wiederum als Reaktion auf die zunehmende Gleichheitsforderung von Frauen gelesen werden. Für die Historikerin Hedwig Richter steht auch fest, dass sich im 19. Jahrhundert im Leben von Frauen und Mädchen vieles zu ihren Gunsten entwickelte.²¹⁷ Die Frage nach der richtigen Bildung bürgerlicher Mädchen kann aus Richters Perspektive heraus durchaus auch positiv gelesen werden. Mit Blick auf die Texte des *Morgenblatts* fällt jedoch auf, dass die Sphärentrennung von

213 Bölte, Amely, Dresden, April. Winterliche Ostern. – Theater. – Erziehungsanstalten. – Gasthöfe, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 17 (24.4.1853), S. 407 f., hier S. 408.

214 Assing, Ottilie, Newyork, März. Religious revivals. – Conventions for woman's rights. – Weibliche Kleiderreform. – Frauen in Aemtern, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 16 (18.4.1858), S. 382–384, hier S. 383.

215 Dies., Newyork, December. (Schluß.). Kunst- und Industrieausstellung. – Eine Woman's right convention, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 2 (11.1.1857), S. 46–48, hier S. 48.

216 Steinmetz (2019), S. 451.

217 Vgl. Richter (2017), S. 117–119.

Frauen und Männern im Fokus der Auseinandersetzung ungebrochen blieb. Getrennte Geltungsbereiche manifestierten sich in unterschiedlichen Bildungs- und Erziehungsvorstellungen. Während die Bildung der Söhne im *Morgenblatt* nicht zur Disposition stand, wurde über die der Mädchen mehrfach diskutiert. Bölte plädierte zum Beispiel für eine adäquate Vorbereitung auf die spätere Rolle als Hausfrau und Mutter.²¹⁸ Riehl forderte von der Erziehung, „das weibliche Geschlecht wieder gründlicher in seine eigen[e] Art zurück[zuführen]“²¹⁹, denn davon „hängen unsere socialen Zustände in weit höherem Maße ab“²²⁰: „Man bilde die jungen Mädchen wieder zu Hüterinnen der Sitte, man lehre sie wieder Selbstbeschränkung im Hause finden, man gebe ihre Erziehung, die viel zu viel der Schule zugefallen ist, der Familie wieder mehr anheim [...]“²²¹

Das Thema Erziehung als einen zentralen Diskurs der Zeit ausgemacht und aufgegriffen hat die*der Verfasser*in der Serie „Weibliche Bildung und höhere Töchteranstalten. Der neueste Streit darüber nach Angriff und Vertheidigung“ (1856).²²² Sie*er beleuchtete anhand verschiedener Stimmen, unter anderem aus der *Deutschen Vierteljahresschrift* und dem *Buch der weiblichen Erziehung, geschrieben von Frauenhand*²²³, die Frage nach der richtigen Erziehung. Auch in dieser ausführlichen Erläuterung teilte die*der Autor*in den Grundton von Bölte und Riehl²²⁴: „Familienerziehung, verbunden mit guten Lehranstalten, sollte uns ein Frauengeschlecht hervorbringen, wie es schlichter

218 Vgl. Bölte (20.6.1852), S. 587 f.

219 Riehl (4.3.1855), S. 223.

220 Ebd.

221 Ebd.

222 Weibliche Bildung und höhere Töchteranstalten. Der neueste Streit darüber nach Angriff und Vertheidigung, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 15 f. (13.4.1856 f.).

223 Das Buch wurde von der Frauenrechtlerin und Schriftstellerin Luise Büchner (1821–1877) verfasst; ihr Name wurde im Artikel jedoch nicht genannt. In der ersten Auflage ist das Buch 1855 anonym erschienen, in zweiter Auflage 1856 mit vollem Namen (Luise Büchner-Gesellschaft e. V. (Hrsg.), Luise Büchner (1821–1877), online unter: <http://www.luise-buechner-gesellschaft.de/2015/11/05/luise-buechner/>, o.D., eingesehen am 16.1.2026). Auf welche Ausgabe die*der Autor*in Zugriff hatte, ist nicht bekannt.

224 Der Text verweist an einer Stelle auf die Erörterung Riehls zum „Mann und Weib“: vgl. Weibliche Bildung und höhere Töchteranstalten. Der neueste Streit darüber nach Angriff und Vertheidigung, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 15 (13.4.1856), S. 337–342, hier S. 340.

und liebenswürdiger nicht gedacht werden könnte.“²²⁵ „Die ächte Weiblichkeit ist nichts anderes als die reine Menschlichkeit“²²⁶, paraphrasierte die*der Autor*in die Abhandlung „Bildung und Wissenschaft“²²⁷ des Begründers der Völkerpsychologie Moritz Lazarus (1824–1903). Obwohl die*der Autor*in in erster Linie Meinungen reproduzierte, trat in den Ausführungen dennoch der eigene Standpunkt hervor. Unverkennbar war die Position der Frau in der Familie für die schreibende Person mit jener der Fürsorgerin verbunden. Der im 18. Jahrhundert beginnende Kult um die Rolle der Mutter blühte im 19. Jahrhundert regelrecht auf.²²⁸ Den Hausfrauen als „Gestalten aus der Alltagswelt“²²⁹ wurden 1852 zwei Erzählungen gewidmet.

Die Rolle der Fürsorgerin wurde zu einem Ideal, an das Mädchen bereits früh herangeführt wurden. Wie die Historikerin Gunilla Budde anhand von Egodokumenten aus der Zeit nachzeichnet, bedeutete dies für die Mädchen, besonders im Vergleich zu ihren Brüdern, eine Einschränkung, die als Ungleichbehandlung empfunden wurde.²³⁰ Das Leitbild der Fürsorgerin galt auch für ehe- und kinderlose Frauen. Im Jahr 1850 veröffentlichte das *Morgenblatt* den Text „Hat das Weib einen Beruf?“. Aufhänger war die Problematisierung der „Ehe als einzige und unerlässliche Bedingung des Lebensglücks und Bedeutung des Daseyns“²³¹ für Frauen. Diese „so ganz ungewisse Aussicht“²³² sollte nicht

225 Ebd., S. 338.

226 Ebd.

227 Erschienen im ersten Band von *Das Leben der Seele, in Monographien über seine Erscheinung und Gesetze*.

228 Richter (2017), S. 124.

229 Gestalten aus der Alltagswelt. Aus dem Leben einer schwäbischen Hausfrau, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 15 f. (11.4.1852 f.); Das Mädchen aus der Fremde. Auch eine Episode aus dem Leben einer Hausfrau (Fragmente aus der Gegenwart.), in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 31 f. (1.8.1852, 8.8.1852).

230 Budde, Gunilla-Friederike, *Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung im deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914* (= Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte, Bd. 6), Göttingen 1994, S. 220.

231 Hat das Weib einen Beruf?, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 210 (2.9.1850), S. 837 f., hier S. 838.

232 Hat das Weib einen Beruf?, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 211 (3.9.1850), S. 842 f., hier S. 843. Vgl. auch: „Es gibt für sie [das Mädchen] ja nur ein Ziel: der erste Ball, und eine sofortige Eroberung. Gelingt das nicht, dann wehe!“ (Bölte (13.6.1850), S. 564). „So gibt sie sich denn häufig genug dem ersten reichen alten Prasser, der ihr in den Weg kommt, ohne Zögern hin“ (ebd.).

das einzige Ziel sein. Als Lösung sah die*der Autor*in die Errichtung von Fürsorgestätten, zum Beispiel kirchliche Einrichtungen, in denen es diesen Frauen möglich sein würde, unterzukommen. Obwohl der Text die fehlende Selbstständigkeit von Frauen kritisierte, die sie bereits im Mädchenalter in der fehlenden Frage nach ihrem Berufswunsch erfahren würden, räumte die*der Autor*in ihnen dennoch nicht die Freiheit auf ein selbstbestimmtes Leben ein. Zum einen hielt sie*er das Ideal der Fürsorgerin aufrecht, zum anderen forderte die*der Literat*in die „Männer von Mark und Kraft!“²³³ zum Handeln auf:

„Ihr Väter, die ihr eure Töchter liebt, laßt diese Sache wenigstens euerm Nachdenken empfohlen seyn! Schafft ihnen eine gewisse Stätte, wo die Arme ihr Brod finden, die Vereinsante sich anschließen, die Berufslose sich nützlich machen kann; schafft solches um ihretwillen, um eines Volks willen, das dieser Hülfe so dringend bedarf!“²³⁴

Riehl war in seinen Ausführungen noch um einiges deutlicher: „Der Mann kann seinen Lebensberuf wählen, er kann ihn wechseln, er kann sich selbst im reiferen Alter noch neue Berufe schaffen. Der Frau wird der Beruf angeboren und sie muß in ihm verharren.“²³⁵

Selbst jene Frauen, die einem Beruf nachgingen und zum Beispiel als Schriftstellerinnen tätig waren, wurden in ihre vermeintlich natürlichen Grenzen verwiesen:

„In den meisten Fällen indeß ist es weit vereinbarer mit der geistigen Eigenthümlichkeit der Frauen und mit ihrem außerordentlichen Beobachtungstalente, wenn sie sich als Erzählerinnen an die Ereignisse des Familienlebens im engern Sinne halten, besonders wenn es darauf ankommt, Scenen, die durch Verwicklung hervorgerufen sind, einfach darzustellen, häusliche Begebenheiten, wie sie erscheinen, klar aufzufas-

233 Morgenblatt (2.9.1850), S. 838.

234 Hat das Weib einen Beruf?, in: Morgenblatt für gebildete Leser 213 (5.9.1850), S. 850 f., hier S. 851.

235 Riehl (4.3.1855), S. 221.

sen, die Umgebung der Menschen und der Natur zu gruppieren. [...] Es ist Tatsache, daß die ausgezeichnetsten der von Frauen geschriebenen Romane aus dieser Sphäre entlehnt sind.“²³⁶

Begründet wurde dieser Verweis in die häusliche Sphäre in den meisten Fällen mit einer scheinbar natürlichen, dichotomen Aufgabenteilung zwischen Frau und Mann. Dadurch ergab sich aber auch eine Diskrepanz zwischen der Lebenswelt einiger Frauen, konkret auch durch die Autorinnen des *Morgenblatts* repräsentiert, und der publizistisch hergestellten Geschlechterordnung. Dieser Umstand lässt sich nach Richter als Teil der „Ambivalenz der Moderne“²³⁷ bezeichnen. Mit dem 18. Jahrhundert traten Frauen als Profiteure des sich verändernden Pressemarktes erstmals in einer großen literarischen Öffentlichkeit auf.²³⁸ Frauen durch publizistisch geschaffene und verbreitete Ordnungen in ihrer Freiheit zu beschränken, lässt sich als eine Reaktion auf diese Entwicklung, als patriarchale Unterdrückungsstrategie lesen.

So zeigt sich abschließend in den Texten des *Morgenblatts*, dass eine umfassende Emanzipation von den Geschlechterordnungen und -rollen nicht erwünscht gewesen ist, selbst dort, wo die Lebensumstände von Frauen kritisch betrachtet wurden. Fast allen Beschreibungen ist gemeinsam, dass die Frau in ihre vermeintlich natürliche Rolle als Fürsorgerin – ob als Mutter, Ehefrau, Schwester oder Seelsorgerin – verwiesen wurde. Diese Form der Unterdrückung lässt sich, angelehnt an Richters Beobachtungen, auch als Reaktion auf eine zunehmende Emanzipation verstehen. Der Text über „Streifzüge durch das heutige Berlin“ betonte das veränderte gesellschaftliche Leben der Frauen:

„[...] Die Lockungen des Verbots, der Ausweisungen sind weggefallen; keiner Dame ist es verboten, in den Bierhäusern Cigarren zu rauchen, und wer sollte ihr nachschleichen, um zu sehen, an wessen Arm sie nach Hause geht, oder in welcher Art sie Gott lästert? Es ist nicht mehr etwas

²³⁶ Deutsche Schriftstellerinnen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 110 (8.5.1845), S. 438 f., hier S. 438.

²³⁷ Richter (2017), S. 118.

²³⁸ Ebd., S. 120.

Exclusives, darum ist es nicht mehr Mode. [Hervorh. i. O.] Ja, es sind Emancipirte, wer wollte das leugnen? aber man spricht nicht mehr von ihnen, man überläßt sie sich selbst.”²³⁹

Richter vertritt die These, dass die Frauen im 19. Jahrhundert trotz einer fortwährenden Unterdrückung, die sie nicht leugnet, insgesamt eine Besserstellung erfuhren.²⁴⁰ Angelehnt an diese Beobachtung, lässt sich also die Betonung der natürlichen Rolle der Frau als Strategie bewerten, patriarchale Strukturen aufrecht zu erhalten, die nicht zuletzt von Frauen selbst gestützt wurden.²⁴¹ Mit dem Verweis auf die Natürlichkeit der Rolle und der gesellschaftlichen Position wurden die Unterdrückungsmechanismen nicht als solche offengelegt. Das wird besonders im Vergleich mit Texten über Frauenleben in vermeintlich weniger zivilisierten Gesellschaften sichtbar: Die Frage, wie Frauen behandelt wurden, wurde zum Vergleich von Regionen herangezogen und zum Bewertungsmaßstab in der Frage nach ihrer ‚Kultiviertheit‘.²⁴²

5.4 Historisierung: Historische Gesellschaft – (Kultur-)Geschichte

In der vorangegangenen Analyse der Quellen wurde mehrfach die Neigung zur Historisierung als für die Mitte des 19. Jahrhunderts charakteristisch angedeutet, sei es als Strategie gegen den schnellen Wandel, wie er in den Sagen zutage trat, oder um, wie bei Alfred von Reumont (> 4.1.2), die Gegenwart als historisch gewachsen zu beschreiben. Die Vergangenheit spielte in der europäischen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts insgesamt sowie im *Morgenblatt* im Speziellen eine nicht zu ver-

²³⁹ Streifzüge durch das heutige Berlin, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 270 (10.11.1848), S. 1078 f., hier S. 1078.

²⁴⁰ Vgl. Richter (2017), S. 117–119.

²⁴¹ Vgl. Steinmetz (2019), S. 434.

²⁴² Richter (2017), S. 120. Vgl. Kapitel 5.1. Aber auch Regionen, in denen Frauen Führungspositionen bezogen, wertete Riehl ab, der (deutsche) Staat hatte für ihn „männlichen Geschlechts“ (Riehl (4.3.1855), S. 219) zu sein (vgl. ebd; Riehl, Wilhelm Heinrich, Mann und Weib, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 11 (11.3.1855), S. 247–255, S. 249). Hier wird die Wirkmächtigkeit der Sphärentrennung erneut deutlich.

nachlässigende Rolle. Die Frage, wie das gesteigerte Geschichtsbewusstsein die Gesellschaftsbeschreibungen im *Morgenblatt* beeinflusste und umgekehrt und wie mithilfe von Geschichtlichkeit Gesellschaft geordnet wurde, leitet das nachstehende Kapitel an. Diese letzte Strategie zur Ordnung von Gesellschaft unterscheidet sich von den drei erstgenannten Kategorien: Geschichtlichkeit ist keine soziale Ordnung. Sie diene allerdings als diskursive Größe zur Kategorisierung von Gesellschaft und umfasste als solche die drei oben erörterten Aspekte.

Mit dem ausgehenden 18. Jahrhundert und mit der Aufklärung veränderte sich in Europa das Zeit- und Geschichtsbewusstsein. Zeit wurde, so Rudolf Wendorff, als „das Wesen der Geschichte“²⁴³ entdeckt:

„Seitdem wird Geschichte nicht mehr vorwiegend als ein von Gott oder anderen unbekanntem höheren Mächten geleitetes und vom Menschen mit dieser oder jener Gemütsverfassung zu ertragendes Schicksal empfunden, sondern als eine Folge ständiger Veränderungen im Leben der Völker, die bestimmte Strukturen, Zusammenhänge und Möglichkeiten aufweist, deren Kenntnis zu politisch-geschichtlichem Handeln ermutigt. Die Zeit fließt nicht mehr wie ein Strom an dem Menschen vorbei, sondern diese stehen nun gewissermaßen in dem Strom der Geschichte. Ihr Verhalten und Handeln kann die Bewegung, kann Inhalt und Intensität von Veränderungen mitbestimmen[.]“²⁴⁴

Gepägt von den Ideen Johann Gottfried Herdes, Jean-Baptiste de Lamarcks (1744–1829), Georg Wilhelm Friedrich Hegels, Karl Marx' und Auguste Comtes (1789–1857) verbreitete sich ein Verständnis von Geschichte, das diese nicht nur als repräsentierend, sondern auch reflektierend begriff, und zu einem „Handlungsbegriff“²⁴⁵ machte. So breitete sich zum einen ein zunehmend lineares Denken in der Gesellschaft aus.²⁴⁶ Diese Entwicklung verlief jedoch keineswegs geradlinig.

243 Wendorff, Rudolf, *Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa*, Opladen 1980, S. 301.

244 Ebd.

245 Ebd., S. 309.

246 Vgl. ebd., S. 307–309; Toulmin, Stephen/Goodfield, June, *Entdeckung der Zeit*, München 1970, S. 271 f.

Sie setzte sich vielmehr allmählich und sektional durch, angefangen bei Wirtschaft, Technik und Wissenschaft, weiter ab Mitte des Jahrhunderts in gesellschaftspolitischen Bereichen.²⁴⁷ Insbesondere die Romantik bot bis in die 1830er Jahre Deutungen gegen den „Siegeszug linearen Zeitdenkens“²⁴⁸ an. Zum anderen gewann die „Macht des geschichtlichen Denkens“²⁴⁹ an Bedeutung. Die Historikerin June Goodfield und der Philosoph Stephen Toulmin bezeichnen das 19. Jahrhundert als „das Jahrhundert der Geschichte“²⁵⁰.

Die Vorstellung, alles sei historisch gewachsen, durchdrang eine Vielzahl wissenschaftlicher Disziplinen, die sich nun als historisch-vergleichend definierten:²⁵¹ In vielen Wissenschaften, wie der Zoologie, Botanik, Geologie, Kosmologie und Astronomie, führten „Erfahrungsdruk und Empirisierungszwang [...] zur Übernahme der geschichtlichen Denkweise“^{252, 253} Die Geschichtswissenschaft wurde im 19. Jahrhundert zu einer kritischen Disziplin, die in der deutschsprachigen Disziplingeschichte im Besonderen mit dem Namen Leopold von Ranke verbunden ist. „Geschichtsschreiber zum Beispiel hatte es [...] seit mehr als zwei Jahrtausenden gegeben, aber niemals zuvor hatte man die Historie als methodisierte Wissenschaft an Bildungseinrichtungen gelehrt.“²⁵⁴ Die erste Professur in Deutschland wurde mit Rankes Berufung nach Berlin 1834 eingerichtet. Die Textnähe und ein syste-

247 Wendorff (1980), S. 341. Wendorff benennt die Jahre nach 1789 (die Brutalität in Frankreich 1794 und die Napoleonischen Kriege) bis 1830 (ebd., S. 241), Toulmin und Goodfield 1810 bis 1830 als die „kritische Epoche“ (1970), S. 271) in der Durchsetzung des Fortschritts-glaubens beziehungsweise des linearen Geschichtsverständnisses.

248 Wendorff (1980), S. 339.

249 Steinmetz (2019), S. 186 f.

250 Toulmin/Goodfield (1970), S. 270.

251 Steinmetz (2019), S. 186.

252 Lepenies, Wolf, Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts, Wien 1976, S. 18.

253 Ebd., S. 16. Am deutlichsten zeigt sich diese Wechselbeziehung zwischen den Naturwissenschaften und der Geschichtswissenschaft in der Ausbreitung des Begriffs ‚Evolution‘ ab 1860. Seine Durchsetzung hing maßgeblich damit zusammen, dass er „die Barriere zwischen Wissenschaft – die bisher immer mit der statischen Naturordnung verbunden – und Geschichte – deren Gegenstand die Entwicklung der Menschheit gewesen war – durchbrochen hatte. Damit waren die beiden mächtigsten geistigen Strömungen des 19. Jahrhunderts vereint“ (Toulmin/Goodfield (1970), S. 270).

254 Osterhammel (2010), S. 157.

matischer und quellenkritischer Umgang mit dem Material machte die Geschichtswissenschaft überprüfbarer.²⁵⁵ Daneben entstanden Institutionen wie Museen und Archive, Wissenschaftszweige wie die Archäologie sowie kritische Texteditionen, die „sammelnd, pflegend und ordnend Brücken in die tiefere Vergangenheit [schlugen]“²⁵⁶. Osterhammel spricht von einem „ambivalente[n] Verhältnis zur Vergangenheit“²⁵⁷ in jener Zeit: Einerseits verlor durch Fortschritt und Fortschrittsglaube Althergebrachtes an Bedeutung, andererseits „war das Jahrhundert [...] die große Zeit eines nicht nur imitierenden und künstlich rekonstruierenden, sondern auch eines bewahrenden Historismus“²⁵⁸.

Außerhalb der Universitäten und wissenschaftlicher Institutionen verbreitete sich das historische Denken innerhalb der ‚gebildeten‘ Bevölkerung über die Presse und den Schulunterricht.²⁵⁹ Auch das *Morgenblatt* trug dazu bei. Seine Texte zeugen von diesem historischen Interesse und es lassen sich Hinweise auf eine zunehmend quellenkritische Geschichtsschreibung finden. Die historische Beschäftigung reichte im *Morgenblatt* von einem Blick in die jüngere Geschichte – zum Beispiel von 1851 zurück in den römischen und Wiener Winter von 1850²⁶⁰ – bis weit ins Mittelalter und in die (römische) Antike. 1854 setzten sich zwei Texte außerdem mit der (‚deutschen‘) Vorzeit auseinander.²⁶¹ Zusätzlich zur Epochenvielfalt waren auch die Themen divers: Neben der politischen Geschichte, die sich weitgehend auf die Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts beschränkte, wurden auch Texte verfasst, die heute unter die Alltags-, Gesellschafts- oder Kulturgeschichte gefasst würden. Während in der Geschichtsschreibung jener Zeit große

255 Ebd., S. 32, 157; vgl. Toulmin/Goodfield (1970), S. 274–276.

256 Osterhammel (2010), S. 82.

257 Ebd.

258 Ebd.

259 Steinmetz (2019), S. 186 f.

260 Vgl. Reumont, Alfred von, Rom im Winter 1850, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 29–32 (3.2.1851 ff.); vgl. Wien im Winter 1850, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 5–10 (6.1.1851 ff.).

261 *Morgenblatt für gebildete Leser* (20.8.1854), S. 793–800; Die Sommerfeste des deutschheidnischen Alterthums. Nach ihren Resten und Nachklängen in Sage und Sitte, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 51 f. (18.12.1853 f.), 1 (1.1.1854), 23–26 (4.6.1854 ff.), 28–30 (9.7.1854 ff.).

Männer im Zentrum standen, waren es im *Morgenblatt* Schriftsteller*innen, die die ‚einfachen‘ Menschen beschrieben.²⁶²

Der Begriff ‚Kulturgeschichte‘ fand sich mehrfach in den Titeln. Beleuchtet wurden zum Beispiel die Geschichte der Kopfbedeckung²⁶³, des Giftmordes²⁶⁴ und der „[d]eutsche[n] häusliche[n] und gesellige[n] Zustände vom Ende des siebenjährigen Kriegs bis zum Anfang der französischen Revolution“²⁶⁵. Peter Burke bezeichnet den Zeitraum von 1800 bis 1950 als von deutschen Autoren ab dem Ende des 18. Jahrhunderts begründete Phase der ‚klassischen Kulturgeschichte‘, die sich mit „Geschichten der menschlichen Kultur oder der Kultur einzelner Regionen oder Länder“²⁶⁶ beschäftigte. Ein allgemeines Interesse für Kulturgeschichte unter seinen Zeitgenoss*innen verzeichnete bereits Riehl im *Morgenblatt* und nannte es „de[n] mächtige[n] Zug zur Kulturgeschichte“²⁶⁷, der sich „bereits in der Romandichtung bemerkbar“²⁶⁸ mache sowie bei Thomas Babington Macaulay (1800–1859), der historische Darstellungen „mit dem Pinsel des Genremalers“²⁶⁹ zu schreiben wüsste.

Historische Auseinandersetzung wurden zu einer Form „nützlichen Wissens“²⁷⁰: Geschichte wurde nicht mehr nur ausschließlich um ihrer selbst willen geschrieben, sondern verfolgte bestimmte Funktionen. Es setzte sich etwa die Vorstellung durch, dass aus der Geschichte gelernt werden könne,²⁷¹ wie im Falle der „Geschichte des Giftmordes“. Die

262 Burke (2015), S. 95 f.

263 Die Geschichte der Kopfbedeckung. (Nach englischen Quellen.), in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 285 f. (29.11.1841 f.).

264 Zur Geschichte des Giftmordes, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 261–263, 267–269 (1.11.1842 ff.).

265 Deutsche häusliche und gesellige Zustände vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zum Anfang der französischen Revolution, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 132–138, 147–150, 152 f. (3.6.1842 ff.).

266 Burke, Peter, Was ist Kulturgeschichte?, Frankfurt am Main 2005, S. 14 f.

267 Riehl, Wilhelm Heinrich, Kulturgeschichtliche Novellen, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 24 (15.6.1856), S. 553–559, S. 553. Dabei handelte es sich um einen Abdruck von Ausschnitten aus seinem gleichnamigen Buch.

268 Ebd.

269 Ebd., S. 553. Vgl. Kapitel 4.1.

270 Vgl. Burke (2015), S. 131.

271 Vgl. Völkel, Bärbel, Inklusive Geschichtsdidaktik. Vom inneren Zeitbewusstsein zur dialogischen Geschichte, Schwalbach/Ts. 2017, S. 16.

historische Aufarbeitung des Verbrechens, so betonte die*der Autor*in, diene Psychologen und Rechtsgelehrten „als stärkste und letzte Aeußerungen des erkrankten sittlichen Menschen [...] zur Erforschung der Seele in ihrem geheimnißvollsten Leben und Regen“²⁷²:

„Auf ähnliche Weise gewinnen wir durch die Geschichte, die ewige Richterin alles dessen, was geschehen, Einsicht in die innerste sittliche Beschaffenheit ganzer Völker und Jahrhunderte, wenn wir die Ueberlieferungen von Verbrechen, wie sie in verschiedenen Ländern und innerhalb gewisser Zeitabschnitte hauptsächlich verübt worden, nach ihrer Art, der Häufigkeit ihres Vorkommens, ihren Motiven, Zwecken und den zu ihrer Ausführung gebrauchten Mitteln sammeln, zusammenstellen und vergleichen.“²⁷³

Daneben wurden historische Texte auch als Instrument benutzt, um die Gegenwart besser verstehen zu können. Einerseits stellte sie die Einzigartigkeit der Gegenwart in Frage: „Gar Vieles, von dem die Meisten meinen, daß es der Ausdruck der neuesten Zeit sey, ist schon im Alterthum, zwar in abweichender Form, aber dem Wesen nach ganz so dagewesen.“²⁷⁴ Andererseits wurden historische Ereignisse herangezogen, um die Gegenwart zu erklären:

„Tausendfältig wurzelt unser modernes Leben in den Bräuchen und Gewöhnungen der Vergangenheit, und jene Kluft, nach der wir uns in der gewöhnlichen Vorstellungsweise in ungeheurer Dimension gerade von dem Daseyn der antiken Völker getrennt wännen, verengt sich gar sehr, sobald wir dieses Daseyn in seinen Einzelheiten an der Hand der geschichtlichen Forschung betrachten.“²⁷⁵

272 Zur Geschichte des Giftmordes, in: Morgenblatt für gebildete Leser 261 (1.11.1842), S. 1041.

273 Ebd.

274 Zur Geschichte des altrömischen Virtuositäts, in: Morgenblatt für gebildete Leser 277 (20.11.1843), S. 1105 f., hier S. 1105. Vgl. dazu auch Toulmin/Goodfield (1970), S. 279.

275 Weber, Wilhelm Ernst, Kulturgeschichtliche Betrachtungen über den Zusammenhang der antiken und modernen Welt, in ihren socialen Ideen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 78 (1.4.1845), S. 309 f., hier S. 309.

Besonders eindrücklich und gebündelt lassen sich diese Funktionen des neuen Geschichtsbewusstseins aus dem Text „Deutsche häusliche und gesellige Zustände vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zum Anfang der französischen Revolution“ herausdestillieren, der auch die Übernahme wissenschaftlicher Praktiken in die Publizistik verdeutlicht. 1842 wurde in insgesamt 13 Ausgaben ein „kulturgeschichtliche[r] Ueberblic[k]“²⁷⁶ über die Zeit zwischen 1763 und 1789 gegeben. Die*der Autor*in beschrieb darin unter anderem die Lebensweisen, Erziehung, Kleidung, aber auch das Theater und die Publizistik. Dabei lag der Fokus auf dem „Mittelstand“²⁷⁷ „als de[m] wahren Kern unseres Volkes“²⁷⁸ in einer Zeit, in der „die Stände weit strenger schieden und Schranken zwischen ihnen bestanden, welche erst die französische Revolution mit ihren Folgen umgeworfen hat“²⁷⁹. Die damalige Gegenwart, das wird an mehreren Stellen deutlich, sah die*der Literatur*in als Ergebnis historischer Entwicklungen.²⁸⁰ Das zeigt sich in der Veränderung gesellschaftlicher Ordnungen, wie die Durchlässigkeit der ‚Stände‘ als „gewaltsame Aenderung“²⁸¹, der sich die gesellschaftliche „Gestaltung unseres Vaterlandes [...] unterwerfen mußte“²⁸² oder im gesellschaftlichen Verhalten: „[D]ie Sehnsucht der Kinder nach fremden Welttheilen und Völkern [werde] begreiflich“²⁸³, „[w]enn man sich erinnert, wie wenig vor sechzig und siebenzig Jahren gereist wurde, [...] wie man vor dem Besuche fremder Länder fast wie ein Sterbender von den Seinigen Abschied nahm“²⁸⁴.

276 Deutsche häusliche und gesellige Zustände vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zum Anfang der französischen Revolution, in: Morgenblatt für gebildete Leser 132 (3.6.1842), S. 525 f., hier S. 525.

277 Deutsche Zustände am Schluss des vorigen Jahrhunderts, in: Morgenblatt für gebildete Leser 136 (8.6.1842), S. 542 f., hier S. 543.

278 Ebd.

279 Ebd.

280 Dieses Narrativ wurde auch von Alfred von Reumont (s. 4.1.2) in seinen Texten gestützt.

281 Morgenblatt für gebildete Leser (8.6.1842), S. 543.

282 Ebd.

283 Deutsche Zustände am Schluss des vorigen Jahrhunderts, in: Morgenblatt für gebildete Leser 135 (7.6.1842), S. 538 f., hier S. 538.

284 Ebd.

Einige Stellen im Text deuten ein quellenkritisches Vorgehen der*s Autor*in an.²⁸⁵ In einem einführenden Abschnitt betonte sie*er die unterschiedliche Quellenlage innerhalb Deutschlands. Für den Westen stellte sie*er fest:

„Wer sonst etwas über die Reichsstädte und geistlichen Fürstenthümer am Rhein, in Schwaben und Franken in den letzten fünfzig Jahren des deutschen Reichs wissen will, muß es mühsam aus vergessenen Flugschriften, Zeitungsnachrichten und Reisebeschreibungen zusammensuchen, wie denn auch größere Werke und Specialgeschichten über Fürsten und Gebietstheile im westlichen Deutschland das innere Leben, die häuslichen und geselligen Verhältnisse ganz unberücksichtigt lassen.“²⁸⁶

Im Norden, so die*der Autor*in, sei die Überlieferung „für den heutigen Beobachter [...] doch günstiger“²⁸⁷:

„[D]ie besten Köpfe in allen Fächern menschlichen Wissens waren zur Schriftstellerei veranlaßt, und der bedeutenden Anzahl vortrefflicher Männer, deren Jugend in die siebziger Jahre fällt [...] verdanken wir die schätzbarsten Nachrichten über das häusliche und gesellige Leben des protestantischen Deutschlands in der Zeit vom siebenjährigen Kriege bis zum Ausbruch der französischen Revolution.“²⁸⁸

Die*der Verfasser*in des Textes versah Abschnitte im Sinne von Fußnoten mit Sternchen, wobei „glaubwürdigen Berichterstatlern [...] auch ohne jedesmalige Nennung“²⁸⁹ gefolgt werden könne.

Trotz dieser Überschneidungen kam es mitunter auch zu Deutungskämpfen zwischen publizistischem und geschichtswissenschaftlichem Schreiben, im Sinne einer methodisch fundierten, quellenkritischen Arbeit. Der von Riehl im *Morgenblatt* gepriesene Macaulay wurde von

285 Die Quellenkritik hat sich als geschichtswissenschaftliche Methode im 19. Jahrhundert entwickelt.

286 *Morgenblatt für gebildete Leser* (3.6.1842), S. 526.

287 Ebd.

288 Ebd.

289 Ebd.

der historischen Fachwelt als unpräzise, emotional und politisch vor-
eingenommen abgetan.²⁹⁰ Damit ereilte ihn ein ähnliches Schicksal
wie den Naturforscher Georges-Louis Leclerc de Buffon (1707–1788).²⁹¹
Beide Biographien lassen sich im Kontext der zunehmenden Trennung
zwischen Literatur und Wissenschaft (› 1.1) lesen, die je nach Fachrich-
tung und Nation zu unterschiedlichen Zeitpunkten erfolgte.²⁹² Im *Mor-
genblatt* deutete die*der Autor*in eines Artikels über die Französische
Revolution den Deutungskampf zwischen Literatur und Geschichts-
wissenschaft an, in dem sie*er feststellte, die „französische Revolution
wäre die reichste Quelle für die Geschichte des menschlichen Geistes
und Herzens, wenn nicht die französische Literatur die Sünde beginge,
diese Quelle fortwährend zu trüben“²⁹³.

Auch die Beziehung zwischen der Geschichtswissenschaft und den
Naturwissenschaften manifestierte sich im beziehungsweise durch das
Morgenblatt. Im Artikel „Ein Zug aus der französischen Revolution“
bezeichnete die*der Literat*in ein neues Pariser Buch zum Beispiel als
„interessante[n] Beitrag zur Naturgeschichte der menschlichen Gat-
tung“²⁹⁴ und als „höchst bezeichnend für die gallische Species“²⁹⁵. Doch
nicht nur gingen Begrifflichkeiten in die Publizistik über. Auch in der
Bedeutung und Beurteilung der Vergangenheit wird das Zusammen-
wirken der beiden Forschungsperspektiven deutlich. So konnten die
Leser*innen des *Morgenblatts* einführend zu „Krisen in der Geschichte
des deutschen Volks“ folgenden Abschnitt lesen: „Alle Reiche großer
Völker, welche wesentlich in die Geschichte eingriffen, haben eine
bestimmte Zeit der Entwicklung, wie jedes lebendige Wesen, jede
Pflanze, jedes Thier.“²⁹⁶ Während die Naturgeschichte bis ins 18. Jahr-

290 Evans (2018), S. 676.

291 Ihm sei, so der Vorwurf, die Form wichtiger als der Inhalt (vgl. Lepenies (2002),
S. II–IV).

292 Vgl. ders., S. IV.

293 Ein Zug aus der französischen Revolution, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 172
(20.7.1843), S. 685 f., hier S. 685.

294 Ebd.

295 Ebd.

296 Krisen in der Geschichte des deutschen Volks, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 106
(3.5.1849), S. 422 f., hier S. 422. Der Vergleich einer organisch wachsenden Menschheits-
geschichte mit Menschen, Pflanzen und Tieren findet sich auch in: Die Stufenjahre in der
Geschichte, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 25 (20.6.1852), S. 590–592, S. 590.

hundert hinein nicht als Geschichte im historisierenden Sinne verstanden werden kann, sondern vielmehr als Auflistung und Beschreibung von Lebewesen,²⁹⁷ deutet letztgenanntes Zitat auch den Übergang der „Naturgeschichte zur Geschichte der Natur“²⁹⁸ an.

Die Entwicklungsschritte der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert hin zu einer quellenkritischen Wissenschaft und die Herausbildung der Idee des historisch gewachsenen Menschen seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert dürfen in Hinblick auf die Frage nach der Produktion gesellschaftlichen Wissens also nicht unberücksichtigt bleiben. Zum einen hängen naturwissenschaftliche und historiographische Paradigmen, wie Toulmin und Goodfield zeigen, maßgeblich zusammen und beeinflussten sich in ihren Menschen- und Weltbildern gegenseitig. Zum anderen diente auch die historische Betrachtung zur Ordnung der Welt. Zeitschriften wie das *Morgenblatt* verbreiteten die Idee einer zeitlichen Linearität und einer historisch gemachten Welt; Vorstellungen, die bis heute nicht nur wissenschaftlich, sondern auch gesellschaftlich wirken.

5.5 Zwischenresümee: Gesellschaftsordnungen im Spannungsfeld zwischen Natur- und Sozialwissenschaften

Im *Morgenblatt* wurden von den Literat*innen maßgeblich drei Ordnungen (re-)produziert, um die Gesellschaft zu kategorisieren: ‚national-ethnische‘, soziale und Geschlechterordnungen. Daneben diente die historische Einbettung von Gesellschaft und gesellschaftlichen Themen als Ordnungsstrategie. Sie lassen sich als Reaktion auf die mannigfaltigen Veränderungen in der Gesellschaft betrachten, haben ihre Wurzeln jedoch jeweils im 18. Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert wurden sie zu „Leitvokabeln“²⁹⁹.

297 Lepenies (1976), S. 30.

298 Ebd., S. 52.

299 Vgl. Osterhammel (2010), S. 1219.

Hält Osterhammel fest, dass die ‚Leitvokabeln‘ des 19. Jahrhunderts wie ‚Klasse‘, ‚Staat‘ und ‚Nationalgeist‘ in Konkurrenz zueinander standen,³⁰⁰ zeigt die Analyse des *Morgenblatts*, dass diese Begriffe zumindest im Rahmen der Publizistik nicht eindeutig voneinander getrennt verwendet und betrachtet wurden. Nicht nur wurden für die verschiedenen Ordnungen ähnliche Argumentationen herangezogen, indem sie sowohl als zeitlich entstanden als auch biologisch determiniert verstanden wurden. In beiden Fällen griffen auch (natur-)wissenschaftliche Vorstellungen und Erklärungsmuster. Darüber hinaus wurden die Ordnungen in Korrelation zueinander gestellt: Der Umgang mit Frauen wurde zum Beispiel als Ausdruck für die kulturelle Entwicklung einer ‚Nation‘ beziehungsweise ‚Ethnie‘ oder ‚nationale‘ Eigenheiten als sich durch eine bestimmte Klassenzugehörigkeit verstärkend betrachtet.

Die Einteilung der Gesellschaft in ‚Nationen‘, ‚Völker‘ und ‚Rassen‘, in ‚Klassen‘ sowie Geschlechter war an die aus der Naturgeschichte stammende Systematik angelehnt. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts wurden das Klassifizieren und Vergleichen als wissenschaftliche Verfahrensweisen bei europäischen Gelehrten relevant.³⁰¹ Die Verortung von Gattungen oder Gruppen in ihre Umwelt war sowohl in den Naturwissenschaften als auch in sozialen Betrachtungen ab circa 1800 üblich. Immer wieder gaben die Autor*innen selbst Hinweise auf diese Nähe, zum Beispiel zwischen den sozialen Großstadtdarlegungen und der naturwissenschaftlichen Forschung.³⁰²

Auch wenn die Texte häufig weniger eine ernsthafte Auseinandersetzungen mit den neuesten naturwissenschaftlichen Ergebnissen als vielmehr ein „zeitgenössisches Interesse am naturwissenschaftlichen

300 Ebd.

301 Osterhammel (2010), S. 1218; Vgl. auch Burke (2015), S. 60 ff.

302 „Die ächte Race der Poissarden ist fast völlig ausgestorben. Bei der immer mehr um sich greifenden Kultur, welche bis in die tiefsten Kreise der Gesellschaft hinabdringt, danke ich meinen guten Sternen, daß sie mir noch einige Prachtexemplare jener berühmten Race gegönnt, welche ich mit nicht geringerem Interesse beobachtet und studirt habe, als der Naturforscher die Ueberreste des Ichthyosaurus oder eines anderen urweltlichen Thiers“ (*Morgenblatt für gebildete Leser* (5.3.1841), S. 217).

Erkenntnisfortschritt³⁰³ bezeugen, weist die Verwendung der Konzepte und Begrifflichkeiten dennoch auf den Einfluss naturwissenschaftlicher Paradigmen auf die soziokulturellen Beschreibungen und in weiterer Folge auf die Formierung der Kultur- und Sozialwissenschaften hin.³⁰⁴ Lauster setzt die Entdeckungen biologischer Vorgänge gar für ein Verständnis sozialer Strukturen voraus: „Characteristics of a type cannot be defined, and a type cannot be classified, unless the function of bones and organs are understood with regard to habitat.“³⁰⁵ Dies trifft besonders auf England und Frankreich zu, während die Naturwissenschaften in Deutschland einer viel stärkeren Kritik ausgesetzt waren.³⁰⁶ Dennoch zeigt sich in den literarisch-publizistischen Formaten, dass auch hier mit dem „Skalpellen der Wissenschaft die Wirklichkeit“³⁰⁷ beobachtet und beschrieben wurde. Dass Begrifflichkeiten und Konzepte dabei nicht definiert, sondern vielmehr voraussetzungsreich eingesetzt wurden, lässt sich auch als Hinweis darauf lesen, dass sie bis zu einem gewissen Grad in der (bürgerlichen) Gesellschaft etabliert waren. Literarisch-journalistische Beschreibungen stützten ein positivistisches Weltbild, das für die Wissenschaften jener Zeit prägend gewesen ist. Auf diese Weise wurde publizistisch prädisziplinäres Wissen geschaffen, das sich im Sinne der dieser Arbeit zugrundeliegenden Definition auch als ethnographisch bezeichnen lässt.

Die ersten drei Ordnungen (‚national-ethnische‘, soziale und Geschlechterordnung) etablierten sich in der Folge zu zentralen Kategorien der Sozial- und Kulturwissenschaften.³⁰⁸ Ihr Entwurf wurde auch vom Wissen, welches in der Publizistik produziert wurde, geprägt. Auch wenn zumindest die ‚national-ethnische‘ wie auch die soziale

303 Schwab, Christiane, *Zwischen Naturgeschichte, Statistik und Gesellschaftsroman. Soziographische Wissensordnungen im Kontext einer europäischen Publizistik im 19. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung* 117 (2021), Heft 2, S. 141–162, hier S. 154.

304 Vgl. Lauster (2007), S. 114–117; Schwab (2021), S. 154.

305 Lauster (2007), S. 115.

306 Vgl. Lepenies (2002), S. VIII f., 263.

307 Ders., S. 261.

308 Ähnlich wie bereits für die Praktiken festgestellt, wurden auch diese Ordnungen nicht immer unmittelbar durch die neuen Wissenschaften kanonisiert, alle vier Kategorien spielen jedoch bis in die Gegenwart eine zentrale Rolle.

Ordnung nicht definiert und selten theoretisiert wurden, sondern empirisch unterfüttert, waren die von der Zeitschrift vermittelten Vorstellungen nachhaltig.

6 Resümee: Publizistische Gesellschaftsbeschreibungen als frühe Formen ethnographischen Wissens

Am 24. Dezember 1865 wurde die letzte Ausgabe des *Morgenblatts für gebildete Leser* gedruckt. Mit dem Tod Hermann Hauffs wurde das Ende der fast 60 Jahre bestehenden Zeitschrift eingeleitet. „Der Inhalt des Mitgetheilten“, so wurde in dieser letzten Nummer resümiert, war „[...] das bunte Mosaik, das man sich denken kann“¹. Die literarische und publizistische Bedeutung der Zeitschrift wurden in den Jahren seit ihrer Einstellung mehrfach wissenschaftlich betrachtet,² in Hinblick auf ihre Rolle in der prädisziplinären Wissensarbeit habe ich sie in der vorliegenden Dissertation analysiert. Folgende Fragen standen dabei im Zentrum: Wie und welches Wissen über Menschen und ihre Lebensweise wurde aus gesellschaftlich-kultureller Perspektive (re-)produziert? Inwiefern lassen sich die Beiträge im *Morgenblatt* als frühe ethnographische Wissensformate bezeichnen? Welche Synergien ergaben sich zwischen der Publizistik, den Wissenschaften jener Zeit sowie anderen Geistesströmungen und politischen Bewegungen? Und welche Rolle spielten die publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen schließlich für die sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts institutionalisierenden Sozial- und Kulturwissenschaften?

Zwischen wissenschaftlich und nicht-wissenschaftlich produziertem Wissen

Mit dem Untersuchungszeitraum 1837 bis 1857 stand in dieser Arbeit ein Abschnitt im Fokus, der von Heilbron als prädisziplinäre Phase der Sozialwissenschaften³ und von Peter Burke als Zeit der „Wissensrevolution“⁴ bezeichnet wird:

1 An die Leser, in: *Morgenblatt für gebildete Leser* 52 (24.12.1865), S. 1226–1231, hier S. 1227.

2 Vgl. u.a. Fischer (2000); Mojem (2017); Peek (1965).

3 Vgl. Heilbron (1995), S. 1–3.

4 Burke (2015), S. 303.

„It was during this period that modern notions of human societies emerged. These notions were formulated within far more general frameworks than disciplines. [...] Their members were not professors who wrote textbooks for registered students, but men [and women] of letters.“⁵

Ein zentrales Feld für die Wissensproduktion war der wachsende Pressemarkt, dessen Quellen in der Fachgeschichte der Empirischen Kulturwissenschaft bisher jedoch wenig berücksichtigt wurden. An den Beispielen aus dem *Morgenblatt* wurde deutlich, dass das von den Literat*innen (bei Heilbron „men of letters“) produzierte Wissen nicht losgelöst vom wissenschaftlichen Arbeiten war, sondern von diesem maßgeblich beeinflusst wurde. Dies konnte für alle der vier in der Arbeit beleuchteten Aspekte – Praktiken zur Wissensgenerierung, Formate, Akteur*innen und Ordnungen – festgestellt werden: Bereits beim Generieren von Wissen wurde zum Beispiel die sich zuvor in den Naturwissenschaften etablierte Praktik des Beobachtens aufgegriffen. Ebenso stammte die Feldforschung, welche auch dem Journalismus des 19. Jahrhunderts als ‚Methode‘ zur besseren Berichterstattung galt, ursprünglich aus der Naturgeschichte.⁶ Diese Wissenspraktiken versprachen Unmittelbarkeit und Authentizität, auch wenn die Vorgehensweise von den Literat*innen nicht immer offenlegt wurde. Nicht nur im Generieren von Wissen, auch in ihrer Darstellung griffen die Literat*innen auf Strategien aus den (Natur-)Wissenschaften zurück, die Nachweisbarkeit und Nachvollziehbarkeit suggerieren sollten; etwa durch das Heranziehen von Zahlen bei Amely Bölte, den Rückgriff auf den Textaufbau der Protostatistik bei den Beschäftigungen mit ‚Volkspoesie‘ und ‚Volksleben‘, auf Ideen der Physiognomie bei der Beschreibung von ‚nationalen‘ und regionalen ‚Eigenthümlichkeiten‘ oder im Kontext von rassistischen Darstellungen der außereuropäischen Bevölkerung sowie auf den Vergleich, wenn innerhalb einer Gesellschaft verschiedene Gruppen sowohl historisch als auch geografisch in Bezug zueinander gesetzt werden sollten.

5 Heilbron (1995), S. 3.

6 Vgl. Burke (2015), S. 41.

Die Kategorisierung der Gesellschaft entlang von Ordnungen, die mitunter als biologisch determiniert beschrieben wurden, entstammte ebenso der naturwissenschaftlichen Perspektive. In den Beispielen wurde deutlich, wie sich Ansätze aus den Naturwissenschaften auf das soziale Beobachten und Charakterisieren auswirkten und zu empiriegestützten gesellschaftlichen Beschreibungen in der Presse führten.⁷ Mit dem Einfluss naturwissenschaftlicher Paradigmen veränderte sich der Blick auf den Menschen grundlegend:

„Perhaps the most disturbing question nineteenth-century writers faced was what it meant to be human. The rapid development of industrialization, physiology, evolutionary theory, and the mental and social sciences challenged the traditional view of people as uniquely privileged beings created in the divine image. While religion remained a powerful social and ideological force, it became increasingly difficult for educated writers to refer to a ‚soul‘. Too many other fields offered alternative explanations of human behaviour, from muscle reflexes to inherited memories. If nineteenth-century physiological psychologists were right, and human thoughts and actions could be explained by the laws of chemistry and physics, it was unclear how people could be distinguished from the machines on which they increasingly depended.”⁸

Was Lepenies vor allem für Frankreich feststellte, nämlich dass Kunst zunehmend demokratisch sowie realitäts- und wissenschaftsnah wurde – er spricht hier von einer Veränderung hin zum Positivismus –, kann durch die Analyse des *Morgenblatts* auch für die deutschen Länder bestätigt werden. Obwohl der Soziologe für Deutschland eine Haltung konstatiert, die Wissenschaft als dem Leben feindlich und besonders die Naturwissenschaften als Verblendung betrachtete,⁹ konnte in der vorliegenden Dissertation herausgearbeitet werden, dass sie für die Publizistik dennoch zumindest Bezugspunkte bildeten. Darüber hinaus zogen die Literat*innen Erkenntnisse aus den Wissenschaften

7 Vgl. Schwab (2016), S. 50; Heilbron (1995), S. 98 ff.

8 Otis (2009), S. xxvi.

9 Vgl. Lepenies (2002), S. 261, 263.

auch direkt heran, überprüften diese und widersprachen ihnen mitunter. Dennoch sind die Textbeispiele weniger als ernsthafte Auseinandersetzungen mit den neuesten naturwissenschaftlichen Ergebnissen denn als ein „zeitgenössisches Interesse am naturwissenschaftlichen Erkenntnisfortschritt“¹⁰ zu verstehen.

Einige Literat*innen, zum Beispiel Joseph Friedrich Lentner, Ludwig Steub und Johann Georg Kohl, machten deutlich, wie fluide die Grenze zwischen der wissenschaftlichen und nicht-wissenschaftlichen Wissensarbeit in der Mitte des 19. Jahrhunderts war und lieferten somit Belege dafür, dass diese Feststellung und Bewertung nicht nur nachträglich von Historiker*innen vorgenommen worden sind. Teilweise hatten die Literat*innen (zum Beispiel Alfred von Reumont) selbst eine akademische Ausbildung genossen, und/oder wurden postum in einzelnen Schriften verschiedener Disziplinen als prädisziplinäre Pioniere bezeichnet; darunter Lentner in der Volkskunde und Kohl unter anderem in der Geologie, Geschichte und Ethnologie. Nicht für jede*n Literat*in, die*der in dieser Arbeit Betrachtung fand, lässt sich biographisch eine Verbindung zu Wissenschaften jener Zeit feststellen. Nehmen wir die Wissensgeschichte jedoch als ein die Wissenschaftsgeschichte rahmendes Feld ernst, werden eben nicht nur Wissenschaftler*innen oder Personen, die später als Vorreiter*innen eines wissenschaftlichen Fachs betrachtet werden, als Wissensarbeiter*innen relevant. Auch Personen, die in den Fächern unbekannt waren/sind, produzierten gesellschaftliches Wissen. Die Literat*innen des 19. Jahrhunderts waren vor der Institutionalisierung der Soziologie „die wahren Spezialisten für die Gesellschaft“¹¹ und galten den „Expert*innen“ noch danach als Konkurrenz.¹² Über die Literat*innen eröffneten sich

10 Schwab (2021), S. 154.

11 Osterhammel (2010), S. 48.

12 Ebd. Vgl. auch Heilbron (1995), S. 3. Die Lage traf besonders auf England und Frankreich zu, weshalb sich die Soziologie ab Mitte des 19. Jahrhunderts als „dritte Kultur“ zwischen Literatur und Naturwissenschaft zu positionieren versuchte (Lepenies (2002). Lepenies räumt für Deutschland eine Sonderrolle ein. Hier galt die Soziologie lange Zeit als gallo-angelsächsische Disziplin, die als Bedrohung wahrgenommen wurde, „weil sie die bürgerliche Gesellschaft wie selbstverständlich als Richtmaß ihrer Analysen nahm und daher der Besonderheit Deutschlands und der deutschen Entwicklung nicht gerecht werden konnte“ (Lepenies (2002), S. 285). Von einer eigenständigen Soziologie in Deutschland im 19. Jahr-

Netzwerke und institutionelle Beziehungen. Sie sind demnach auch als Mittler*innen zu verstehen, die Brücken zwischen der Publizistik und akademischen Institutionen bzw. zwischen wissenschaftlich produziertem und nicht-wissenschaftliche produziertem Wissen schlugen.

Zwischen Interesse am ‚Fremden‘ und Interesse am ‚Eigenen‘
An mehreren Stellen der Arbeit wurde deutlich, dass eine prädisziplinäre Fachgeschichte nicht in heutigen Disziplinengrenzen gedacht werden kann. Das Interesse am ‚Eigenen‘ und ‚Fremden‘ verlief teilweise parallel, zum Beispiel bei Johann Georg Kohl, der sich sowohl mit den aus deutscher Sicht fremden Ländern als auch mit der Mythologie der Alpen beschäftigte. Den Akteur*innen lässt sich retrospektiv häufig volkskundlich-kulturwissenschaftliches als auch völkerkundlich-sozialanthropologisches Interesse zuschreiben. Gleiches gilt für die Narrative. So fand sowohl in der Beschreibung des bayerischen ‚Volks‘ bei Joseph Friedrich Lentner als auch in Friedrich Wilhelm Hackländers Blick auf die Wüstenbewohner*innen und Otilie Assings Ausführungen über die Schwarzen eine Exotisierung statt und kamen primitivistische Argumentationsmuster zum Einsatz. Die mit diesen Narrativen einhergehenden Bewertungen der im Fokus stehenden Personengruppen waren jedoch unterschiedlich gelagert. Parallelziehungen sind daher nur bedingt möglich und erfordern einen sensiblen und reflektierten Umgang, um dem Unrecht, das Menschen dadurch erfahren haben, annähernd gerecht zu werden.

Die beiden Interessensfelder bedingten sich außerdem gegenseitig: Das Interesse am ‚Anderen‘ stand in direkter Verbindung mit dem ‚Eigenen‘, und wurde zu einer Art Schablone. „Im Eigenen [wurde] das Fremde und im Fremden das Eigene“¹³ gesucht. Was Kaschuba für die Reiseberichte festhält, gilt auch für den historischen Vergleich und die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Randgruppen: Auch hier fanden die Leser*innen „im Spiegel ‚des Anderen‘“¹⁴ mehr über die

hundert kann laut Lepenies im Grunde nicht gesprochen werden (ebd.). Die deutsche Intellektualität war eine „Bewegung der Dichter und Denker, aber nicht von *hommes de lettres* und Wissenschaftler“ (ebd., S. 247).

¹³ Metz-Becker (2001), S. 387.

¹⁴ Kaschuba (2012), S. 32.

eigene Gesellschaft und Kultur heraus. So lässt sich die Beschreibung marginalisierter Gruppen nicht ausschließlich als Fürsprache für diese lesen, wie es der Germanist Michael Neumann und der Literaturwissenschaftler Marcus Twellmann anhand von Dorfgeschichten behaupten: Schriftsteller*innen und Historiker*innen, so ihre These, seien als „Fürsprecher dessen auf[getreten], was sich selbst nicht zu repräsentieren vermag“¹⁵. Sie merken an, dass der „notorisch geworden[e] Vorwurf von Idyllisierung und Exotismus [...] einer grundlegenden Korrektur“¹⁶ unterzogen werden müsse. Die Beispiele der vorliegenden Arbeit verdeutlichen aber, dass die beiden Motive – Fürsprache und Exotisierung – durchaus nebeneinander existierten und die Beschreibung marginalisierter Gruppen in den meisten Fällen durch eine „Mischung aus Entsetzen und Faszination“¹⁷ und nicht durch Neutralität gekennzeichnet war. Indem ‚über‘ die marginalisierten Gruppen, nicht aber ‚mit‘ ihnen gesprochen wurde, spiegeln die Beispiele aus dem *Morgenblatt* einen bürgerlichen Blick auf Gesellschaft wider. Sie (re-)produzierten eine gesellschaftliche Hierarchie entlang der Kategorien ‚Klasse‘, ‚Stand‘, ‚Volk‘, ‚Ethnie‘, ‚Rasse‘ und ‚Geschlecht‘, die sie einerseits biologistisch erklärten und andererseits historisch verorteten. Auch „[d]ie eigene Kultur wird ethnisiert, naturalisiert und [...] biologisiert“¹⁸, fasst Konrad Köstlin zusammen.

Zwischen Typisierung und Ausdifferenzierung

Mit den gesellschaftlichen Ordnungen, die im *Morgenblatt* geformt wurden, wurde nicht nur eine Hierarchie innerhalb der Gesellschaft, sondern wurden auch homogene Gruppen kreiert: „In physics, physiology, sociology, and literature, the relationship between personal and collective identity remained unclear“¹⁹, fasst die Literaturwissenschaftlerin Laura Otis zusammen. „As writers confronted the problem,

15 Neumann, Michael/Twellmann, Marcus, Marginalität und Fürsprache. Dorfgeschichten zwischen Realismus, Microstoria und historischer Anthropologie, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 39 (2014), Heft 2, S. 476–492, hier S. 487.

16 Ebd., S. 488.

17 Evans (2018), S. 469.

18 Köstlin (1994), S. 11.

19 Otis (2009), S. xxvi.

they imitated each other's way of describing it, experimenting with one another's metaphors while defending their own moral interpretations of the world around them."²⁰ Mit diesen Ordnungen reagierten die Literat*innen auf die Ausdifferenzierung der Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Was Konrad Köstlin für das ‚ethnographische Paradigma‘ feststellt, lässt sich für alle Ordnungen festhalten: Sie sind als „Konträrstrategie[n] gegen die Modernisierung“²¹ und als Orientierung in Zeiten von Umwälzungen und Krisen anzusehen, weil sie etwas Dauerhaftes und Einfaches versprechen und Stabilität vorspielen.²² Während der Staat zunehmend abstrakt wurde, schufen Konzepte wie ‚Ethnie‘ (und später ‚Rasse‘) „scheinbar naturwissenschaftliche“²³ und emotionale Kategorien, die „eine Familienbeziehung und einen exklusiven Gemeinschaftsglauben“²⁴ imitierten.

Die mit dem Ordnen einhergehende Typisierung²⁵ war eine Form des Umgangs mit der sich ausdifferenzierenden Gesellschaft, die diese kategorisierte und damit überschaubarer machte. In diesem Sinne sind Ausdifferenzierung und Typisierung eng miteinander verknüpft. Neben der (Stereo-)Typisierung, die eine Vereinfachung der Gesellschaft bedeutete, wurden die Menschen auch in ihrer Vielfältigkeit dargestellt und wurde die Gesellschaft in ihrer (neuen) Breite zu charakterisieren versucht. Verschiedene ‚Klassen‘, ‚Nationalitäten‘, Geschlechter und ‚ethnisch‘ wie auch klassenbedingt marginalisierte Gruppen wurden in der Zeitschrift beschrieben, analysiert, kategorisiert und damit auch typisiert.

20 Ebd.

21 Köstlin (1994), S. 5.

22 Ebd.

23 Ebd., S. 10.

24 Ebd.

25 Lauster nahm in ihrer Monographie die Typenbildung und Typisierung von Gesellschaft in den ‚social sketches‘ in den Blick. Sie zieht darin definitorisch einen Unterschied zwischen Typen und Stereotypen, laut dem bei einer Typisierung die Hauptcharaktere einer Gruppe festgestellt werden, während Stereotype eine nicht auf Beobachtung beruhende Generalisierung darstellen (vgl. Lauster (2007), S. 87–89). Am Beispiel des *Morgenblatts* zeigt sich, dass diese Typendarstellung häufig mit einer Stereotypisierung einherging. Zur Komplexität der Unterscheidung vgl. auch Ege/Wietschorke (2014), S. 20.

Zwischen Moderne und Kulturpessimismus

Die zunehmende gesellschaftliche Vielfalt wurde einerseits mit Interesse und bestimmte Veränderungen mitunter positiv wahrgenommen, zum Beispiel von Ottilie Assing, Amalie Schoppe und Ludwig Steub. Andererseits wurde der gesellschaftliche Wandel auch als Bedrohung verstanden; sei es aus Angst vor einer Verrohung der Gesellschaft, wie bei Schoppe oder teilweise bei Amely Bölte, oder aus kulturpessimistisch-romantischer Sorge um Kulturverlust, wie bei Joseph Friedrich Lentner. Im Zentrum beider Perspektiven stand häufig die Stadt, welche als Moloch oder als Motor der Moderne wahrgenommen wurde. Das Ländliche wurde im Gegenzug als Ort des Bewahrens verstanden beziehungsweise zu einem solchen gemacht, indem ‚Volkspoesie‘ und ‚Volksleben‘, zum Beispiel in Form von Trachten oder Aberglaube, ‚gesammelt‘ wurden. Diese Herangehensweise sieht der Soziologe Wolf Lepenies in Deutschland besonders ausgeprägt. Die „Verherrlichung des deutschen Wesens“²⁶ sei eine „Mischung aus Trotz und Trauer, die Romantik gegen die Aufklärung, den Ständestaat gegen die Industriegesellschaft, das Mittelalter gegen die Moderne, die Kultur gegen die Zivilisation, die Innerlichkeit gegen die Außenwelt, Gemeinschaft gegen Gesellschaft und das Gemüt gegen den Intellekt“²⁷. Dieser romantisch-kulturpessimistische Zugang gilt der Volkskunde als eine ihrer geistesgeschichtlichen Wurzeln. ‚Volk‘ und ‚Ethnie‘ wurden zu „Kategorien des Widerstands gegen die Moderne“²⁸, zum „Protest gegen die Auflösung der traditionellen Strukturen“²⁹.

Als weiterer Ausgangspunkt der volkskundlichen Wissenschaft gelten ebenso aufklärerische Ideen. Obwohl beide Geistesströmungen in ihrer Ausrichtung und Weltanschauung gegensätzlich waren, haben sie

„sich aber auch verbünde[t] und verbinden [sich] in einem wachsenden Bedürfnis nach gesellschaftlicher Selbstbeobachtung und Selbstbeschreibung. [...] Es sind ‚Sinnfragen‘, Fragen auch nach einem zivilisatorischen

26 Lepenies (2002), S. 245.

27 Ebd.

28 Köstlin (1994), S. 12.

29 Ebd.

Klassifikationskonzept, das vertikale Vergleiche zurück in die Geschichte eröffnet und horizontale Vergleichsmöglichkeiten mit anderen Gesellschaften erlaubt³⁰.

Auch im *Morgenblatt* ergänzten sich die beiden Ideen, wie im Besonderen die Beispiele aus Kapitel drei darlegten.

Herausbildung eines kultur- und sozialwissenschaftlichen Diskurses

Ob die Artikel aus dem *Morgenblatt* als frühe ethnographische Wissensformate bewertet werden oder nicht, hängt vor allem von der Definition ‚ethnographisch‘ ab. ‚Ethnographische‘ Methode im heutigen Sinne, verstanden als wissenschaftliche, auf Feldforschung fußende Methode, waren die publizistischen Formate nicht. Obwohl Literat*innen an manchen Stellen auf die Bedeutung längerfristiger Aufenthalte und Beobachtungen zur Wissensgenerierung hinwiesen und die aus den Naturwissenschaften kommende Feldforschung in der Publizistik eine Rolle spielte, kann nicht von einer systematisch angelegten Ethnographie gesprochen werden. Auch fehlt den meisten publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen die theoretische Grundlage, um im Sinne Wietschorkes als ethnographisch verstanden zu werden. Er definiert Ethnographie „als Modus des Verstehens, bei dem Theorie [...] in enger Verzahnung mit der Empirie zu entwickeln ist“³¹. Definiert man ‚ethnographisch‘ jedoch in seinem eigentlichen Wortsinne als das Beschreiben eines ‚Volkes‘ und als Zugang „um die soziale, interaktive Herstellung von Differenzen – gender, class, race, (dis-)ability“³² zu betrachten, ist seine Verwendung für die publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen doch stimmig. Zentral ist, dass der Begriff bereits unter den Zeitgenoss*innen Verwendung fand: Ludwig Steub benutzte den Begriff und Johann Georg Kohl führte ihn sogar im Titel „Ethnographische Studien in der Ukraine“³³. ‚Ethnographisch‘ umfasste bei Kohl

30 Kaschuba (2012), S. 28 f.

31 Wietschorke, Jens, Historische Ethnographie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts, in: Zeitschrift für Volkskunde 106 (2010), Heft II, S. 97–124, hier S. 122.

32 Kuhlmann (2021).

33 Vgl. Kohl (10.5.1841 ff.).

auch die Darstellung der Bevölkerung anhand der Kategorien ‚Klasse‘ und ‚Geschlecht‘. In diesem Sinne lassen sich die publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen als frühe Formen ethnographischen Wissens betrachten: Sie beschäftigten sich mit den Menschen aus sozial-kultureller Perspektive, generierten durch das Beobachten und Sammeln auf Reisen, Wanderungen oder Spaziergängen Wissen über sie und ordneten sie nach Kategorien.

Die publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen als frühe Formen ethnographischen Wissens verstanden, sind damit prädisziplinäre Wissensformate, welche in die Fachgeschichtsschreibung der Sozial- und Kulturwissenschaften eingereiht werden sollten: Für die Volkskunde konnte in Kapitel drei festgestellt werden, dass Themen, Diskurse, aber auch ‚Methoden‘ der Wissensgenerierung, die mit der Institutionalisierung des Faches verwissenschaftlicht, auch von der Publizistik mitgestaltet wurden. Dass diesem Feld in der neueren Empirischen Kulturwissenschaft bisher wenig Beachtung geschenkt wurde, zeigt sich auch daran, dass die beiden besprochenen Literaten, Joseph Friedrich Lentner und Ludwig Steub, keinen Eingang in die allgemein bekannte Fachgeschichte fanden. Aufgrund meiner eigenen fachlichen Prägung, wurde auf die Formierung des volkskundlichen Kanons ein besonderer Fokus gelegt und dem Thema ein eigenes Kapitel gewidmet.

Aber auch für die Ethnologie/Kultur- und Sozialanthropologie sowie die Sozialforschung/Soziologie konnten im *Morgenblatt* Spuren der prädisziplinären Beschäftigungen mit ihren heutigen Interessensgebieten gefunden werden. In den Genrebildern, den Reisebeschreibungen und den sozialreformerisch-philanthropischen Texten wurde der Blick für und auf die eigene und fremde Gesellschaft geschärft sowie Gesellschaft geordnet. Dafür griffen die Literat*innen auf bereits bekannte Kategorien zurück, die sich in der Folge in diesen Sozial- und Kulturwissenschaften wiederfinden: ‚Nation‘, ‚Ethnie‘, ‚Rasse‘, aber auch ‚Klasse‘, ‚marginalisierte Gruppen‘ und ‚Geschlecht‘ gehören (oder gehörten) in allen genannten Disziplinen zu (teils kritisch betrachteten) zentralen Forschungsgegenständen und Analysekategorien. Im *Morgenblatt für gebildete Leser* wurden sie zwar nicht theoretisch entworfen, aber empirisch untermauert und geformt.

Die Literat*innen im *Morgenblatt* waren mit ihren Texten nicht nur Teil eines Diskurses der schließlich zur Institutionalisierung der Sozial- und Kulturwissenschaften führte; dieser Diskurs wurde von ihnen aktiv mitbestimmt und gestaltet. In diesem Sinne sind sie, um mit Foucault zu sprechen, als ‚Diskursivitätsbegründer*innen‘ zu bezeichnen: Sie sind Autor*innen, die nicht nur eigene Werke geschaffen haben, sondern „die Möglichkeit und die Bildungsgesetze für andere Texte“³⁴, in diesem Fall wissenschaftlicher Texte. Foucault nennt an dieser Stelle große Theoretiker wie Karl Marx und Sigmund Freud, die „einen Raum gegeben [haben] für etwas anderes als sie selbst, das jedoch zu dem gehört, was sie begründet haben“³⁵. Aber auch weniger bekannte, heute vielleicht vergessene Autor*innen sind zumindest Diskursivitäts**mit**begründer*innen, deren Bedeutung über das eigene Werk hinausgeht.³⁶ Die Autor*innen, die in der Arbeit berücksichtigt wurden, sind bisher nicht beziehungsweise nur selten Teil der sozial- und kulturwissenschaftlichen Gründungsgeschichten, trugen aber in ihrer außerakademischen und nicht nach strengen wissenschaftlichen Regeln organisierten Wissensproduktion dazu bei, dass ein Diskurs entstand, welcher anschließend seinen Weg in die Wissenschaft fand.

Der Historiker Peter Burke hat für den Fall der britischen Wirtschaftswissenschaften darauf hingewiesen, dass ihre Entwicklung durch nicht-institutionalisiertes und nicht-akademisches Wissen vorangetrieben wurde.³⁷ Dies konnte vorliegende Arbeit auch für die Sozial- und Kulturwissenschaften nachzeichnen. Pressequellen werden damit zu zentralen wissens- sowie fachgeschichtlichen Quellen. Der Wissenstransfer in eine „wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit“, stellt Lioba Keller-Drescher in Bezug auf die Erforschung Sibiriens durch europäische, besonders deutsche, Wissenschaftler fest, „[sei] es gewesen, [der] das Interesse an der Erforschung der europäischen Bevöl-

34 Foucault, Michel, Was ist ein Autor? (= Fischer-Athenräum-Taschenbücher), Frankfurt am Main 1998, S. 24.

35 Ebd., S. 25.

36 Frei nach Foucault, der zwar eine Grenze zwischen Marx, Engels und anderen Wissenschaftsbegründern öffnet, dies aber wenige Seiten später wieder infrage stellt (vgl. ebd., S. 25–29).

37 Burke (2015), S. 15.

kerung und letztlich des eigenen Volkes und den Modus ihrer Erforschung mitprägt[e]. Gerade dort entstanden auch die Vorstellungen von den Unterschieden und Abgrenzungen, von fremd und eigen, von Volk und Völkern.”³⁸ Zwar zeitlich später, aber nicht weniger zentral, ist der Wissenstransfer über die Presse. Mit den 1850ern, dem Ende des hier gesetzten Untersuchungszeitraums, begann laut Burke die „entscheidende Phase in der Geschichte der Spezialisierung“³⁹. Der Grundstein für die Etablierung der Wissenschaften wurde auch im Pressemarkt gelegt, der nicht nur einen „sozialwissenschaftliche[n] Dauerdiskurs“⁴⁰, sondern ebenso einen volkskundlich-kulturwissenschaftlichen schuf.

In diesem Sinne betreibt die vorliegende Dissertation Grundlagenarbeit: Die Forschung zeigt auf, wie publizistische Quellen als gewinnbringendes wissensgeschichtliches Material für die Empirische Kulturwissenschaft (und darüber hinaus) fruchtbar gemacht werden können. Nicht zuletzt verdeutlicht sie dadurch auch den Konstruktionscharakter von Fachgeschichten sowie disziplinärer Grenzziehung.

38 Keller-Drescher (2017), S. 74.

39 Burke (2015), S. 305.

40 Osterhammel (2010), S. 57.

Quellenverzeichnis

Morgenblatt für gebildete Stände / gebildete Leser

- Alexis, Willibald, Die Heirathsgebräuche der romunischen Bauern in der Wallachei, in: Morgenblatt für gebildete Stände 42–45 (18.2.1837 ff.).
- An die Leser, in: Morgenblatt für gebildete Leser 52 (24.12.1865), S. 1226–1231.
- Assing, Otilie, Newyork, Juni. Ein Antisklaverei-Meeting und die schiffbrüchigen Auswanderer, in: Morgenblatt für gebildete Leser 32 (6.8.1854), S. 761–764.
- Dies., Newyork, März. Strenge Winter. – Der amerikanische Typus, in: Morgenblatt für gebildete Leser 17 (27.4.1856), S. 407 f.
- Dies., Newyork, März. (Fortsetzung.). Die Amerikanerinnen. – Die Irländer. – Die F[...]. – Die Chinesen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 48 (4.5.1856), S. 431 f.
- Dies., Newyork, März. (Schluß.). Die Chinesen – Die Indianer. – Jochpleileila. – Z[...], in: Morgenblatt für gebildete Leser 19 (11.5.1856), S. 453–456.
- Dies., Newyork, Juni. Amerikanische Justiz. – Sitzung der Antisklavereigesellschaften. – Der Redner Douglas, in: Morgenblatt für gebildete Leser 29 (19.7.1857), S. 695
- Dies., Newyork, December. (Schluß.). Kunst- und Industrieausstellung. – Eine Woman's right convention, in: Morgenblatt für gebildete Leser 2 (11.1.1857), S. 46–48.
- Dies., Newyork, März. Religious revivals. – Conventions for woman's rights. – Weibliche Kleiderreform. – Frauen in Aemtern, in: Morgenblatt für gebildete Leser 16 (18.4.1858), S. 382–384.
- Dies., Newyork, Juni. Eine Excommunication. – Die Sklaverei und die Deutschen. – Ein deutsches Fest, in: Morgenblatt für gebildete Leser 31 (1.8.1858), S. 738–741.
- Dies., Newyork, November. Die Staats- und Congresswahlen. – Die Sklavenfrage. – Eine Amerikanerin über Deutschland. – Faustkämpfe.

- Pedestrians. – Wahrsagerinnen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 52 (26.12.1858), S. 1240–1242.
- Dies., Newyork, December. Verwaltungsgreuel. – Neue Bestrebungen für Colinisation der N[...] – Die Botschaft des Präsidenten. – Theater, in: Morgenblatt für gebildete Leser 5 (30.1.1859), S. 115–118.
- Dies., Newyork, Juni. Der Sklavenhandel. – Amerikahaß, in: Morgenblatt für gebildete Leser 28 (10.7.1859), S. 671 f.
- Dies., Newyork, Juli. (Schluß.). Broadway. – Die Newyork Tribune. – Sklavenwesen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 35 (28.8.1859), S. 837–840.
- Dies., Newyork, November. Blondin und de Lave. – Frederick Douglas. – Rowdythum, in: Morgenblatt für gebildete Leser 51 (18.12.1859), S. 1223 f.
- Dies., Newyork, August. Die Mörder Lincolns und Jefferson Davis. – Die Emancipationsfrage. – Barnum, in: Morgenblatt für gebildete Leser 39 (24.9.1865), S. 929–932.
- Aus Bulgarien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 25 (18.6.1854), S. 577–585.
- Aus dem Badeleben, in: Morgenblatt für gebildete Leser 227 (21.9.1850), S. 906 f.
- Aus dem Herzogthum Mecklenburg-Schwerin, im März. (Schluß.). Gesellschaft. – Eisenbahnen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 82 (6.4.1847), S. 328.
- Aus dem Lande der Basken, in: Morgenblatt für gebildete Leser 87 (11.4.1848), S. 346 f.
- Aus dem Leben der Deutschen in Rußland, in: Morgenblatt für gebildete Leser 92–94 (17.4.1837 ff.).
- Aus der Lausitz, September. (Beschluß.). Geschichtliches. Literarische Kräfte, in: Morgenblatt für gebildete Leser 241 (8.10.1838), S. 964.
- Aus der Sittengeschichte der Deutschen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 136, 138–141, 143 (7.6.1839 ff.), 157, 160, 162, 170 (2.7.1839 ff.), 185 (3.8.1839), 157 (2.7.1840), 173 (21.7.1840), 175 (23.7.1840).
- Aus Schlesien, November. (Schluß.). Schloß Camenz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 284 (27.11.1841), S. 1136.
- Aus Surinam, in: Morgenblatt für gebildete Leser 38 (18.9.1853), S. 901–904.
- Aus Westphalen, April. (Fortsetzung.). Das sociale Leben, in: Morgenblatt für gebildete Leser 105 (2.5.1849), S. 205.

- Aus Westphalen, April. (Fortsetzung.). Das sociale Leben, in: Morgenblatt für gebildete Leser 107 (4.5.1849), S. 428.
- Ausflüge in die Umgebung von Dippe, in: Morgenblatt für gebildete Leser 71 (23.3.1838), S. 282 f.
- Berlin, Juli. (Fortsetzung.). Die demokratischen Arbeiter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 174 (21.7.1849), S. 695 f.
- Berlin, Juni. (Fortsetzung.). Neubauten. – Klagen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 144 (17.6.1843), S. 575 f.
- Berlin, Januar. Winterleben auf der Insel Usedom, in: Morgenblatt für gebildete Leser 5 (27.1.1854), S. 114 f.
- Berlin, Juni. Wohnungsnoth, in: Morgenblatt für gebildete Leser 27 (5.7.1857), S. 648.
- Blicke in die deutsche Vorzeit, in: Morgenblatt für gebildete Leser 34 (20.8.1854), S. 793–800.
- Bölte, Amely, London, Juli. Das Tagewerk einer emancipirten Frau, in: Morgenblatt für gebildete Leser 171 (19.7.1847), S. 683 f.
- Dies., London, Juli. Die Parlamentswahlen. – Die Judenfrage. – Die Noth, in: Morgenblatt für gebildete Leser 191 (11.8.1847), S. 763 f.
- Dies., London, Juli. (Fortsetzung.). Sorge für die Proletarier, in: Morgenblatt für gebildete Leser 192 (12.8.1847), S. 768.
- Bölte, Amely, London, August. Ende der Saison. – Die Noth der Fremden, in: Morgenblatt für gebildete Leser 217 f. (10.9.1847 f.).
- Dies., London, August. Ende der Saison. – Die Noth der Fremden, in: Morgenblatt für gebildete Leser 217 (10.9.1847), S. 867 f.
- Dies., Aus Mecklenburg-Schwerin, Oktober. Oeffentliche Zustände, in: Morgenblatt für gebildete Leser 260 (30.10.1847), S. 1040.
- Dies., London, Juni. Nothstand – R. Owen – Blumenfeste, in: Morgenblatt für gebildete Leser 162 (7.7.1848), S. 648.
- Dies., Boulogne fur mer, September. Das Frühstück des Londoner Proletariers, in: Morgenblatt für gebildete Leser 247 (14.10.1848), S. 987 f.
- Dies., London, Februar. (Fortsetzung.). Straßenleben, in: Morgenblatt für gebildete Leser 57 (7.3.1849), S. 227 f.
- Dies., London, Februar. (Fortsetzung.). Bettler, in: Morgenblatt für gebildete Leser 58 (8.3.1849), S. 232
- Dies., London, Februar. (Schluß.). Bettler. – Die de Vere, in: Morgenblatt für gebildete Leser 59 (9.3.1849), S. 236.

- Dies., London, Februar. Aus der vornehmen Welt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 49 (26.2.1850), S. 195 f.
- Dies., London, Februar. (Fortsetzung.). Oeffentliche Noth, in: Morgenblatt für gebildete Leser 50 (27.2.1850), S. 200.
- Dies., London, Februar. (Schluß.). Oeffentliche Noth, in: Morgenblatt für gebildete Leser 51 (28.2.1850), S. 204.
- Dies., London, Juni. (Fortsetzung.). Weibliche Erziehung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 141 (13.6.1850), S. 564.
- Dies., Dresden, Mai. Von weiblicher Erziehung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 25 (20.6.1852), S. 597 f.
- Dies., Dresden, April. Winterliche Ostern. – Theater. – Erziehungsanstalten. – Gasthöfe, in: Morgenblatt für gebildete Leser 17 (24.4.1853), S. 407 f.
- Breslau, März. Geselligkeit. – Neue Anlagen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 13 (28.3.1852), S. 311 f.
- Clemens, Aloysius, Perfektibilität des Menschen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 174 (22.7.1850), S. 694 f.
- Dg., Paris, März. (Schluß.). Theater. – Fastenpredigten. – Deutscher Hilfsverein, in: Morgenblatt für gebildete Leser 86 (9.4.1844), S. 343 f.
- Das Fischerdorf Pollet bei Dieppe, in: Morgenblatt für gebildete Leser 78 (31.3.1838), S. 210 f.
- Das Jahr 1845, in: Morgenblatt für gebildete Leser 3 (4.1.1847), S. 9 f.
- Das Judenviertel in London, in: Morgenblatt für gebildete Leser 289 f. (3.12.1845 f.).
- Das Mädchen aus der Fremde. Auch eine Episode aus dem Leben einer Hausfrau (Fragmente aus der Gegenwart.), in: Morgenblatt für gebildete Leser 31 f. (1.8.1852, 8.8.1852).
- Das Mädchen aus der Fremde. Auch eine Episode aus dem Leben einer Hausfrau (Fragmente aus der Gegenwart.), in: Morgenblatt für gebildete Leser 31 (1.8.1852), S. 721–725.
- Das Pariser Fuhrwesen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 53 (2.3.1838), S. 211.
- Das Pariser Fuhrwesen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 58 (8.3.1838), S. 229–230.
- Der Ausgang der Zäringer. Geschichte und Sage, in: Morgenblatt für gebildete Leser 35 (31.8.1856), S. 817–822.

- Der gestiefelte Kater. Ein Kindermährchen von Ludwig Tieck. Dargestellt im Schauspielhause zu Berlin, in: Morgenblatt für gebildete Leser 107–109 (3.5.1844 ff.).
- Der Pauperismus, oder die große Frage der Zeit, in: Morgenblatt für gebildete Leser 287 (1.12.1837), S. 1149 f.
- Der schweizerische Festmonat, in: Morgenblatt für gebildete Leser 195 (15.8.1849), S. 778 f.
- Der Wiener Fasching, in: Morgenblatt für gebildete Leser 67 f. (19.3.1851 f.).
- Deutsche häusliche und gesellige Zustände vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zum Anfang der französischen Revolution, in: Morgenblatt für gebildete Leser 132–138, 147–150, 152 f. (3.6.1842 ff.).
- Deutsche häusliche und gesellige Zustände vom Ende des siebenjährigen Krieges bis zum Anfang der französischen Revolution, in: Morgenblatt für gebildete Leser 132 (3.6.1842), S. 525 f.
- Deutsche Schriftstellerinnen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert, in: Morgenblatt für gebildete Leser 110 (8.5.1845), S. 438 f.
- Deutsche Zustände am Schluss des vorigen Jahrhunderts, in: Morgenblatt für gebildete Leser 135 (7.6.1842), S. 538 f.
- Deutsche Zustände am Schluss des vorigen Jahrhunderts, in: Morgenblatt für gebildete Leser 136 (8.6.1842), S. 542 f.
- Die Bajarden, in: Morgenblatt für gebildete Leser 223 (17.9.1839), S. 391 f.
- Die Deutschen in Paris, in: Morgenblatt für gebildete Leser 79 (1.4.1840), S. 314 f.
- Die Geschichte der Kopfbedeckung. (Nach englischen Quellen.), in: Morgenblatt für gebildete Leser 285 f. (29.11.1841 f.).
- Die Londoner Bettler, in: Morgenblatt für gebildete Leser 252 (21.10.1837), S. 1009 f.
- Die neuesten Trachten in ihrer historischen Entwicklung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 3–7 (4.1.1848 ff.), 14–17 (17.1.1848 ff.).
- Die Pariser Bürgersfrau, in: Morgenblatt für gebildete Leser 18 (30.4.1854), S. 409–412.
- Die Pariser Hallen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 55 (5.3.1841), S. 217 f.
- Die Sommerfeste des deutschheidnischen Alterthums. Nach ihren Resten und Nachklängen in Sage und Sitte, in: Morgenblatt für gebildete Leser 51 f. (18.12.1853 f.), 1 (1.1.1854), 23–26 (4.6.1854 ff.), 28–30 (9.7.1854 ff.).

- Die Stufenjahre in der Geschichte, in: Morgenblatt für gebildete Leser 25 (20.6.1852), S. 590–592.
- Dresden, Juni. Der Tag des Fremden. – Oekonomische Verhältnisse, in: Morgenblatt für gebildete Leser 29 (20.7.1856), S. 694–696.
- Droste-Hülshoff, Annette von, Die Judenbuche. Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westphalen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 96 (22.4.1842), S. 381 f.
- E.L., Blumenmädchen in Florenz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 258 (28.10.1840), S. 1031.
- Ein Ausflug nach Hale II., in: Morgenblatt für gebildete Leser 5 (1.2.1852), S. 108–111.
- Ein Zug aus der französischen Revolution, in: Morgenblatt für gebildete Leser 172 (20.7.1843), S. 685 f.
- Fischer, Friedrich, Psychologische Charakteristik der Geschlechter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 169 (17.7.1837), S. 677 f.
- Ders., Psychologische Charakteristik der Geschlechter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 170 (18.7.1837), S. 682 f.
- Ders., Psychologische Charakteristik der Geschlechter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 171 (19.7.1837), S. 686 f.
- Ders., Psychologische Charakteristik der Geschlechter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 172 (20.7.1837), S. 691 f.
- Ders., Psychologische Charakteristik der Geschlechter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 174 (22.7.1837), S. 698 f.
- Gerstäcker, Friedrich Wilhelm Christian, Die einigen Deutschen im Ausland. Eine Skizze, in: Morgenblatt für gebildete Leser 39 (25.9.1853), S. 916–922.
- Ders., Der Heirathsantrag. Eine amerikanische Skizze, in: Morgenblatt für gebildete Leser 26 (25.6.1854), S. 601–604.
- Genrebilder aus der Pariser Revolution, in: Morgenblatt für gebildete Leser 100–102 (26.4.1848 ff.).
- Genrebilder aus einer kleinen Stadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 44–46 (20.2.1847 ff.), 75–80 (29.3.1847 ff.).
- Genrebilder aus einer kleinen Stadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 44 (20.2.1847), S. 173 f.
- Gestalten aus der Alltagswelt. Aus dem Leben einer schwäbischen Hausfrau, in: Morgenblatt für gebildete Leser 15 f. (11.4.1852 f.).

- Hackländer, Friedrich Wilhelm, Die Landreise von Rutschuk nach Constantinopel, in: Morgenblatt für gebildete Leser 10–14 (12.1.1841 ff.).
- Ders., Landreise von Rutschuk nach Constantinopel, in: Morgenblatt für gebildete Leser 11 (13.1.1841), S. 42 f.
- Ders., Eine armenische Hochzeit in Damaskus, in: Morgenblatt für gebildete Leser 170–172 (17.7.1841 ff.).
- Ders., Eine armenische Hochzeit, in: Morgenblatt für gebildete Leser 171 (19.7.1841), S. 682 f.
- Ders., Arabische Tänzerinnen. Vom Verfasser der Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 186 (5.8.1841), S. 741 f.
- Ders., Arabische Tänzerinnen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 187 (6.8.1841), S. 746 f.
- Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 46–50 (23.2.1841 ff.), 121–125 (21.5.1841 ff.), 142–146 (15.6.1841 ff.), 192–194 (12.8.1841 ff.), 204–208 (26.8.1841 ff.), 230–236 (25.9.1841 ff.), 244–247 (12.10.1841 ff.), 263–368 (3.11.1841 ff.), 280–283 (23.11.1841 ff.).
- Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 193 (13.8.1841), S. 770 f.
- Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 205 (27.8.1841), S. 818 f.
- Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 231 (27.9.1841), S. 922 f.
- Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 232 (28.9.1841), S. 925 f.
- Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 233 (29.9.1841), S. 930 f.
- Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 245 (13.10.1841), S. 978 f.
- Ders., Briefe aus Syrien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 264 (4.11.1841), S. 1053 f.
- Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 306–313 (23.12.1841 ff.), 23–29 (27.1.1842 ff.), 42–47 (18.2.1842 ff.).
- Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 309 (27.12.1841), S. 1235 f.
- Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 310 (28.12.1841), S. 1238 f.

- Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 311 (29.12.1841), S. 1241 f.
- Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 313 (31.12.1841), S. 1249 f.
- Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 23 (27.1.1842), S. 89 f.
- Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 24 (28.1.1842), S. 94 f.
- Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 25 (29.1.1842), S. 97 f.
- Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 29 (3.2.1842), S. 113 f.
- Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 42 (18.2.1842), S. 165 f.
- Ders., Bilder aus der türkischen Hauptstadt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 43 (19.2.1842), S. 170 f.
- Hamburg, August. Die Theatersache. – Auswanderung. – Nicolaikirche. – Meyers Denkmal. – Unglücksfälle, in: Morgenblatt für gebildete Leser 35 (27.8.1854), S. 835–837.
- Hamburg, Mai. (Fortsetzung.) Ein tragischer Fall. – Die Reichen in der Noth der Zeit, in: Morgenblatt für gebildete Leser 136 (7.6.1848), S. 544.
- Hat das Weib einen Beruf?, in: Morgenblatt für gebildete Leser 210 (2.9.1850), S. 837 f.
- Hat das Weib einen Beruf?, in: Morgenblatt für gebildete Leser 211 (3.9.1850), S. 842 f.
- Hat das Weib einen Beruf?, in: Morgenblatt für gebildete Leser 213 (5.9.1850), S. 850 f.
- Hofsitten und Adelsgebräuche in Spanien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 93 (18.4.1846), S. 369 f.
- Irische Märchen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 167–169 (13.7.1849 ff.).
- J. B., Aschendienstag, in: Morgenblatt für gebildete Leser 6–9 (7.1.1841 ff.).
- J. v. W., Nord- und Süddeutschland, in: Morgenblatt für gebildete Leser 139 (11.6.1847), S. 554 f.
- J.G. Cotta'schen Buchhandlung (Hrsg.), Das Morgenblatt. Inhaltsverzeichnis Oktober 1839, o.S.

- J.G. Cotta'schen Buchhandlung (Hrsg.), Inhaltsverzeichnis Januar bis Juni 1850, o.S.
- J.V., Briefe aus der Normandie, in: Morgenblatt für gebildete Leser 108 (6.5.1837), S. 429 f.
- J.V., Briefe aus der Normandie, in: Morgenblatt für gebildete Leser 135 (7.6.1837), S. 537 f.
- Kohl, Johann Georg, Der Petersburger Winter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 34–36 (9.2.1840 ff.).
- Ders., Der Petersburger Winter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 36 (11.2.1840), S. 141 f.
- Ders., Die Petersburger Fiaker, in: Morgenblatt für gebildete Leser 40–42 (15.2.1840 ff.).
- Ders., Die Petersburger Fiaker, in: Morgenblatt für gebildete Leser 40 (15.2.1840), S. 157 f.
- Ders., Die Petersburger Fiaker, in: Morgenblatt für gebildete Leser 41 (17.2.1840), S. 162–164.
- Ders., Die russischen Diener. Ein Beitrag zur Charakteristik des russischen Volks, in: Morgenblatt für gebildete Leser 105–111 (1.5.1840 ff.).
- Ders., Die russischen Diener. Ein Beitrag zur Charakteristik des russischen Volks, in: Morgenblatt für gebildete Leser 105 (1.5.1840), S. 419 f.
- Ders., Die russischen Diener, in: Morgenblatt für gebildete Stände 109 (6.5.1840), S. 435.
- Ders., Die russischen Diener, in: Morgenblatt für gebildete Leser 110 (7.5.1840), S. 437 f.
- Ders., Feine Welt in Moskau, in: Morgenblatt für gebildete Leser 188–191 (7.8.1840 ff.).
- Ders., Feine Welt in Moskau, in: Morgenblatt für gebildete Leser 188 (7.8.1840), S. 749 f.
- Ders., Feine Welt in Moskau, in: Morgenblatt für gebildete Leser 189 (8.8.1840), S. 754 f.
- Ders., Feine Welt in Moskau, in: Morgenblatt für gebildete Leser 190 (10.8.1840), S. 757 f.
- Ders., Ethnographische Studien in der Ukraine, in: Morgenblatt für gebildete Leser 111–120 (10.5.1841 ff.).
- Ders., Ethnographische Studien in der Ukraine, in: Morgenblatt für gebildete Leser 111 (10.5.1841), S. 441 f.

- Ders., Ethnographische Studien in der Ukraine, in: Morgenblatt für gebildete Leser 114 (13.5.1841), S. 454.
- Ders., Ethnographische Studien in der Ukraine, in: Morgenblatt für gebildete Leser 117 (17.5.1841), S. 466 f.
- Ders., Ethnographische Studien in der Ukraine, in: Morgenblatt für gebildete Leser 118 (18.5.1841), S. 469 f.
- Ders., Ethnographische Studien in der Ukraine, in: Morgenblatt für gebildete Leser 119 (19.5.1841), S. 474 f.
- Ders., Die Judenstadt in Prag, in: Morgenblatt für gebildete Leser 116–121 (16.5.1842 ff.).
- Ders., Deutschthum und Dänenthum in Schleswig, in: Morgenblatt für gebildete Leser 69 (22.3.1847), S. 273 f.
- Ders., Die Mythologie der Alpen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 77 (30.3.1849), S. 305 f.
- Ders., Die Mythologie der Alpen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 78 (31.3.1849), S. 310 f.
- Ders., Die Mythologie der Alpen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 81 (4.4.1849), S. 321 f.
- Köln, Februar. Das neue Strafgesetz. – Preßverhältnisse, in: Morgenblatt für gebildete Leser 50 (27.2.1844), S. 200.
- Krisen in der Geschichte des deutschen Volks, in: Morgenblatt für gebildete Leser 106 (3.5.1849), S. 422 f.
- Langenhans, Anton Ferdinand, Englische Frauen in High Life, in: Morgenblatt für gebildete Leser 66 f. (17.3.1840 f.).
- Lausanne, Juni. (Fortsetzung.) Literatur. Kanal- und Eisenbahnprojekte, in: Morgenblatt für gebildete Leser 161 (6.7.1838), S. 643 f.
- Leipzig, Februar. (Schluß.) Vorlesungen. – Unglücksfall. – Witterungen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 65 (16.3.1849), S. 260.
- Lentner, Joseph Friedrich, Sagen und Geschichten aus dem Lechrain, in: Morgenblatt für gebildete Leser 301–309 (17.12.1842 ff.), 311–312 (29.12.1842 f.).
- Ders., Sagen und Geschichten aus dem Lechrain, in: Morgenblatt für gebildete Leser 301 (17.12.1842), S. 1201 f.
- Ders., Geschichten aus den Bergen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 259–261 (30.10.1843 ff.), 20–27 (23.1.1844 ff.), 205–208 (27.8.1846 ff.).

- Ders., Geschichten aus den Bergen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 259 (30.10.1843), S. 1033 f.
- Ders., Geschichten aus den Bergen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 205 (27.8.1846), S. 817 f.
- Ders., Ueber Volkstracht im Gebirge, in: Morgenblatt für gebildete Leser 138–143 (10.6.1845 ff.), 148–150 (21.6.1845 ff.), 157–160 (2.7.1845 ff.).
- Ders., Ueber Volkstracht im Gebirge. I., in: Morgenblatt für gebildete Leser 138 (10.6.1845), S. 549 f.
- Ders., Lieder aus Tirol, in: Morgenblatt für gebildete Leser 181 (30.7.1845), S. 721 f.
- Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 179–184 (27.7.1848 ff.), 195–198 (15.5.1848 ff.), 202 f. (23.8.1848 f.), 222–225 (15.9.1848 ff.), 251–253 (19.10.1848 ff.).
- Ders., Aus dem bayerischen Oberlande. 1., in: Morgenblatt für gebildete Leser 179 (27.7.1848), S. 713 f.
- Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 180 (28.7.1848), S. 719.
- Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 181 (29.7.1848), S. 721 f.
- Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 182 (31.7.1848), S. 726 f.
- Ders., Aus dem bayerischen Oberlande. II., in: Morgenblatt für gebildete Leser 195 (15.8.1848), S. 777 f.
- Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 196 (16.8.1848), S. 782 f.
- Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 197 (17.8.1848), S. 785 f.
- Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 198 (18.8.1848), S. 790 f.
- Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 223 (16.9.1848), S. 890 f.
- Ders., Aus dem bayerischen Oberlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 253 (21.10.1848), S. 1009 f.
- London, August. (Schluß.) Der Wollsack. Der Orden der lustigen Kauze, in: Morgenblatt für gebildete Leser 192 (12.8.1840), S. 768.

- Londoner Bettler, in: Morgenblatt für gebildete Leser 167–169 (14.7.1846 ff.), 177 f. (25.7.1846 f.).
- Lyon, Oktober. (Fortsetzung.) Zustände der Arbeiter. – Reliquien Napoleons. – Eisenbahn nach St. Etienne, in: Morgenblatt für gebildete Leser 268 (7.11.1844), S. 1072.
- Mainz, Februar. Die drei Faschingstage, in: Morgenblatt für gebildete Leser 48 (25.2.1842), S. 192.
- Margarete. Ein einfaches Lebensbild, in: Morgenblatt für gebildete Leser 29 (19.7.1857), S. 673–681.
- Morgenblatt für gebildete Stände. Siebenter Jahrgang. 1813. Februar, o.S. München, März. (Fortsetzung.) Kleiderluxus der dienenden Klassen. – Verein gegen Tierquälerei, in: Morgenblatt für gebildete Leser 74 (27.3.1845), S. 296.
- München, November. Der Friedhof. Kirchen. Theater, in: Morgenblatt für gebildete Leser 247 (16.11.1837), S. 1100.
- Newyork, März. (Schluß.) Nachdruck deutscher Schriften. – Die Deutschen und die Angloamerikaner. – Drucker. – Hohes Alter. – Die Sklavenfrage. – Der Winter am Niagarafall, in: Morgenblatt für gebildete Leser 16 (15.4.1855), S. 379–382.
- Niendorf, Emma, Das Altmühlthal, in: Morgenblatt für gebildete Leser 146 (19.6.1847), S. 581 f.
- Nürnberg, Joseph, Die neuesten Forschungen und Entdeckungen in der Planetographie, in: Morgenblatt für gebildete Leser 231–240 (27.9.1841 ff.).
- Ders., Die Sonne. Nach den neuesten Beobachtungen des Dessauer Astronomen Schwabe, in: Morgenblatt für gebildete Leser 162–165 (8.7.1843 ff.).
- Paris, Februar. (Fortsetzung.) Der Carneval. – Bälle, in: Morgenblatt für gebildete Leser 49 (26.2.1850), S. 196.
- Paris, März. Mitfasten, in: Morgenblatt für gebildete Leser 71 (24.3.1842), S. 283 f.
- Pariser Begräbnisse. Eine Skizze, in: Morgenblatt für gebildete Leser 89–92 (15.4.1846 ff.).
- Pariser Begräbnisse. Eine Skizze, in: Morgenblatt für gebildete Leser 89 (15.4.1846), S. 354 f.

- Pariser Spaziergänge, in: Morgenblatt für gebildete Leser 269 (10.11.1840), S. 1073 f.
- Pariser Stadtprospekte, in: Morgenblatt für gebildete Leser 164 (10.7.1841), S. 654 f.
- Reinhardt, Lina, Russische Sitten, in: Morgenblatt für gebildete Leser 157 (2.7.1838), S. 625 f.
- Reumont, Alfred von, Rom, Februar. Der Carneval und die Cholera, in: Morgenblatt für gebildete Leser 51 (1.3.1837), S. 204.
- Ders., Römische Briefe. Im Februar 1837. Engländer. – Das Forum, in: Morgenblatt für gebildete Leser 67 (20.3.1837), S. 265–267.
- Ders., Rom und Constantinopel, in: Morgenblatt für gebildete Leser 91 (17.4.1837), S. 361 f.
- Ders., Rom. Girandola. Kunst und Künstler. Gemäldeausstellung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 95 (21.4.1837), S. 302.
- Ders., Rom, Juni. (Beschluß.) Frohnleichnam. Rom und die Campagna, in: Morgenblatt für gebildete Leser 159 (5.7.1837), S. 636.
- Ders., Rom, Ende Juli. Vorbereitungen auf die Cholera, in: Morgenblatt für gebildete Leser 195 (16.8.1837), S. 784.
- Ders., Rom, Januar. Das Volksschulwesen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 16 (18.1.1838), S. 63 f.
- Ders., Rom. Februar. (Beschluß.) Literatur. Carneval, in: Morgenblatt für gebildete Leser 42 (17.2.1838), S. 168.
- Ders., Lucca, August. Die Bäder von Livorno und Viareggio, in: Morgenblatt für gebildete Leser 210 (1.9.1838), S. 840.
- Ders., Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana, in: Morgenblatt für gebildete Leser 189–191, 194–196, 199–200 (9.8.1841 ff.).
- Ders., Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana. Vom Verfasser der „Römischen Briefen.“ Erster Brief, in: Morgenblatt für gebildete Leser 189 (9.8.1841), S. 753 f.
- Ders., Die Juden im Kirchenstaat und in Toscana, in: Morgenblatt für gebildete Leser 191 (11.8.1841), S. 761 f.
- Ders., Rom im Winter 1841–42, in: Morgenblatt für gebildete Leser 94 (20.4.1842), S. 375 f.
- Ders., Sommerleben in Rom, in: Morgenblatt für gebildete Leser 216 (9.9.1842), S. 861 f.

- Ders., Sommerleben in Rom, in: Morgenblatt für gebildete Leser 217 (10.9.1842), S. 866 f.
- Ders., Das Lotto. Vom Verfasser der „römischen Briefe“, in: Morgenblatt für gebildete Leser 159 (3.7.1844), S. 634 f.
- Ders., Beiträge zur italienischen Sittengeschichte, in: Morgenblatt für gebildete Stände 258–260 (27.10.1848 ff.).
- Ders., Rom im Winter 1849, in: Morgenblatt für gebildete Leser 1 (1.1.1850), S. 2 f.
- Ders., Rom im Winter 1849, in: Morgenblatt für gebildete Leser 2 (2.1.1850), S. 5 f.
- Ders., Rom im Winter 1850, in: Morgenblatt für gebildete Leser 29–32 (3.2.1851 ff.).
- Riehl, Wilhelm Heinrich, Mann und Weib, in: Morgenblatt für gebildete Leser 10 (4.3.1855), S. 217–223.
- Ders., Mann und Weib, in: Morgenblatt für gebildete Leser 11 (11.3.1855), S. 247–255.
- Ders., Culturgeschichtliche Novellen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 24 (15.6.1856), S. 553–559.
- Roß, L., Briefe von den griechischen Inseln, in: Morgenblatt für gebildete Leser 139 (10.6.1836), S. 553 f.
- Schoppe, Amalie, Hamburg, December. Einleitung, in: Morgenblatt für gebildete Stände 299 (14.12.1836), S. 1195 f.
- Dies., Hamburg, December. Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 302 f. (17.12.1836 f.), 7–13 (9.1.1837 ff.).
- Dies., Hamburg, December. (Fortsetzung). Menschenschlag. Volkscharakter, in: Morgenblatt für gebildete Stände 301 (16.12.1836), S. 1203 f.
- Dies., Hamburg, December. (Fortsetzung.). Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 302 (17.12.1836), S. 1207 f.
- Dies., Hamburg, December. Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 7 (9.1.1837), S. 28.
- Dies., Hamburg, December. (Fortsetzung.). Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 8 (10.1.1837), S. 32.
- Dies., Hamburg, December. (Fortsetzung.). Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 9 (11.1.1837), S. 36.
- Dies., Hamburg, December. (Fortsetzung.). Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 10 (12.1.1837), S. 39 f.

- Dies., Hamburg, December. (Beschluß.). Volksbilder in aufsteigender Linie, in: Morgenblatt für gebildete Stände 11 (13.1.1837), S. 43 f.
- Dies., Hamburg, Januar. Herbstwetter, in: Morgenblatt für gebildete Leser 23 (26.1.1838), S. 91 f.
- Dies., Hamburg, Januar. (Fortsetzung.). Der Christmarkt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 24 (27.1.1838), S. 96.
- Dies., Hamburg, Juli. Bewohner der Umgebung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 221 (14.9.1839), S. 884.
- Dies., Hamburg, Januar. (Fortsetzung.). Geldverwirrung. Fabrikswesen. Omnibus, in: Morgenblatt für gebildete Leser 116 (3.2.1840), S. 116.
- Dies., Hamburg, Mai. (Fortsetzung.). Bäder. Quacksalberei. Vorstadt St. Pauli, in: Morgenblatt für gebildete Leser 142 (13.6.1840), S. 568.
- Dies., Hamburg, November. (Fortsetzung.). Baudeputation. Sittliche Gebrechen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 298 (14.12.1840), S. 1091 f.
- Dies., Hamburg, November. (Fortsetzung.). Sittliches Verderben der Jugend, in: Morgenblatt für gebildete Leser 299 (15.12.1840), S. 1195 f.
- Dies., Altona, April. Schleswig-Holsteinische Zustände, in: Morgenblatt für gebildete Leser 92 (17.4.1848), S. 368.
- Dies., Hamburg, Januar. (Fortsetzung.). Zeitungswesen. – Blick auf Frankfurt, in: Morgenblatt für gebildete Leser 26 (30.1.1849), S. 104.
- Dies., Hamburg, März. (Fortsetzung.). Gasbeleuchtung. – Gartenkultur. – Die Exreichsminister, in: Morgenblatt für gebildete Leser 64 (15.3.1850), S. 256.
- Dies., Hamburg, Juni. (Fortsetzung.) Industrieritter. – Der Bazar. – Neue Erfindungen. – Bevölkerung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 160 (5.7.1850), S. 640.
- Dies., Hamburg, Oktober. Anblick der Stadt in den verschiedenen Tageszeiten, in: Morgenblatt für gebildete Leser 255 (24.10.1850), S. 1020.
- Dies., Hamburg, Oktober. (Fortsetzung.). Anblick der Stadt in den verschiedenen Tageszeiten. – Verfassungssachen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 257 (26.10.1850), S. 1027 f.
- Schrott, Albert/Schrott, Arthur, Walachische Märchen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 267–272 (7.11.1845 ff.), 275 (17.11.1845).
- Dies., Walachische Märchen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 267 (7.11.1845), S. 1066.

- Schücking, Levin, Geneanomische Briefe, in: Morgenblatt für gebildete Leser 30 (23.7.1854), S. 697–702.
- Schweizerische Volkstrachten. I., in: Morgenblatt für gebildete Leser 23 (5.6.1853), S. 529–533.
- Skizzen aus dem Fürstenthum Lüneburg. 3., in: Morgenblatt für gebildete Leser 202 (23.8.1849), S. 805 f.
- Skizzen aus dem Fürstenthum Lüneburg, in: Morgenblatt für gebildete Leser 203 (24.8.1849), S. 810 f.
- Spaziergänge durch Nîmes. Erster Brief, in: Morgenblatt für gebildete Leser 289 (3.12.1841), S. 1153 f.
- Sternberg, Alexander von, Ueber das Märchen als besondere Dichtungsart, in: Morgenblatt für gebildete Leser 279 (21.11.1845), S. 1113 f.
- Ders., Ueber das Märchen als besondere Dichtungsart, in: Morgenblatt für gebildete Leser 281 (24.11.1845), S. 1121 f.
- Steub, Ludwig, Die Piräeusstrasse. (Von einem bayrischen Philhellenen.), in: Morgenblatt für gebildete Leser 97 (23.4.1839), S. 385 f.
- Ders., Leben in Athen. Des Deutschen Dienerschaft, in: Morgenblatt für gebildete Leser 184–186 (2.8.1839 ff.), 203–206 (24.8.1839 ff.).
- Ders., Aus dem bayrischen Hochlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 299–305 (15.12.1840 ff.), 311–313 (29.12.1840 ff.), 24 f. (28.1.1841 f.), 27–30 (1.2.1841 ff.).
- Ders., Aus dem bayrischen Hochlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 25 (28.1.1841), S. 93 f.
- Ders., Aus dem bayrischen Hochlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 26 (29.1.1841), S. 98 f.
- Ders., Aus dem bayrischen Hochlande, in: Morgenblatt für gebildete Leser 28 (2.2.1841), S. 109 f.
- Ders., Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern, in: Morgenblatt für gebildete Leser 283–285, 287–291 (26.11.1841 ff.).
- Ders., Aus der Gegend von Reichenhall in Bayern, in: Morgenblatt für gebildete Leser 289 (3.12.1841), S. 1554 f.
- Ders., Der Staatsdienstaspirant. Aus dem deutschen Leben, in: Morgenblatt für gebildete Leser 1 (1.1.1842), S. 2 f.
- Ders., München, Februar. (Schluß.). Carneval. – Brand, in: Morgenblatt für gebildete Leser 57 (8.3.1842), S. 227 f.

- Ders., Dießen am Ammersee, August, in: Morgenblatt für gebildete Leser 202–206 (24.8.1842 ff.).
- Ders., Dießen am Ammersee, August. (Fortsetzung.). Grafenrath. – Greifenberg, in: Morgenblatt für gebildete Leser 203 (25.8.1842), S. 812.
- Ders., Preißenberg, September, in: Morgenblatt für gebildete Leser 230–233 (26.9.1842 ff.).
- Ders., München, November. Einzug der Kronprinzessin 274–277 (16.11.1842 ff.).
- Ders., München, December. Allerseelentag. – Gemälde von Mende, in: Morgenblatt für gebildete Leser 307 (24.12.1842), S. 1227 f.
- Ders., München, December. (Schluß.). Lentners „Ritter und Bauer.“ – Christabend, in: Morgenblatt für gebildete Stände 14 (16.1.1844), S. 56.
- Straßburger Volksleben, in: Morgenblatt für gebildete Leser 157 (2.7.1842), S. 625 f.
- Streifzüge durch das heutige Berlin. Frauen und Soldaten, in: Morgenblatt für gebildete Leser 269 (9.11.1848), S. 1073 f.
- Streifzüge durch das heutige Berlin, in: Morgenblatt für gebildete Leser 270 (10.11.1848), S. 1078 f.
- Ueber Geisterglaube und Geisterfurcht bei den Alten, in: Morgenblatt für gebildete Leser 120–126 (20.5.1839 ff.).
- Ueber Verhältnisse und Zustände der antiken Frauen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 100 f. (25.4.1844 f.).
- Unsere Tänze, in: Morgenblatt für gebildete Stände 46 (23.2.1837), S. 181–183.
- Volksvergnügen in Portugal, in: Morgenblatt für gebildete Leser 8–11 (9.1.1838 ff.).
- Volksvergnügen in Portugal, in: Morgenblatt für gebildete Leser 8 (9.1.1838), S. 29 f.
- Vom menschlichen Haar, in: Morgenblatt für gebildete Leser 14 (1.4.1855), S. 313–318.
- Wanderbriefe aus der Urschweiz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 254 (23.10.1847), S. 1013 f.
- Weber, Wilhelm Ernst, Kulturgeschichtliche Betrachtungen über den Zusammenhang der antiken und modernen Welt, in ihren socialen Ideen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 78 (1.4.1845), S. 309 f.

- Weibliche Bildung und höhere Töchteranstalten. Der neueste Streit darüber nach Angriff und Vertheidigung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 15 f. (13.4.1856 f.).
- Weibliche Bildung und höhere Töchteranstalten. Der neueste Streit darüber nach Angriff und Vertheidigung, in: Morgenblatt für gebildete Leser 15 (13.4.1856), S. 337–342.
- Weihnachten ein Wodansfest, in: Morgenblatt für gebildete Leser 51 (18.12.1853), S. 1215–1218.
- Westphälische Sagen, in: Morgenblatt für gebildete Leser 163 (9.7.1847), S. 650 f.
- Wien im Winter 1850, in: Morgenblatt für gebildete Leser 5–10 (6.1.1851 ff.).
- Wien, Februar. Fasching. – Geschlossene Bälle. – Das Geheimniß des Sophienbades, in: Morgenblatt für gebildete Leser 8 (18.2.1855), S. 189–192.
- Willkomm, Ernst, Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 228–234 (22.9.1848 ff.), 238 f. (4.10.1848 f.), 265–268 (4.11.1848 ff.), 271 f. (11.11.1848 f.).
- Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 228 (22.9.1848), S. 909 f.
- Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 229 (23.9.1848), S. 914 f.
- Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 230 (25.9.1848), S. 917 f.
- Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 239 (5.10.1848), S. 954 f.
- Ders., Schilderungen aus der Oberlausitz, in: Morgenblatt für gebildete Leser 292 (6.12.1848), S. 1166 f.
- Ders., Frauentrachten in Nordalbingien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 93–96 (18.4.1851 ff.).
- Ders., Frauentrachten in Nordalbingien. I., in: Morgenblatt für gebildete Leser 93 (18.4.1851), S. 369 f.
- Ders., Frauentrachten in Nordalbingien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 94 (19.4.1851), S. 375.
- Ders., Frauentrachten in Nordalbingien, in: Morgenblatt für gebildete Leser 96 (22.4.1851), S. 382 f.

- Zeising, Adolf, Der goldene Schnitt als Kanon des Schönen. Ein Vortrag gehalten im Verein der Schriftsteller und Künstler zu Leipzig, in: Morgenblatt für gebildete Leser 17 (22.4.1855), S. 385–390.
- Zimmermann, Gottlieb, Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität. I., in: Morgenblatt für gebildete Leser 135 (7.6.1841), S. 537 f.
- Ders., Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität, in: Morgenblatt für gebildete Leser 136 (8.6.1841), S. 542 f.
- Ders., Ueber Mythen und Volkssagen und ihre Lokalität, in: Morgenblatt für gebildete Leser 139 (11.6.1841), S. 553 f.
- Zur Geschichte des altrömischen Virtuositenthums, in: Morgenblatt für gebildete Leser 277 (20.11.1843), S. 1105 f.
- Zur Geschichte des Giftmordes, in: Morgenblatt für gebildete Leser 261–263, 267–269 (1.11.1842 ff.).
- Zur Geschichte des Giftmordes, in: Morgenblatt für gebildete Leser 261 (1.11.1842), S. 1041.

Weitere Quellen

- Alzheimer, Heidrun, Volkskunde in Bayern Ein biobibliographisches Lexikon der Vorläufer, Förderer und einstigen Fachvertreter, Würzburg 1991.
- Anneli, Alexander, J. G. Kohl und seine Bedeutung für die deutsche Landes- und Volksforschung, in: Deutsche geographische Blätter (1940), Bd. 43, S. 7–126.
- Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern bearbeitet von einem Kreise bayerischer Gelehrter, Bd. 1: Ober- und Niederbayern, München 1860.
- Bavarikon (Hrsg.), Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, online unter: <https://www.bavarikon.de/object/bav:BSB-CMS-000000000003985>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- Beobachten, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, online unter: <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&le-mid=Bo3939>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- Berchtesgadener Volksleben um 1850. Auszüge aus Joseph Friedrich Lentners Landesbeschreibung um die Mitte des 19. Jahrhunderts, in: Sänger- und Musikantenzeitung 31 (1988), S. 151–161.

- BR Heimat (Hrsg.), Ludwig Steub. Alpenreisen, online unter: <https://www.br.de/radio/br-heimat/sendungen/ludwig-steub-alpenreisen-100.html>, 8.9.2020, eingesehen am 16.1.2026.
- DeCosta, B. F., *The Northmen in Maine; a Critical Examination of Views Expressed in Connection with the Subject*, By J. H. Kohl (= Volume I of the New Series of the Maine Historical Society), Albany 1870.
- Deutsche Digitale Bibliothek. Kultur und Wissen online (Hrsg.), Johann Georg Kohl, online unter: <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/person/gnd/119117509?query=Kohl%2C+Johann+Georg+&isThumbnailFiltered=false&rows=20&offset=0&viewType=list&firstHit=TSOTZO6WZH7RWKGX2FOGFOPFOSPQZOLS&lastHit=lasthit>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- DigiPress – Das Zeitungsportal der Bayerischen Staatsbibliothek, online unter: <https://digipress.digitale-sammlungen.de/>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- DigiPress (Hrsg.), Jahresübersicht Morgenblatt für gebildete Stände, online unter: <https://digipress.digitale-sammlungen.de/calendar/newspaper/bsbmultoo0000491>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- Dissecting Society (Hrsg.), About, online unter: <https://www.dissectingsociety.ekwee.uni-muenchen.de/about/index.html>, o. D., eingesehen am 16.1.2026
- Dies. (Hrsg.), Conference “Ethnography, Folklore, and Nineteenth-Century Print Culture”: detailed programme, online unter: https://www.dissectingsociety.ekwee.uni-muenchen.de/events/konferenz_juni_2022/index.html, 23.6.2022, eingesehen am 16.1.2026.
- Dies. (Hrsg.), Dissecting Society III – Sketches of manners, genre paintings, social novels. Nineteenth-century popular genres as ethnographic formats, online unter: <https://www.ekwee.uni-muenchen.de/veranstaltungen/tagungen/dissecting-society-3/index.html>, 28.6.2019, eingesehen am 16.1.2026.
- Dies. (Hrsg.), Publications, online unter: <https://www.dissectingsociety.ekwee.uni-muenchen.de/publications/index.html>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- Focke, Wilhelm Olbers, Verzeichnis Bremischer Naturforscher, in: *Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen* 9 (1884/85), S. 325–333.

- Gerndt, Helge/Roth, Klaus (Hrsg.), Gesamtregister der Zeitschrift für Volkskunde. Jahrgang 1–90 (1891–1994), Göttingen 1995.
- HU Berlin (Hrsg.), Knowledge matters, online unter: <https://agnes.hu-berlin.de/lupo/rds?state=verpublish&status=init&vmfile=no&publishid=148198&moduleCall=webInfo&publishConfFile=webInfo&publishSubDir=veranstaltung>, 2018, eingesehen am 16.1.2026.
- Dies. (Hrsg.), Knowledge Matters: Einführung in die Wissensanthropologie, online unter: <https://zwg.mpiwg-berlin.mpg.de/en/lehre/veranstaltungen/knowledge-matters-einfuehrung-die-wissensanthropologie>, 2021, eingesehen am 16.1.2026.
- IV. Morgenblatt für gebildete Stände, in: Intelligenz-Blatt des Allgemeinen Deutschen Garten-Magazins 11 (1806), S. xxxv.
- Kohl, Johann Georg, Reisen im Inneren von Rußland und Polen. Erster Theil. Moskau. Mit einem Titelkupfer und einem Plane von Moskau, Dresden-Leipzig 1841.
- Ders., Reisen in Südrußland. Erster Theil. Neurußland. – Odessa. – Ausflüge in die Steppen, 2., verm. u. verb. Aufl., Dresden-Leipzig 1847.
- Ders., Reisen in Südrußland. Zweiter Theil, Dresden-Leipzig 1841.
- Lentner, Joseph Friedrich, Über die Volkstracht im Gebirge, in: Zeitschrift für österreichische Volkskunde XI (1905), S. 1–16.
- Ders., Bavaria. Land und Leute im 19. Jahrhundert. Oberbayern: Von Almen, Schützen, Wirtshäusern, Märkten etc. etc., München 1987.
- Ders., Bavaria. Land und Leute im 19. Jahrhundert. Oberbayern: Die Landgerichte im Gebirge, München 1988.
- Ders., Bavaria. Land und Leute im 19. Jahrhundert. Oberbayern: Die Landgerichte im Voralpenland, München 1988.
- Luise Büchner-Gesellschaft e. V. (Hrsg.), Luise Büchner (1821–1877), online unter: <http://www.luise-buechner-gesellschaft.de/2015/11/05/luise-buechner/>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- Peucker, Thomas K., Johann Georg Kohl, A Theoretical Geographer of the 19th Century, in: The Professional Geographer 20 (1968), Heft 4, S. 247–250.
- Philomag (Hrsg.), Ruth Hagengruber: „Wir müssen uns die ‚gestohlene Geschichte‘ zurückholen, in: Philosophie Magazin, online unter: <https://www.philomag.de/artikel/ruth-hagengruber-wir-muessen->

- uns-die-gestohlene-geschichte-zurueckholen, 16.12.2019, eingesehen am 19.7.2022.
- Rasse, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, online unter: <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemid=Roo894>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- Reumont, Alfred von, Römische Briefe von einem Florentiner 1837 – 1838. Erster Theil, Leipzig 1840.
- Schmidt, Leopold, Geschichte der österreichischen Volkskunde, Wien 1951.
- Ders., Ludwig Steub, Drei Sommer in Tirol. Neudruck. Mit einem Vorwort von Josef Pfennigmann. Bd. I 275, Bd. II 275, Bd. III 310 Seiten. Bavarica Reprint im Süddeutschen Verlag, München 1977, in: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde xxxi/80 (1977), S. 320.
- Selheim, Claudia, Ein Kirchtag in Tirol. Das Innsbrucker Trachtenfest von 1894 und seine Fotografien, in: Bilder – Sachen – Mentalitäten: Arbeitsfelder historischer Kulturwissenschaften. Wolfgang Brückner zum 80. Geburtstag, hrsg. v. dies./Alzheimer, Heidrun/Rausch, Fred G., Regensburg 2010, S. 481–490.
- Steub, Ludwig, Joseph Friedrich Lentner, in: Novellen. Mit einem Lebensabriß des Verfassers von Ludwig Steub, Bd. 1: Der Plattebner und seine Kinder, Lentner, Joseph Friedrich, Stuttgart 1855, S. 1–52.
- Ders., Zur rätischen Ethnologie, Stuttgart 1854.
- Ders., Herbsttage in Tirol, München 1867.
- Ders., Drei Sommer in Tirol. Erster Band, 2., verm. Aufl., Leipzig 1871.
- Ders., Mein Leben, Breslau 1884.
- Ders., Bilder aus Griechenland. Altes und Neues, Leipzig 1885a.
- Ders., Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen, Nördlingen 1885b.
- Ders., Zur Ethnologie der deutschen Alpen, Salzburg 1887.
- Universität Wien (Hrsg.), Die Wissenschaft vom Wissen schaffen. Einblicke in die kulturwissenschaftliche Wissensforschung, online unter: <https://ufind.univie.ac.at/de/course.html?lv=080060&semester=2011W>, 2011, eingesehen am 16.1.2026.
- Vogel, Sigrid, Der Karst-Erklärer Johann Georg Kohl – Zum Gebrauch des Begriffs „Karst“ im 19. Jahrhundert, in: Die Höhle 70 (2019), Heft 1–4, S. 102–111.

- Volkskunde, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm, online unter: <https://woerterbuchnetz.de/?sigle=DWB&lemma=V10172>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- Weinhold, Karl, Zur Einleitung, in: Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1 (1891), S. 1–10.
- Wikipedia (Hrsg.), Johann Georg Kohl, online unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Georg_Kohl, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- Wossidlo, Richard, Über die Technik des Sammelns volkstümlicher Überlieferungen, in: Zeitschrift für Volkskunde 16 (1906), S. 1–24.

Literaturverzeichnis

- Anderson, Benedict, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt am Main 1996.
- AntiDiskriminierungsbüro (ADB) Köln/Öffentlichkeit gegen Gewalt e.V. (Hrsg.), Sprache schafft Wirklichkeit. Glossar und Checkliste zum Leitfaden für einen rassismuskritischen Sprachgebrauch, Köln 2013.
- Balibar, Etienne, Der „Klassen-Rassismus“, in: Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten, hrsg. v. ders./Wallerstein, Immanuel, Hamburg-Berlin 1990, S. 247–260.
- Barsch, Achim/Hejl, Peter M., Zur Verweltlichung und Pluralisierung des Menschenbildes im 19. Jahrhundert. Einleitung, in: Menschenbilder. Zur Pluralisierung der Vorstellung von der menschlichen Natur (1850–1914), hrsg. v. dies., Frankfurt am Main 2000, S. 7–90.
- Barth, Fredrik, An Anthropology of Knowledge, in: Current Anthropology 43 (2002), S. 1–18.
- Bauer, Katrin/Hänel, Dagmar/Leßmann, Thomas (Hrsg.), Alltag sammeln. Perspektiven und Potentiale volkskundlicher Sammlungsbestände, Münster 2020.
- Bausinger, Hermann, Verbürgerlichung – Folgen eines Interpretaments, in: Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier vom 13. bis 18. September 1971 (= Zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert, Bd. 5), hrsg. v. Wiegemann, Günter, Göttingen 1973, S. 24–49.
- Ders., Formen der „Volkspoesie“ (= Grundlagen der Germanistik, Bd. 6), 2., verb. u. verm. Aufl., Berlin 1980.
- Ders., Name und Stereotyp, in: Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identität. Festschrift für Georg R. Schroubek (= Münchner Beiträge zur Volkskunde, Bd. 8), hrsg. v. Gerndt, Helge, München 1988, S. 13–19.
- Ders., Volkskunde. Von der Altertumsforschung zur Kulturanalyse (= Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Institut der Universität Tübingen im Auftrag der Tübinger Vereinigung für Volkskunde, Sonderband), Tübingen 1999.

- Bayerische Staatsbibliothek/Czoik, Peter, Ludwig Steub, in: Literaturportal Bayern, online unter: <https://www.literaturportal-bayern.de/component/lpbauthors/?view=lpbauthor&pnd=118977113&highlight=WyJsdWR3aWciLCJsdWR3aWcnXHUyMDFjIiwic3RldWIiLCJsdWR3aWcgc3RldWIiXQ==>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- Behmer, Britta, „Such is life hier in Amerika.“ – Die Amerikaberichterstattung des *Morgenblatt für gebildete Stände*, Diss. München 2002.
- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*, Frankfurt am Main 2010.
- Bernasconi, Gianenrico, Nationale Stereotype und interkulturelle Kommunikation, in: *Kulturkontakte. Leben in Europa. Für das Museum Europäischer Kulturen – Staatliche Museen zu Berlin*, hrsg. v. Tietmeyer, Elisabeth/Ziehe, Irene, Berlin 2011, S. 73–79.
- Bimmer, Andreas C., Brauchforschung, in: *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, hrsg. v. Brednich, Rolf W., 3., überarb. u. erw. Aufl., Berlin 2001, S. 311–328.
- Boie, Jenni/Davidovic-Walther, Antonia/Drieschner, Carsten/Fenske, Michaela/Göttsch, Silke/Imeri, Sabine/Kaschuba, Wolfgang/Keller-Drescher, Lioba/Schneider, Franka, *Volkskundliches Wissen und gesellschaftlicher Wissenstransfer: zur Produktion kultureller Wissensformate im 20. Jahrhundert (DFG-Forschungsverbund)*, in: *Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags*. 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde vom 23. bis 26. September 2007 (= *Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde*, Bd. 3), hrsg. v. Simon, Michael/Hengartner, Thomas/Heimerdinger, Timo/Lux, Anne-Christin, Münster-New York-München-Berlin 2009, S. 183–199.
- Bönisch-Brednich, Brigitte, Reiseberichte. Zum Arbeiten mit publizierten historischen Quellen des 18. und 19. Jahrhunderts, in: *Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitswesen in der Europäischen Ethnologie*, hrsg. v. Göttsch, Silke/Lehmann, Albrecht, 2., überarb. u. erw. Aufl., Berlin 2007, S. 125–139.
- Bonß, Wolfgang, *Die Einübung des Tatsachenblicks. Zur Struktur und Veränderung empirischer Sozialforschung*, Frankfurt am Main 1982.

- Böth, Gitta, Kleidungsforschung, in: Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, hrsg. v. Brednich, Rolf W., Berlin 1988, S. 153–169.
- Braun, Rudolf, Probleme des sozio-kulturellen Wandels im 19. Jahrhundert, in: Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier vom 13. bis 18. September 1971 (= Zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert, Bd. 5), hrsg. v. Wiegmann, Günter, Göttingen 1973, S. 11–23.
- Brednich, Rolf Wilhelm, Quellen und Methoden, in: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 2001, S. 77–100.
- Brinker-Gabler, Gisela/Ludwig, Karola/Wöffen, Angela, Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1800–1945, München 1986.
- Brümmer, Franz, Nürnberger, Joseph Christian Emil, in: Allgemeine Deutsche Biographie (1887), online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz72582.html>, o.D., eingesehen am 16.1.2026.
- Brunt, Lodewijk, Die Stadt als Leviathan. Henry Mayhew und die Londoner Welt, in: Historische Anthropologie 3 (1995), S. 460–477.
- Budde, Gunilla-Friederike, Auf dem Weg ins Bürgerleben. Kindheit und Erziehung im deutschen und englischen Bürgerfamilien 1840–1914 (= Bürgertum. Beiträge zur europäischen Gesellschaftsgeschichte, Bd. 6), Göttingen 1994.
- Burke, Peter, Was ist Kulturgeschichte?, Frankfurt am Main 2005.
- Ders., Die Explosion des Wissens. Von der Encyclopédie bis Wikipedia (= Schriftenreihe, Bd. 1606), Bonn 2015.
- Ders., Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft, Berlin 2001.
- Crary, Jonathan, Techniques of the Observer. On Vision and Modernity in the Nineteenth Century, Cambridge 1992.
- Danner, Helmut, Methoden geisteswissenschaftlicher Pädagogik. Einführung in Hermeneutik, Phänomenologie und Dialektik, 5. Aufl., München 2006.
- David, Thomas/Guilhot, Nicolas/Mazbouri, Malik, Einleitung: Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 13 (2006), Heft 1, S. 7–17.

- Deißner, Vera, *Die Volkskunde und ihre Methoden. Perspektiven auf die Geschichte einer „tastend-schreitenden Wissenschaft“ bis 1945. Die Entstehung und Entwicklung des volkskundlich-methodologischen Paradigmas im Spannungsfeld des gesellschaftlichen Diskurses bis 1945* (= Studien zur Volkskultur in Rheinland-Pfalz, Bd. 21), Mainz 1997.
- Dick, Jutta, *Eine geistreiche Plauderin: Otilie Assing*, in: *Deutsch-jüdische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert* (= Studien zur Geistesgeschichte, Bd. 15), hrsg. v. Heid, Ludger/Knoll, Joachim H., Stuttgart-Bonn 1992, S. 463–486.
- Dietzsch, Ina/Imeri, Sabine/Kaschuba, Wolfgang/Kühn, Cornelia/Scholze-Irrlitz, Leonore, *Horizonte ethnografischen Wissens*, in: *Horizonte ethnografischen Wissens. Eine Bestandaufnahme*, hrsg. v. Dietzsch, Ina/Kaschuba, Wolfgang/Scholze-Irrlitz, Leonore, Köln-Weimar-Wien 2009, S. 7–15.
- Döcker, Ulrike, *Zur Konstruktion des ‚bürgerlichen Menschen‘. Verhaltensideale und Lebenspraxis im Prozeß der ‚Verbürgerlichung‘*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichte* 1 (1990), Heft 3, S. 7–47.
- Ege, Moritz/Wietschorke, Jens, *Figuren und Figurierungen in der empirischen Kulturanalyse. Methodologische Überlegungen am Beispiel der „Wiener Typen“ vom 18. bis zum 20. Jahrhundert und des Berliner „Prolls“ im 21. Jahrhundert*, in: *LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie* 7 (2014), Nr. 10, S. 16–35.
- Evans, Richard J., *Das europäische Jahrhundert. Ein Kontinent im Umbruch 1815–1914*, München 2018.
- Felden, Tamara, *Frauen Reisen. Zur literarischen Repräsentation weiblicher Geschlechterrollenerfahrung im 19. Jahrhundert*, New York 1993.
- Fenske, Michaela, *Kulturwissenschaftliches Wissen Goes Public. Einblicke in den Aktionsraum von Wissenschaft und Öffentlichkeit am Beispiel volkskundlicher Enzyklopädien*, in: *Historische Anthropologie. Kultur – Gesellschaft – Alltag* 19 (2011), Heft 1, S. 112–122.
- Fischer, Bernhard, *Cottas „Morgenblatt für gebildete Stände“ in der Zeit von 1807 bis 1823 und die Mitarbeit Therese Hubers*, in: *Archiv für Geschichte des Buchwesens* (1995), Bd. 43, S. 203–239.
- Ders., *Morgenblatt für gebildete Stände / gebildete Leser 1807–1865. Nach dem Redaktionsexemplar im Cotta-Archiv* (Stiftung der ‚Stuttgarter

- Zeitung'). Register der Honorarempfänger / Autoren und Kollationsprotokolle, München 2000.
- Fleck, Ludwig, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Mit einer Einleitung herausgegeben von Lothar Schäfer und Thomas Schelle, Frankfurt am Main 1980.
- Foucault, Michel, Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, 13. Aufl., Frankfurt am Main 1995.
- Ders., Was ist ein Autor? (= Fischer-Athenäum-Taschenbücher), Frankfurt am Main 1998.
- Fränkel, Ludwig, Bölte, Amalie, in: Allgemeine Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz5043.html>, 1903, eingesehen am 16.1.2026.
- Frevert, Ute, Bürgerliche Meisterdenker und das Geschlechterverhältnis. Konzepte, Erfahrungen, Visionen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert, in: Bürgerinnen und Bürger. Geschlechterverhältnisse im 19. Jahrhundert, hrsg. v. ders., Göttingen 1988, S. 15–48.
- Dies., „Mann und Weib, und Weib und Mann“. Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995.
- Fulda, Daniel, Sattelzeit. Karriere und Problematik eines kulturwissenschaftlichen Zentralbegriffs, in: Sattelzeit. Historiographiegeschichtliche Revisionen (= Hallesche Beiträge zur Europäischen Aufklärung, Bd. 52), hrsg. v. ders./Décultot, Elisabeth, Berlin-Boston 2016, S. 1–16.
- Füssel, Stephan, Johann Friedrich Cotta, ‚Neuerfindung‘ des Verlages seit 1787 vor dem Hintergrund des Strukturwandels im Buchhandel, in: Johann Friedrich Cotta. Verleger – Unternehmer – Technikpionier, hrsg. v. Mojem, Helmuth/Potthast, Barbara, Heidelberg 2017, S. 13–31.
- Gatter, Nikolaus, Schoppe (1814-17 auch Schuppe), Emerentia Catharina Amalia (auch Amalie) Sophia, geborene Weise (Pseudonyme unter anderem Adalbert von Schonen, Julius von Meerheim, Marie), in: Neue Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd11861049X.html#ndbcontent>, 2007, eingesehen am 16.1.2026.
- Geißler, Rainer, Die Sozialstruktur Deutschlands. Zur gesellschaftlichen Entwicklung mit einer Bilanz zur Vereinigung, 4., überarb. u. aktual. Aufl., Wiesbaden 2006.

- Gerndt, Helge, Sagen – Fakt, Fiktion oder Fake? Eine kurze Reise durch zweifelhafte Geschichten vom Mittelalter bis heute, Münster 2020.
- Geulen, Christian, Geschichte des Rassismus, München 2007.
- González Athenas, Muriel, Othering über rassifizierten Sexismus in der sozialen Praxis und in historischer Perspektive, in: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (2017), Nr. 41, S. 63–67.
- Götttsch, Silke, Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung, in: Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie, hrsg. v. dies./Lehmann, Albrecht, Berlin 2001, S. 15–32.
- Dies., Europäische Ethnologie/Volkskunde und ihre Quellen. Fachgeschichte und Fragestellungen, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 15 (2004), Heft 4, S. 135–144.
- Grunder, Hans-Ulrich, Hauslehrer, in: HLS. Historisches Lexikon der Schweiz, online unter: <https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/010421/2012-02-24/>, 2012, eingesehen am 16.1.2026.
- Habermas, Jürgen, Strukturwandel der Öffentlichkeit. Untersuchungen zu einer Kategorie der bürgerlichen Gesellschaft, 6. Aufl., Frankfurt am Main 1999.
- Hall, Stuart, Das verhängnisvolle Dreieck. Rasse, Ethnie, Nation, Berlin 2018.
- Hartmann, Andreas, Die Anfänge der Volkskunde, in: Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, hrsg. v. Brednich, Rolf W., 3., überarb. u. erw. Aufl., Berlin 2001, S. 9–30.
- Hartwig, Gebhardt, Die Pfennig-Magazine und ihre Bilder. Zur Geschichte und Funktion eines illustrierten Massenmediums in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: Populäre Bildmedien. Vorträge des 2. Symposiums für ethnologische Bildforschung 1986, hrsg. v. Brednich, Rolf Wilhelm/Hartmann, Andreas, Hamburg 1989, S. 19–41.
- Haug, Christine, „Für mich ist diese Buchhändlermetropole ein kleines Babel“. Der Verlagsstandort und Kommissionsplatz Stuttgart zwischen dem Ende der Napoleonischen Kriege und der 1848er Revolution, in: Johann Friedrich Cotta. Verleger – Unternehmer – Technikpionier, hrsg. v. Mojem, Helmuth/Potthast, Barbara, Wiesbaden 2017, S. 33–50.

- Heigel, Karl Theodor von, Steub, Ludwig, in: Allgemeine Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz81365.html>, 1893, eingesehen am 16.1.2026.
- Heidemann, Frank, Ethnologie. Eine Einführung, 2., durchges. u. korr. Aufl., Göttingen 2019.
- Heilbron, Johan, The Rise of Social Theory, Cambridge 1995.
- Ders./Magnusson, Lars/Wittrock, Björn (Hrsg.), The Rise of the Social Sciences and the Formation of Modernity. Conceptual Change in Context, 1750–1850, Dordrecht-Boston-London 1998.
- Herres, Jürgen, Karl Marx als politischer Journalist im 19. Jahrhundert, in: Die Journalisten Marx und Engels (= Beiträge zur Marx-Engels-Forschung, Neue Folge 2005), S. 7–28.
- Heuser, Magdalene, „Ich wollt dieß und das von meinem Buche sagen, und gerieth in ein Vernünfteln“. Poetologische Reflexionen in den Romanvorreden, in: Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800, hrsg. v. Gallas, Helga/Heuser, Magdalene, Tübingen 1990, S. 52–98.
- Hilmes, Carola, Skandalgeschichten. Aspekte einer Frauenliteratur, Königstein/Ts. 2004.
- Hippel, Wolfgang von/Stier, Bernhard, Europa zwischen Reform und Revolution 1800–1850 (= Handbuch der Geschichte Europas, Bd. 7), Stuttgart 2012.
- Hobsbawm, Eric, The Age of Revolution. Europe 1789–1848, New York 1962.
- Holland, Hyacinth, Lentner, (Johann) Friedrich, in: Allgemeine Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz50271.html>, 1883, eingesehen am 16.1.2026.
- Honegger, Claudia/Wobbe, Theresa, Frauen in der Soziologie. Neun Porträts, München 1998.
- Hüchtker, Dietlind, Der „Schmutz der Juden“ und die „Unsittlichkeit der Weiber“. Ein Vergleich der Repräsentationen von Armut in Stadt- und Reisebeschreibungen von Galizien und Berlin (Ende des 18./Mitte des 19. Jahrhunderts), in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 51 (2002), Heft 3, S. 351–369.
- Hügel, Hans-Otto, Belehrung und Unterhaltung. Die Diskussion um das populäre Sachbuch in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (1818–1895), in: Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags. 36.

- Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Mainz vom 23. bis 26. September 2007 (= Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Bd. 3), hrsg. v. Simon, Michael/Hengartner, Thomas/Heimerdinger, Timo/Lux, Anne-Christin, Münster-New York-München-Berlin 2009, S. 200–210.
- Jansen, Christian/Borggräfe, Henning, Nation – Nationalität – Nationalismus (= Historische Einführungen, Bd. 1) Frankfurt am Main-New York 2007.
- Johler, Reinhard/Marchetti, Christian/Tschofen, Bernhard/Weith, Carmen (Hrsg.), Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011, Münster-New York-München-Berlin 2013.
- Kaschuba, Wolfgang, Einführung in die Europäische Ethnologie, 4., aktual. Aufl., München 2012.
- Keller, Reiner/Dimbath, Oliver, Was ist Wissenssoziologie? Zur Orientierung in einem unübersichtlichen Forschungsgebiet, in: Soziopolis. Gesellschaft beobachten, online unter: <https://www.sozio.polis.de/was-ist-wissenssoziologie.html>, 30.5.2017, eingesehen am 16.1.2026.
- Keller-Drescher, Lioba, Die Fragen der Gegenwart und das Material der Vergangenheit – Zur (Re-)Konstruktion von Wissensordnungen, in: Historizität. Vom Umgang mit Geschichte. Hochschultagung „Historizität als Aufgabe und Perspektive der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde“ vom 21.–23. September 2006 in Münster (= Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie, Bd. 13), hrsg. v. Hartmann, Andreas/Meyer, Silke/Mohrmann, Ruth-E., Münster 2007, S. 57–68.
- Dies., Sammeln, Horten, Verhandeln. Der Wissensschatz als Ressource, in: Kultur_Kultur. Denken. Forschen. Darstellen. 38. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Tübingen vom 21. bis 24. September 2011, hrsg. v. Johler, Reinhard/Marchetti, Christian/Tschofen, Bernhard/Weith, Carmen, Münster-New York-München-Berlin 2013, S. 122–130.
- Dies., Vom Wissen zur Wissenschaft. Ressourcen und Strategien regionaler Ethnografie (1820–1950) (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg, Reihe B: Forschungen, Bd. 215), Stuttgart 2017.

- Kienitz, Sabine, Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik, in: Historische Anthropologie. Standortbestimmungen im Feld historischer und europäisch ethnologischer Forschungs- und Wissenspraxis (= Historisches Forum, Bd. 14), hrsg. v. H-Soz-u-Kult/Binder, Beate/Fenske, Michaela, Berlin 2012, S. 107–122.
- Kienzle, Ilse, Das „Morgenblatt für gebildete Stände“. Lektüre einer kulturellen Tageszeitung des 19. Jahrhunderts, in: Bayerischer Rundfunk, Land und Leute, Sendung am Freitag, 29. Mai 1992, 9–10 Uhr, Bayern 2, Manuskript.
- Kleinschmidt, Harald, Klimatheorie, Statistik, Revolutionsbegriff. Die Transformation der Wahrnehmung der Vergangenheit in Europa zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift (2019), Bd. 308, S. 693–636.
- Knoblauch, Hubert, Wissenssoziologie, Wissensgesellschaft und die Transformation der Wissenskommunikation, in: Aus Politik und Zeitgeschichte APUZ, online unter: <http://www.bpb.de/apzu/158653/wissenssoziologie-wissensgesellschaft-und-wissenskommunikation>, 2013, eingesehen am 16.1.2026.
- Ders., Wissenssoziologie, Konstanz 2014.
- Kocka, Jürgen, Bürgertum und bürgerliche Gesellschaft im 19. Jahrhundert: europäische Entwicklungen und deutsche Eigenarten, in: Bürgertum im 19. Jahrhundert: Deutschland im europäischen Vergleich, Bd. 1: Einheit und Vielfalt in Europa, hrsg. v. ders., München 1988, S. 11–76.
- Ders., Weder Stand noch Klasse. Unterschichten um 1800, Bonn 1990.
- Ders., Arbeiten an der Geschichte. Gesellschaftlicher Wandel im 19. und 20. Jahrhundert (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 200), Göttingen 2001.
- Ders., Arbeiterleben und Arbeiterkultur. Die Entstehung einer sozialen Klasse (= Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 3), Bonn 2015.
- Köhler-Zülch, Ines, Der Diskurs über den Ton. Zur Präsentation von Märchen und Sagen in Sammlungen des 19. Jahrhunderts, in: Homo narrans. Studien zur populären Erzählkultur. Festschrift für Siegfried Neumann zum 65. Geburtstag (= Rostocker Beiträge zur Volkskunde

- und Kulturgeschichte, Bd. 1), hrsg. v. Schmitt, Christoph, Münster-New York-München-Berlin 1999, S. 25–50.
- Kord, Susanne, Sich einen Namen machen. Anonymität und weibliche Autorschaft 1700–1900, Stuttgart-Weimar 1996.
- Kos, Wolfgang (Hrsg.), Wiener Typen. Klischees und Wirklichkeit. 387. Sonderausstellung des Wien Museums, 25. April bis 6. Oktober 2013, Wien 2013.
- Köstlin, Konrad, Das ethnographische Paradigma und die Jahrhundertwenden, in: *Ethnologia Europaea* 24 (1994), S. 5–20.
- Ders., Archive, Materialien und Projekte. Wissensproduktion und disziplinäres Selbstverständnis, in: *Volkskundliche Großprojekte. Ihre Geschichte und Zukunft. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Rostock (= Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 2)*, hrsg. v. Schmitt, Christoph, Münster 2005, S. 15–31.
- Kübler, Hans-Dieter, Mythos Wissensgesellschaft. Gesellschaftlicher Wandel zwischen Information, Medien und Wissen. Eine Einführung, 2., erw. Aufl., Wiesbaden 2009.
- Kuckartz, Udo, Qualitative Inhaltsanalyse. Methoden, Praxis, Computerunterstützung (= *Grundlagentexte Methoden*), 4., überarb. Aufl., Basel 2018.
- Kuhlmann, Nele, Ethnographie als Forschungsparadigma, online unter: <https://methodenzentrum.ruhr-uni-bochum.de/e-learning/qualitative-erhebungsmethoden/qualitative-beobachtungsverfahren/ethnographie-als-forschungsparadigma/>, 16.2.2021, eingesehen am 16.1.2026.
- Kuhn, Konrad J., Wissen, in: *Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch*, hrsg. v. Heimerdinger, Timo/Tauschek, Markus, Münster-New York 2020, S. 520–550.
- Kuhn, Thomas S., *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt am Main 1962.
- Laitko, Hubert, Disziplingeschichte und Disziplinverständnis, in: *Disziplinen im Kontext. Perspektiven der Disziplingeschichte (= Erlanger Beiträge zur Wissenschaftsforschung)*, hrsg. v. Peckhaus, Volker/Thiel, Christian, München 1999, S. 21–60.
- Lamping, Dieter, Literatur und Wissenschaft. Ein Sondierungsversuch, in: *KulturPoetik* 5 (2005), Heft 2, S. 139–152.

- Landwehr, Achim, Wissensgeschichte, in: Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung (= Erfahrung – Wissen – Imagination. Schriften zur Wissenssoziologie, Bd. 15), hrsg. v. Schützeichel, Rainer, Konstanz 2007, S. 801–813.
- Ders., Historische Diskursanalyse (= Historische Einführung, Bd. 4), Frankfurt am Main 2008.
- Lang, Hans-Joachim, Im Foyer der Revolution. Als Schiller in Tübingen Chefredakteur werden sollte: die Gründerzeit von Cottas „Augsburger Allgemeine“, Tübingen 1998.
- Lauster, Martina, Zwischen Karikatur und Genre. Die Suche nach dem Staatsbürger in Skizzen des Vormärz, in: Europäische Karikaturen im Vor- und Nachmärz (= Forum Vormärz Forschung, Jahrbuch 2005), hrsg. v. Fischer, Hubertus/Vaßen, Florian, Bielefeld 2006, S. 161–196.
- Dies., Sketches of the Nineteenth Century. European Journalism and its Physiologies, 1830–1850, New York 2007.
- Lepper, Herbert, Reumont, Alfred von (preußischer Adel 1846), in: Neue Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz76248.html#ndbcontent>, 2003, eingesehen am 16.1.2026.
- Lentz, Sarah, „Wer helfen kann, der helfe!“ Deutsche SklavereigeegnerInnen und die atlantische Abolitionsbewegung, 1780–1860 (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Bd. 261), Göttingen 2020.
- Lepenes, Wolf, Das Ende der Naturgeschichte. Wandel kultureller Selbstverständlichkeiten in den Wissenschaften des 18. und 19. Jahrhunderts, Wien 1976.
- Ders., Wissenschaftsgeschichte und Disziplingeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 4 (1978), Heft 4, S. 437–451.
- Ders., Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft, Frankfurt am Main 2002.
- Lichtblau, Klaus, Anfänge der Soziologie in Deutschland (1870–1918), in: Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie, hrsg. v. Moebius, Stephan/ Ploder, Andreas, Wiesbaden 2018, S. 11–35.
- Lindner, Rolf, Henry Mayhew, Stadtethnograph, in: Die Zivilisierung der urbanen Nomaden. Henry Mayhew, die Armen von London und die Modernisierung der Lebensformen (= Berliner Blätter, Sonderheft 35), hrsg. v. ders., Münster 2005, S. 8–24.

- Lipp, Carola, Die Frau in der Karikatur und im Witz der 48er Revolution, in: *Fabula* (1991), Bd. 32, S. 132–164.
- Dies., Perspektiven der historischen Forschung und Probleme der kulturhistorischen Hermeneutik, in: *Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte*, hrsg. v. Hess, Sabine/Moser, Johannes/Schwertl, Maria, Berlin 2013, S. 205–246.
- Markantonatos, Adriana, L'illustration oder ‚bloß‘ Illustration? Der Beitrag des ‚Bildes‘ zu einer Geschichte sozialen Denkens und Wissens im Frankreich des frühen 19. Jahrhunderts, in: *Skizzen, Romane, Karikaturen. Populäre Genres als soziographische Wissensformate im 19. Jahrhundert (= WissensKulturen / Knowledge Cultures, Bd. 1)*, hrsg. v. Schwab, Christiane, Bielefeld 2021, S. 85–114.
- Martini, Fritz, Hackländer, Friedrich Wilhelm Ritter von (österreichischer Ritter 1860), in: *Neue Deutsche Bio-graphie*, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118699962.html#ndbcontent>, 1966, eingesehen am 16.1.2026.
- Marzolph, Ulrich, Tausendundeine Nacht, in: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*, Bd. 13, hrsg. v. Brednich, Rolf Wilhelm, Berlin-New York 2010, S. 287–302.
- Maus, Heinz, Zur Vorgeschichte der empirischen Sozialforschung, in: *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*, hrsg. v. Moebius, Stephan/Ploder Andrea, Wiesbaden 2018, S. 597–720.
- Mayring, Philipp, *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, 12., überarb. Aufl., Weinheim-Basel 2015.
- Metz-Becker, Marita, „Kulturwissenschaftliche Köpfe“ – ein Plädoyer für Georg Forster, in: *Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern*, hrsg. v. Becker, Siegfried/Bimmer, Andreas C./Braun, Karl/Buchner-Fuhs, Jutta/Gieske, Sabine/Köhle-Hezinger, Christel, Münster 2001, S. 385–392.
- Meyer, Silke, *Die Ikonographie der Nation. Nationalstereotype in der englischen Druckgraphik des 18. Jahrhunderts (= Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 104)*, Münster-New York-München-Berlin 2003.

- Mojem, Helmuth, Über H. Clauren, das römische Kulturleben und die Meuterer der Bounty. Zum Morgenblatt für gebildete Stände, in: Johann Friedrich Cotta. Verleger – Unternehmer – Technikpionier, hrsg. v. ders./Potthast, Barbara, Heidelberg 2017, S. 231–249.
- Moser, Dietz-Rüdiger, Authentizität, in: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung, Bd. 1, hrsg. v. Ranke, Kurt, Berlin-New York 1975/77, S. 1075–1080.
- Moser, Hans, Lorenz Westenrieder und die Volkskunde, in: Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde (1953), S. 160–188.
- Müller-Wille, Staffan/Reinhardt, Carsten/Sommer, Marianne, Wissenschaftsgeschichte und Wissensgeschichte, in: Handbuch Wissenschaftsgeschichte, hrsg. v. dies., Stuttgart 2017, S. 2–18.
- Neumann, Michael/Twellmann, Marcus, Marginalität und Fürsprache. Dorfgeschichten zwischen Realismus, Microstoria und historischer Anthropologie, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 39 (2014), Heft 2, S. 476–492.
- Neumeyer, Harald, Der Flaneur. Konzeption der Moderne, Würzburg 1999.
- Nipperdey, Thomas, Deutsche Geschichte 1800–1866: Bürgerwelt und starker Staat, München 1983.
- Nissen, Martin, Zwischen Wissenschaft und Wissensvermittlung: Die Bibliothek deutscher Geschichte im J. G. Cotta-Verlag, in: Wissenschaftsverlage zwischen Professionalisierung und Popularisierung, hrsg. v. Estermann, Monika/Schneider, Ute, Wiesbaden 2007, S. 47–60.
- Oberschall, Anthony, Empirische Sozialforschung in Deutschland 1848–1914 (= Alber-Reihe Kommunikation, Bd. 21), München 1997, S. 118–121.
- Osterhammel, Jürgen, Über die Periodisierung der neueren Geschichte. Vortrag in der Geisteswissenschaftlichen Klasse am 29. November 2002, in: Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berichte und Abhandlungen, Nr. 10, online unter: <https://edoc.bbaw.de/frontdoor/index/index/docId/91>, 2006, eingesehen am 16.1.2026, S. 45–64.
- Ders., Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, 5. Aufl., München 2010.
- Ders., Das 19. Jahrhundert, in: Informationen zur politischen Bildung (2012), Nr. 315.

- Otis, Laura, Introduction, in: *Literature and Science in the Nineteenth Century. An Anthology*, hrsg. v. dies., Oxford 2009, S. xvii-xxviii.
- Ott, Ulrich, Vorwort, in: *Morgenblatt für gebildete Stände / gebildete Leser 1807–1865. Nach dem Redaktionsexemplar im Cotta-Archiv (Stiftung der ‚Stuttgarter Zeitung‘)*. Register der Honorarempfänger / Autoren und Kollationsprotokolle, Fischer, Bernhard, München 2000, S. 7.
- Peckhaus, Volker, Chancen kontextueller Disziplingeschichtsschreibung in der Mathematik, in: *Disziplinen im Kontext. Perspektiven der Disziplingeschichte (= Erlanger Beiträge zur Wissenschaftsforschung)*, hrsg. v. Peckhaus, Volker/Thiel, Christian, München 1999, S. 77–95.
- Peek, Sabine, *Cottas Morgenblatt für gebildete Stände. Seine Entwicklung und Bedeutung unter der Redaktion der Brüder Hauff (1827–1865)*, in: *Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel – Frankfurter Ausgabe (1965)*, Nr. 42, S. 948–1063.
- Dies., Hauff, Hermann, in: *Deutsche Biographie*, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/gnd100576869.html#ndbcontent>, 1969, eingesehen am 16.1.2026.
- Peer, Peter, Zur Natur des Menschen. Gedanken zur Entwicklung der Genremalerei im 19. Jahrhundert, in: *Zur Natur des Menschen. Genremalerei des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Aus der Sammlung der neuen Galerie*, hrsg. v. Steinle, Christa/Danzer, Gudrun/Peer, Peter, Graz 2007, S. 30–45.
- Peters, Anja, „Federkriege“. Autorinnenbriefe an Hermann Hauff, Redakteur des „Morgenblatts für gebildete Stände“, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (2010)*, Bd. 35/Heft 1, S. 177–212.
- Petersen, Jens, Alfred von Reumont und Italien, in: *Italienbilder – Deutschlandbilder. Gesammelte Aufsätze (= Italien in der Moderne, Bd. 6)*, ders., Köln 1999, S. 9–34.
- Petzoldt, Leander, Zur Geschichte der Erzählforschung in Österreich, in: *Homo narrans. Studien zur populären Erzählkultur. Festschrift für Siegfried Neumann zum 65. Geburtstag (= Rostocker Beiträge zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 1)*, hrsg. v. Schmitt, Christoph, Münster-New York-München-Berlin 1999, S. 111–138.

- Pillado, Miguel Angel, *The China and the Ranchero: Typecasting Mexicanness from Nineteenth-Century Costumbrismo to Classical Mexican Cinema*, in: *Skizzen, Romane, Karikaturen. Populäre Genres als soziographische Wissensformate im 19. Jahrhunderts (= Wissens-Kulturen / Knowledge Cultures, Bd. 1)*, hrsg. v. Schwab, Christiane, Bielefeld 2021, S. 115–143.
- Pohle, Frank, Alfred von Reumont (1808–1887) – ein Diplomat als kultureller Mittler. Vorwort und Einführung, in: *Alfred von Reumont (1808–1887) – ein Diplomat als kultureller Mittler (= Historische Forschungen, Bd. 107)*, hrsg. v. ders., Berlin 2015, S. 7–18.
- Pohl-Weber, Rosemarie, *Westfälisches Volkstum im Leben und Werk der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff*, Münster 1966.
- Polaschegg, Andrea, *Der andere Orientalismus (= Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte, Bd. 35 (269))*, Berlin-New York 2005.
- Pomian, Krzysztof, *Sammlungen – eine historische Typologie*, in: *Macrocosmos in Microcosmo. Die Welt in der Stube. Zur Geschichte des Sammelns 1450 bis 1800*, hrsg. v. Grote, Andreas, Opladen 1994, S. 107–122.
- Pürer, Heinz/Raabe, Johannes, *Presse in Deutschland*, 3., völlig überarb. u. erw. Aufl., Konstanz 2007.
- Radermacher, Martin, *Volksfrömmigkeit im Gewand moderner Esoterik?*, in: *Religiosität und Spiritualität. Fragen, Kompetenzen, Ergebnisse*, hrsg. v. Schöne, Anja/Groschwitz, Helmut, Münster 2014, S. 387–403.
- Regin, Silke, *Johann Georg Kohl. Ethnographische Sprachreflexion im 19. Jahrhundert (= Kasseler Studien – Literatur, Kultur, Medien, Bd. 7)*, Siegen 2001.
- Requate, Jörg, *Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 109)*, Göttingen 1995.
- Ders., *Kennzeichen der deutschen Mediengesellschaft des 19. Jahrhunderts*, in: *Das 19. Jahrhundert als Mediengesellschaft (= Ateliers des Deutschen Historischen Instituts Paris, Bd. 4)*, hrsg. v. ders., München 2009, S. 30–42.

- Reudenbach, Hermann-Josef, Der König aus dem Norden in Florenz: Ein Streiflicht auf Alfred v. Reumont (1808–1887) und seine Geschichtsschreibung, in: Katholiken im langen 19. Jahrhundert. Akteure – Kulturen – Mentalitäten. Festschrift für Otto Weiß, hrsg. v. Burkhard, Dominik/Priesching, Nicole, Regensburg 2014, S. 212–244.
- Rheinheimer, Martin, Arme, Bettler und Vaganten. Überleben in der Not 1450–1850 (= Europäische Geschichte), Frankfurt am Main 2000.
- Richter, Hedwig, Geschlecht und Moderne. Analytische Zugänge zu Kontinuitäten und Umbrüchen in der Geschlechterordnung im 18. und 19. Jahrhundert, in: Archiv für Sozialgeschichte 57 (2017), S. 111–130.
- Said, Edward, Orientalismus, Frankfurt am Main 2010.
- Sarasin, Philipp, Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914, Frankfurt am Main 2001.
- Ders., Was ist Wissensgeschichte?, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 36 (2011), Heft 1, S. 159–172.
- Scharfe, Martin, Bagatellen. Zu einer Pathognomik der Kultur, in: Zeitschrift für Volkskunde 91 (1995), S. 1–26.
- Ders., Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750–1850, Wien-Köln-Weimar 2007.
- Schmitt-Maaß, Christoph, Kultur erzählen. Von der Volkskunde und Völkerkunde zur Kulturhistorie, in: Wissenskulturen des Vormärz (= Forum Vormärz Forschung, Jahrbuch 2011), hrsg. v. Frank, Gustav/Podewski, Madleen, Bielefeld 2012, S. 221–241.
- Schneider, Norbert, Geschichte der Genremalerei. Die Entdeckung des Alltags in der Kunst der Frühen Neuzeit, Berlin 2004.
- Schubert, Klaus/Klein, Martina, Gesellschaft, in: Das Politiklexikon, online unter: <https://www.bpb.de/kurz-knapp/lexika/politiklexikon/17556/gesellschaft/>, 7., aktual. u. erw. Aufl., Bonn 2020, eingesehen am 16.1.2026.
- Schwab, Christiane, Der spanische *costumbrismo* (ca. 1820–1860) und die Konsolidierung volkskundlich-soziologischer Interessen im europäischen Kontext, in: Jahrbuch für Europäische Ethnologie (2014), Band 9, S. 28–50.
- Dies., Sketches of Manners, Esquisses des Moeurs. Die journalistische Gesellschaftsskizzen (1830–1860) als ethnographisches Wissensformat, in: Zeitschrift für Volkskunde 112 (2016), Heft 1, S. 37–56.

- Dies., Social Observation in Early Commercial Print Media. Towards a Genealogy of the Social Sketch (ca. 1820-1860), in: *History and Anthropology* 29 (2018), Heft 2, S. 204–232.
- Dies., Voices of Observation and Styles of Representation in Nineteenth-Century Sociographic Journalism, in: *History and Anthropology* 31 (2020), Nr. 4, S. 417–439.
- Dies., Zwischen Naturgeschichte, Statistik und Gesellschaftsroman. Soziographische Wissensordnungen im Kontext einer europäischen Publizistik im 19. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für Volkskunde. Beiträge zur Kulturforschung* 117 (2021), Heft 2, S. 141–162.
- Seidenspinner, Wolfgang, Romantik und Kulturanthropologie, in: *Episteme der Romantik. Volkskundliche Erkundungen (= Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, Bd. 8)*, hrsg. v. ders./Niem, Christina, Münster 2014, S. 9–19.
- Sengle, Friedrich, Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848, Bd. II: Die Formenwelt, Stuttgart 1972.
- Seybold, Eberhard, Das Genrebild in der deutschen Literatur. Vom Sturm und Drang bis zum Realismus (= *Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur, Bd. 3*), Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz 1967.
- Shesgreen, Sean, *Images of the Outcast. Urban Poor in the Cries of London*, Manchester 2002.
- Siemann, Wolfram, Wilhelm Heinrich Riehl (1823–1897), in: *Münchener Historiker zwischen Politik und Wissenschaft. 150 Jahre Historisches Seminar der Ludwig-Maximilians-Universität (= Beiträge zur Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München, Bd. 5)*, hrsg. v. Weigand, Katharina, München 2010, S. 95–118.
- Sievers, Kai Detlev, Volkskundliche Fragestellungen im 19. Jahrhundert, in: *Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie*, hrsg. v. Brednich, Rolf W., 3., überarb. u. erw. Aufl., Berlin 2001, S. 31–51.
- Sommer, Manfred, *Sammeln. Ein philosophischer Versuch*, Frankfurt am Main 1999.
- Speich Chassé, Daniel/Gugerli, David, Wissensgeschichte. Eine Standortbestimmung, in: *Traverse. Zeitschrift für Geschichte / Revue d'histoire* (2012), Heft 18/1, S. 85–100.

- Stagl, Justin, Homo Collector: Zur Anthropologie und Soziologie des Sammelns, in: Sammler – Bibliophile – Exzentriker (= Literatur und Anthropologie, Bd. 1), hrsg. v. Assmann, Aleida/Gomille, Monika/Rippl, Gabriele, Tübingen 1998, S. 37–54.
- Ders., Die Entstehung der Völker- und Volkskunde aus der Krise der Statistik, 1750–1850, in: Berechnen / Beschreiben. Praktiken statistischen (Nicht-)Wissens 1750–1850, hrsg. v. Berg, Gunhild/Török, Borbála Zsuzsanna/Twellmann, Marcus, Berlin 2015, S. 213–229.
- Steinbrügge, Lieselotte, Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung (= Ergebnisse der Frauenforschung, Bd. 11), Weinheim-Basel 1987.
- Steinmetz, Willibald, Europa im 19. Jahrhundert (= Neue Fischer Weltgeschichte, Bd. 6), Frankfurt am Main 2019.
- Stiegler, Bernd, Philologie des Auges. Die photographische Entdeckung der Welt im 19. Jahrhundert, München 2001.
- Stöber, Rudolf, Deutsche Pressegeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, 3., überarb. Aufl., Konstanz-München 2014.
- Stockinger, Claudia, Das 19. Jahrhundert. Zeitalter des Realismus, Berlin 2010.
- Storim, Mirjam, Lesegesellschaft, in: Handbuch Populäre Kultur. Begriff, Theorien und Diskussionen, hrsg. v. Hügel, Hans-Otto, Stuttgart 2003, S. 301–303.
- Strübing, Jörg, Grounded Theory. Zur sozialtheoretischen und epistemologischen Fundierung des Verfahrens in der empirisch begründeten Theoriebildung (= Qualitative Sozialforschung, Bd. 15), 2., überarb. u. erw. Aufl., Wiesbaden 2008.
- Suppan, Arnold, Einleitung. Identitäten und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen, in: Das Bild vom Anderen. Identitäten, Mentalitäten, Mythen und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen, hrsg. v. ders./Heuberger, Valeria/Vyslonzil, Elisabeth, 2., durchges. Aufl., Frankfurt am Main-Berlin-Bern u.a. 1999, S. 9–20.
- Szöllösi-Janze, Margit, Lebens-Geschichte – Wissenschafts-Geschichte. Vom Nutzen der Biographie für Geschichtswissenschaft und Wis-

- senschaftsgeschichte, in: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* 23 (2000), Heft 1, S. 17–35.
- Tennstedt, Florian, Sozialreform in Deutschland. Einige Anmerkungen zum Verhältnis von wissenschaftlichen (Vereins-)Initiativen und politischer Herrschaft seit dem 19. Jahrhundert, in: *Zeitschrift für Sozialreform* 32 (1986), Heft 1, S. 10–24.
- Teuteberg, Hans Jürgen (Hrsg.), *Reiseberichte als Quellen europäischer Kulturgeschichte* (= *Wolfenbütteler Forschungen*, Bd. 21), Wolfenbüttel 1982.
- Toulmin, Stephen/Goodfield, June, *Entdeckung der Zeit*, München 1970.
- Ueckmann, Natascha, *Frauen und Orientalismus. Reisetexte französischer Autorinnen des 19. und 20. Jahrhunderts* (= *Ergebnisse der Frauenforschung*, Bd. 56), Stuttgart-Weimar 2001.
- Vahsen, Mechthilde, *Wie alles begann – Frauen um 1800*, in: *Dossier Frauenbewegung*, hrsg. v. Bundeszentrale für politische Bildung, online unter: <https://www.bpb.de/gesellschaft/gender/frauenbewegung/35252/wie-alles-begann-frauen-um-1800>, 2008, eingesehen am 16.1.2026.
- Vermeulen, Han F., *Von der Empirie zur Theorie: deutschsprachige Ethnographie und Ethnologie von Gerhard Friedrich Müller bis Adolf Bastian (1740–1881)*, in: *Zeitschrift für Ethnologie* 134 (2009), Heft 2, S. 253–266.
- Ders., *Before Boas. The Genesis of Ethnography and Ethnology in the German Enlightenment* (= *Critical Studies in the History of Anthropology*), London 2015.
- Vogel, Jakob, *Von der Wissenschafts- zur Wissensgeschichte. Für eine Historisierung der „Wissengesellschaft“*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 30 (2004), Heft 4, S. 639–660.
- Völkel, Bärbel, *Inklusive Geschichtsdidaktik. Vom inneren Zeitbewusstsein zur dialogischen Geschichte*, Schwalbach/Ts. 2017.
- Waibel, Nicole, „Anti-Aberglaubiana“ oder Mittel wider den Aberglauben der Leute. Zu einem volksaufklärerischen Diskurs im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: *Kulturtechnik Aberglaube. Zwischen Aufklärung und Spiritualität. Strategien zur Rationalisierung des Zufalls*, hrsg. v. Kreissl, Eva, Bielefeld 2013, S. 169–192.
- Warneken, Bernd Jürgen, *Zu Fuß?*, in: *Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten*,

- Freunden und Schülern, hrsg. v. Becker, Siegfried/Bimmer, Andreas C./Braun, Karl/Buchner-Fuhs, Jutta/Gieske, Sabine/Köhle-Hezinger, Christel, Münster 2001, S. 3–10.
- Weber-Kellermann, Ingeborg/Bimmer, Andreas C./Becker, Siegfried, Einführung in die Volkskunde/Europäische Ethnologie. Eine Wissenschaftsgeschichte, 3., überarb. u. aktual. Aufl., Stuttgart 2003.
- Wendorff, Rudolf, Zeit und Kultur. Geschichte des Zeitbewußtseins in Europa, Opladen 1980.
- Wendt, Wolf Rainer, Geschichte der Sozialen Arbeit 1. Die Gesellschaft vor der sozialen Frage 1750 bis 1900, 6., überarb. u. erw. Aufl., Wiesbaden 2017.
- Wietschorke, Jens, Historische Ethnographie. Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts, in: Zeitschrift für Volkskunde 106 (2010), Heft II, S. 97–124.
- Ders., Anthropologie der Stadt: Konzepte und Perspektiven, in: Stadt. Ein interdisziplinäres Handbuch, hrsg. v. Mieg, Harald A./Heyl, Christoph, Stuttgart-Weimar 2013, S. 202–221.
- Ders., Urbane Volkstypen. Zur Folklorisierung der Stadt im 19. und 20. Jahrhundert, in: Zeitschrift für Volkskunde 110 (2014), Heft 2, S. 215–242.
- Wildmeister, Birgit, Die Bilderwelt der „Gartenlaube“. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des bürgerlichen Lebens in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts (= Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Bd. 66), Würzburg 1998.
- Wilke, Jürgen; Zensur und Pressefreiheit, in: Europäische Geschichte Online (EGO), hrsg. v. Leibniz-Institut für Europäische Geschichte (IEG), online unter: <http://www.ieg-ego.eu/wilkej-2013a-de>, 18.4.2013, eingesehen am 26.1.2026.
- Winter, Sebastian, Gegen das Gesetz und die Gesetzlosigkeit. Zur Sozialpsychologie des Antiziganismus, in: Konstellationen des Antiziganismus. Theoretische Grundlagen, empirische Forschung und Vorschläge für die Praxis, hrsg. v. Stender, Wolfram, Wiesbaden 2016, S. 111–128.
- Wissmann, Sylvelin, Wohltätigkeit für Wohltäter. Vom doppelten Nutzen der Philanthropie an Bremer Beispielen des 19. Jahrhunderts, in: Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 13 (2006), Heft 1, S. 47–61.

- Wittmann, Reinhard, Gibt es eine Leserrevolution am Ende des 18. Jahrhunderts?, in: Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm, hrsg. v. Chartier, Roger/Cavallo, Guglielmo, Frankfurt/Main-New York-Paris 1999, S. 421–454.
- Wolkenhauer, Wilhelm, Kohl, Johann Georg, in: Allgemeine Deutsche Biographie, online unter: <https://www.deutsche-biographie.de/sfz44097.html#adbcontent>, 1882, eingesehen am 16.1.2026.

Das 19. Jahrhundert war eine Epoche der gesellschaftlichen Beobachtung und Beschreibung. Im Kontext des expandierenden Pressemarktes und des bürgerlichen Lebens kam es in Europa zu einer deutlichen Zunahme von Darstellungen des Sozialen. Gleichzeitig bildeten sich neue, ausdifferenzierte literarisch-journalistische Genres heraus.

Die vorliegende Dissertation untersucht diese sogenannten ‚publizistischen Gesellschaftsbeschreibungen‘ am Beispiel der populären deutschsprachigen Zeitschrift *Morgenblatt für gebildete Leser* im Zeitraum von 1837 bis 1857. Dabei wird der Frage nachgegangen, wie sich ethnographische Wissensformate in dieser Zeit etablierten und in welcher Verbindung sie zu den Anfängen der wissenschaftlichen Ethnographie standen. Die Quellen werden ins Spannungsfeld von Publizistik, zeitgenössischer Wissenschaft und Geistesströmungen wie Romantik und Sozialreform gestellt.

Mithilfe eines Methodenmixes aus qualitativer Inhaltsanalyse, Hermeneutik und (historischer) Diskursanalyse werden die Kategorien Wissenspraktiken, -formate, -ordnungen und Akteur*innen beleuchtet. Die Arbeit rückt bislang wenig beachtete publizistische Quellen ins Zentrum einer wissenshistorischen Betrachtung der prädisziplinären Phase der Sozial- und Kulturwissenschaften (Volkskunde, Völkerkunde, Soziologie).

Alexandra Rabensteiner studierte Europäische Ethnologie und Geschichte in Innsbruck und Wien und promovierte an der Ludwig-Maximilians-Universität München im Fach Empirische Kulturwissenschaft. Ihre Dissertation entstand in ihrer Tätigkeit als wissenschaftliche Mitarbeiterin in DFG- und ERC-geförderten Projekten zur Formierung ethnografischen Wissens in der Publizistik des 19. Jahrhunderts.

ISBN 978-3-99192-434-0

